Der Himmel auf Erden.

Roman aus unserer Zeit

von

Adolf Mützelburg.

Erster Band.

Berlin.
Verlag und Druck von Albert Sacco,
Zimmerstraße Nr. 94.

Vorwort.

Unsere Zeit ist eine gewaltige und große. Aber eben weil sie das ist, lastet sie schwer auf jedem Einzelnen, wie alle Zeiten, in denen die Geschicke der Menschheit oder einzelner Völker auf Jahrtausende oder Jahrhunderte hinaus entschieden wurden, auf unseren Voreltern lasteten. Die Leiden des siebenjährigen Krieges gebaren für Preußen eine herrliche Zukunft; aus den welterschütternden Umwälzungen der napoleonischen Zeit ging ein verjüngtes Europa, ein erstarktes Deutschland hervor, und wir erfreuen uns der Ernte, deren Saat damals ausgestreut wurde. Aber auch unsere Generation hat eine gewaltige Aufgabe zugetheilt erhalten, die schwerste vielleicht von allen. Sie kämpft gegen die willkürliche Herrschaft weniger Bevorzugten für die gesetzmäßige Freiheit jedes Einzelnen, und in diesen an und für sich schon unendlich schwierigen und verwickelten Kampf mischt hier und dort sich noch, auch im deutschen Vaterlande, das Streben nach einheitlicher Entwickelung von Volksstämmen, die ihrer Natur nach zusammengehören und bisher getrennt waren.

Gebe Gott, daß wir diesen Kampf männlich und würdevoll bestehen, uns zur Ehre und allen nachkommenden Geschlechtern zum Segen und zum frohen Genuß! Der Gedanke, daß wir die Schöpfer der Zukunft sind, daß die kommenden Jahrhunderte unserer mit Dankbarkeit und Achtung gedenken werden, muß uns trösten für die Leiden, Zweifel und Entbehrungen der jetzigen Zeit. Wir müssen arbeiten, wie Eltern für ihre Kinder arbeiten: glücklich in dem Vorgenusse des Glücks, das sie kommenden Geschlechtern bereiten. Große Werke sind nur mit großen Mühen und großen Opfern vollführt worden. Deshalb dürfen wir uns nicht niederbeugen, nicht entmuthigen oder gar zur Verzweiflung treiben lassen, wenn wir nur langsam, langsam vorschreiten, wenn die Unsicherheit aller Zustände uns geistig beängstigt und materielle Opfer auferlegt. Es ist die Zeit des Sonnen-Aufgangs und Nebel lagern über der Erde. Aber wir wissen, daß die Sonne am Himmel steht und daß sie durchbrechen wird.

Für einen Roman, für ein Werk der Unterhaltung, mag eine solche Einleitung fast zu ernst erscheinen; aber sie ist es nicht. In einer Zeit, wie der jetzigen, muß auch das Spiel zum Ernst werden, muß man auch das luftige Gebäude der Phantasie auf festem, gehaltvollen Grunde aufbauen. Ich habe gewünscht, ein Schriftsteller für das Volk zu werden, und ich glaube, daß ich es geworden bin. Aber in dem Maaße, in welchem der Einfluß eines Schriftstellers steigt, in welchem seine Werke mehr und mehr in das Volk

bringen, wächst auch seine Verpflichtung. Er muß seine Zeit und seine Aufgabe zu begreifen suchen: er muß, wenn er es kann, ein Lehrer, jedenfalls aber ein Freund des Volkes sein — ein Freund, der in trüben Stunden mit heiterer Miene zu plaudern und unmerklich zu trösten, zu ermuthigen, zu stärken weiß!

Trösten, ermuthigen, stärken — das ist in der That mehr als jemals die Aufgabe dessen, der für das Volk schreibt. Unsere Zeit hat durch ihre politischen Kämpfe nicht nur die Sorge um die materielle Existenz erhöht, sie hat auch durch die blendenden Lichtstrahlen, die sie nach allen Seiten hin geschleudert, manches stille Gemüth erschreckt, manchen quälenden Zweifel in einfachen aber denkenden Männern wach gerufen, manchen Glauben in seinen Grundfesten erschüttert. Ich möchte zeigen, daß in dieser Zeit großer und gewiß segensreicher Umwälzungen die Grundlagen des bürgerlichen Daseins dieselben geblieben sind, wie sie es stets bleiben werden, und daß auch im ewigen Wechsel ein ruhiger Geist beharren kann, wenn er festhält an diesen Grundbedingungen menschlicher Existenz: Arbeit, Genügsamkeit, Redlichkeit und Tugend, gestützt auf ein vernünftiges Vertrauen in die göttliche Vorsehung, und gepaart mit heiterem, besonnenen Genusse des Lebens. Unseren Nachkommen wird freilich eine noch glücklichere Zukunft blühen; sie werden sich, so hoffen und wollen wir, einer größeren staatsbürgerlichen Freiheit erfreuen. Aber so wenig wie die größte politische Tyrannei eine ruhige bürgerliche Existenz ganz zu

verbittern vermag, so wenig vermag die größte bürgerliche Freiheit den Einzelnen ohne sein beständiges Zuthun glücklich zu machen. Nur fröhliche Arbeit und ein gutes Gewissen schaffen wahres Glück, wahre Zufriedenheit, ziehen den Himmel zu uns hernieder auf die Erde! — Das ist der höchste und zugleich der wahrste Trost, der allen Zweifelnden und Leidenden gegeben werden kann. Was uns bisher noch gefehlt hat: die Anerkennung geistiger und körperlicher Arbeit als der festesten und ehrenvollsten Grundlage jedes einzelnen Daseins und jedes Staates, als der höchsten und einzig würdigen Bethätigung menschlicher Existenz, als des ewigen Hebels zum Fortschritt und zur Veredlung der gesammten Menschheit — diese Anerkennung erringen wir in den Kämpfen der Gegenwart zugleich mit dem Streben nach gesetzmäßiger Freiheit. Der Staat der Zukunft kann nur auf arbeitsamen und tugendhaften Bürgern beruhen. Darum frisch vorwärts gearbeitet, trotz des Donnergrollens rings umher, Jeder in seinem Berufe, in seiner Kunst, in seinem Handwerk! Wer fröhlich arbeitet, vergißt die Sorgen der Gegenwart, bewahrt sich ein heiteres Gemüth, streut Samen für die Zukunft und erhält sich die Gesundheit des Leibes und der Seele, die Jedem nothwendig ist, der in einer großen Zeit praktisch mitwirken soll an dem Bau der Zukunft. Das Glück wird ewig in uns selbst, in unseren Werken beruhen. Auch die Zukunft kann nichts, als uns die Wege ebnen und uns zur Anerkennung, zur Würdigung unserer Arbeit verhelfen. Wenn ein Vater

sich wacker quält, so thut er es, um seinen Kindern das Leben leichter zu machen, denn er meint, daß ihnen noch immer genug zu thun übrig bleibt. Nun — das ist unser Loos in der Gegenwart! Unser Trost ist die Gewißheit, daß unser Streben gelingen wird, und die Dankbarkeit der Nachwelt unsere Belohnung.

Diejenigen unter meinen Lesern aber, die nach des Tages Last und Arbeit zu meinen Büchern greifen, um vorzugsweise Erholung zu finden, mögen sich durch dieses ernste Vorwort nicht abhalten lassen, auch in den nachfolgenden Bänden zu suchen, was sie finden werden: die leichten und allgemein verständlichen Schilderungen freier, aber nicht regelloser Phantasie. Wie ich schon sagte: fest sind Fundament und Gebälk, die dem Auge nicht sogleich sichtbar werden; der Bau selbst aber ist luftig, heiter, einladend, bunt und mannigfach ausgestattet, so daß er jedem Einzelnen wohl manches Gefällige bieten dürfte. Wenigstens wünschte ich, daß dem so wäre! Ich habe aus diesen und anderen Gründen den Schauplatz meiner Erzählung vorzugsweise nach Paris verlegt, derjenigen Stadt, die als Sammelpunkt der verschiedensten Gegensätze die interessanteste Europa's ist und die ich aus eigener Anschauung kennen gelernt habe. Für meine Leser wird daraus noch der besondere Vortheil erwachsen, die dortigen Zustände auch einmal durch eine deutsche Feder im Volksromane geschildert zu sehen.

Und nun sieh' selbst zu, lieber Leser, in wie weit es

mir gelungen, die schwere Aufgabe, die ich mir gestellt, zu lösen! Gern wünschte ich das Freundschaftsband, das uns nun schon seit länger als zehn Jahren verbindet, noch fester zu ziehen; noch mehr aber wünschte ich, daß unsere Freundschaft auf der besten aller Grundlagen beruhen möge: auf gegenseitigem Verständniß und gegenseitiger Achtung. Und dem Kritiker möchte ich, ehe er sein Urtheil fällt, zu bedenken geben, welchen äußerlichen und innerlichen Beschränkungen ein Werk unterworfen sein muß, welches gern auch der einfachsten Fassungskraft verständlich werden möchte.

Berlin, 1862.

Adolf Mützelburg.

I.

Abschied von Deutschland.

An einem schönen Mai-Nachmittage wanderten zwei junge Männer in frischem Schritt den Weg hinab, der von dem Kaiserstuhl nach dem Schlosse und nach der Stadt Heidelberg führt.

Der Eine, hoch und schlank von Gestalt, mit blühendem Antlitz und hellbraunem Haar, stand noch in der Blüthe des ersten Jünglings-Alters und mochte wenig über zwanzig Jahre zählen. In seinen Bewegungen und Schritten lag die ganze schwellende Kraft der Jugend; in seinen stahlgrauen Augen lachte Sorglosigkeit, Kühnheit und jener frohe Jünglingsmuth, den die Sorge noch nicht angehaucht, der Kampf mit dem Leben noch nicht zum Mannes-Ernst umgewandelt hat. Ihm gehörte noch die Welt, und seine leicht geöffneten Lippen, die kühle Bergluft athmend, schienen die Freudigkeit seiner Brust weit hinaus verkünden zu wollen. Das regelmäßige Antlitz trug den reinsten Schnitt des alten germanischen Stammes.

Sein Begleiter war kleiner, ebenfalls schlank, fast schmächtig. Das blasse Gesicht, von dunklem Haar umfaßt, seine Haltung, sein ruhiger Blick deuteten auf einen Gelehrten, einen Denker. Auch war er einige Jahre älter, als

sein Begleiter; er stand an der Grenze des angehenden Mannes-Alters.

Der Jüngere blickte hinab in das herrliche Neckar-Thal, das nur zuweilen durch hervorspringende Bergecken und Baumgruppen dem Auge entzogen wurde, und über das sich bereits der duftige Anhauch des Spätnachmittags legte. Der Aeltere, dessen Auge zuweilen dieselbe Richtung nahm, schritt mehr denkend dahin.

Plötzlich, an einer Biegung des Weges, wo der zur Linken steil abfallende Fels einen weiten, freien Blick über die Schloß-Ruine und das Rhein-Thal gestattete, stand der Jüngere still.

„Es ist doch schön, unser Vaterland!" rief er, mit dürstendem Blick das Bild der herrlichen Landschaft trinkend. „Was habe ich nun Alles gesehen in unserem Vaterlande, und immer finde ich Neues, das mich fast schöner dünkt, als das Alte!"

Er sprach nicht weiter, der Aeltere antwortete ihm auch nicht. Denn um die Biegung des Weges herum kam eine alte Frau, welche die Blicke der Beiden in einem so hohen Grade fesselte, daß ihnen die Worte stockten.

Es war wohl weniger das wirkliche Alter, als Hinfälligkeit oder körperliche Gebrechen, welche diese Frau so alt erscheinen ließen. Sie ging gebückt und auf einen Stab gestützt. Den linken Fuß zog sie auf eine eigenthümliche Weise nach, so daß ihr Körper fast einen Halbkreis bei jedem ihrer langsamen Schritte beschrieb. Ihre Kleidung war ärmlich, auch nicht sauber. Ein Tuch bedeckte den Kopf, das Haar verbergend; der einfarbige Rock und die großen gebundenen Lederschuhe verriethen einen hohen Grad von Armuth. Dennoch lag in der Art, wie sie den Stab auf den Boden setzte und ihren Körper bei jedem Schritte vorwarf, etwas Kräftiges und Energisches, fast Trotziges. Alles dies würde jedoch die Aufmerksamkeit der beiden jun-

gen Männer nicht in einem so hohen Grade erregt haben, hätte nicht die Bäuerin trotz ihrer gebückten Stellung ihre Augen auf die Beiden gerichtet. Diese Augen und der Ausdruck des blassen Gesichts, des fast spöttischen Mundes waren es, die auf Jeden einen seltsamen, beängstigenden, vielleicht sogar unheimlichen Eindruck machen mußten.

An Form und Farbe schön, groß und dunkelbraun, klar und hell, lag doch etwas so Stechendes in diesen Augen, etwas so auffällig Verschmitztes, so Lauerndes und dabei so Bannendes und scharf Musterndes, daß jeder der beiden jungen Männer, ohne sich Rechenschaft über dieses Gefühl geben zu können, die Blicke mit einer Mischung von Verwunderung und Widerwillen unverwandt auf sie gerichtet hielt — ähnlich, wie man, obwohl sich scheu zurückziehend, neugierig eine Schlange im Käfig fixirt, die uns den Kopf züngelnd entgegenstreckt. Hätten sie nie zuvor solche Augen gesehen, so würden sie jetzt im ersten Moment gewußt haben, was das Volk einen bösen, oder auch einen falschen Blick nennt.

Die Alte kam näher, ohne die Augen niederzuschlagen, mit einer Kühnheit und Selbstzuversicht, wie sie Bäuerinnen selten eigen ist. Etwas wie höhnischer Spott zuckte um ihren verzogenen Mund, als sie die befangenen Mienen der beiden Freunde bemerkte, die jetzt aus einander traten, um ihr Platz zu machen. Aber sie ging nicht zwischen ihnen hindurch, sondern wandte sich seitwärts nach der Mitte des Weges. Dort stand sie still, die Hand mit dem Stab vorstreckend und sich darauf stützend, denselben eigenthümlichen Blick fest auf die Beiden, namentlich auf den Jüngeren gerichtet.

Es war ein leicht erklärliches Gefühl, wenn dieser, gepeinigt durch das Zusammentreffen und aufgefordert durch die erwartungsvolle, wenn auch nicht bittende Stellung der Bäuerin, in die Tasche griff, um ihr eine Gabe zu reichen.

Er zögerte und suchte ein wenig, dann aber, da er kein geringeres Geldstück fand und da er sich thörichter Weise durch den Blick der Alten beunruhigt fühlte, gab er, was sich zwischen seinen Fingern befand. Es war ein kleines, goldenes Fünffrancsstück, wie man sie häufig dort an der Grenze Deutschlands und Frankreichs findet. Er war dabei an die Bäuerin hinangetreten. Diese, mit einem einzigen schnellen Blick den Werth der Gabe erkennend, lachte lustig auf, nahm das Goldstück begierig und hielt zugleich die Hand des Gebers fest.

„Viel Dank, viel Dank, mein gnädiger junger Herr!" rief sie mit heller, etwas scharfer Stimme. „Das nenne ich ein Glück! Gold — wie lange habe ich das nicht in der Hand gehabt! Ei, Sie haben aber auch ein so goldenes, vornehmes Gesicht! Sie sind ein feiner Herr, das sehe ich wohl! Viel Glück Ihr Leben lang! Aber das brauche ich Ihnen nicht zu wünschen. Da ist die Goldader in der Hand, und die Glücksader und die Liebesader."

Sie sagte das, während sie flüchtig die Hand des jungen Mannes erhoben und hineingeblickt hatte.

„Schon gut, liebe Frau," sagte dieser, unter einem Lächeln die Befangenheit verbergend, die ihn jetzt erst allmählich verließ. „Ich wünschte, daß Ihr nicht so Unrecht hättet. Etwas Glück kann Jeder brauchen."

„Etwas Glück! Viel, viel Glück werden Sie haben!" rief diese. „Ein so schöner, so reicher, so vornehmer junger Herr! Ach, was für ein Vergnügen, so einen Herrn anzuschauen. Das alte Herz kann Einem dabei aufgehen."

Und in der That funkelte es in ihren Blicken, wie Bewunderung, selbst wie Begehrlichkeit. Sicher war sie nicht so alt, wie sie den Beiden vorher erschienen; auf keinen Fall hatte sie die vierziger Jahre überschritten.

„Eine Eroberung!" sagte der ältere von den beiden jungen Männern lächelnd.

Dann fügte er in französischer Sprache hinzu:

„Sie muß früher gar nicht übel gewesen sein, mit ihren Hexen-Augen — diese Alte! Sie muß eine Vergangenheit haben."

„Danke für das Compliment, mein Herr!" sagte die Bäuerin, die scharf aufgemerkt hatte, ebenfalls in französischer Sprache. „Ja wohl, ich war einst ein ganz hübsches Mädchen."

Der Aeltere erröthete überrascht.

„Verzeihung," sagte er dann wieder in deutscher Sprache, „es war nur ein Scherz."

„O, wenn's auch Ernst war — hat nichts zu sagen!" lachte die Bäuerin und zeigte ihre weißen Zähne. „Hexen-Augen sind nicht so übel, und was ich erlebt habe, möchte Manchen amüsiren, wenn ich's ihm allein erzählen wollte. — Aber Sie sind ein Grübler, mit Ihnen mag ich nichts zu thun haben!" fuhr sie halb ernst, halb scherzend fort. „Hier, das ist mein Liebling — das ist ein Goldkind."

Und nicht ohne Kraft stieß sie den Stab in den weichen Boden und schlug leicht mit der nun freien Hand auf die Hand des Jüngeren, die dieser immer noch in der ihrigen gelassen.

„Ich kann allerdings keine Fünffrancsstücke geben," sagte der Aeltere lachend.

„Nicht darum, nicht darum, ich habe nicht gebettelt," antwortete die Bäuerin schnell und fast verächtlich. „Ich wollte mir nur die Herren ansehen. Sie, Sie sind schon zu alt für Ihre Jahre, haben zu viel studirt. Das macht den Menschen alt vor der Zeit, und hängt ihm Blei an seine jungen Hoffnungen und Wünsche. — Aber hier, dieser, mein Liebling, das ist ein Mann, der Frauen-Augen erfreut. In dem glüht und rumort es noch, und weiß nicht, wo aus, noch wo ein. Ei, was für ein glückliches Leben erwartet Sie — so jung, so vornehm, so reich und so schön.

Gelt — die Wiesen-Toni möchte mit Ihnen tauschen, gnädiger Herr!"

Der Aeltere lachte; der Jüngere war immer noch verlegen. Es lag nichts Belustigendes für ihn in diesem Geschwätz, um so weniger, da die Augen der Bäuerin unablässig zu ihm hinaufblickten, obgleich ihr dies Anstrengung kosten mußte, da sie dicht vor ihm stand und ihr Nacken gekrümmt blieb.

„Goldkindchen — auf zwei Worte!" flüsterte sie plötzlich und zog den jungen Mann etwas zu sich nieder. „Ich weiß etwas für Sie — aber nur für Sie! Denken Sie an die Wiesen-Toni, wenn Sie wieder nach Heidelberg kommen, in vier, fünf Jahren. Sie werden wieder kommen, ich weiß es! Auch mich hat es hierher zurückgedrängt, mußte wieder nach dem Wiesenhof hinauf. Kommen Sie! Fragen Sie nur unten in der Stadt nach dem Wiesenhofe. Der ist eine Stunde von hier aus, am Kaiserstuhl vorüber. Und da fragen Sie nur nach der Wiesen-Toni, dann wird man Ihnen den Weg schon zeigen. Brauchen sich nicht zu schämen, Herr; es kommt von Zeit zu Zeit manch' feiner Herr zu mir, alt und jung, Herren aus der Stadt, die seltene Blumen lieben, die ich ihnen suchen muß. Aber Keiner hat meinen Schatz gesehen, Keiner. Der ist für Sie allein!"

„Aber was wollen Sie denn? Was meinen Sie denn?" rief der junge Mann, den die Alte so tief niedergezogen hatte, daß ihr Gesicht fast das seine berührte.

„Werden schon sehen, Goldkind!" flüsterte die Alte. „In vier Jahren müssen Sie kommen, nicht eher, nicht später! Ich hebe meinen Schatz auf für Sie! Das wird das schönste Pärchen auf der Welt."

In dem jungen Manne stieg plötzlich eine Ahnung auf. Er machte seine Hand los und richtete sich auf, nicht unsanft, aber entschieden. Die Bäuerin — oder was sie sonst

sein mochte — war ihm nicht mehr unheimlich, sie war ihm zuwider. Sein Blick streifte die Alte fast verächtlich und wandte sich dann ab.

„Ah," lachte diese, „bin nicht das, wofür der Herr mich hält, bin es nicht. War anders gemeint! Nur für das Goldkind — für keinen Andern! Und Sie kommen doch — aber jetzt noch nicht — erst in vier Jahren."

„Kommen Sie, Doktor!" sagte der Jüngere.

Der Doktor, auf das unwillige, geröthete Antlitz seines Freundes blickend und die Ursache nicht errathend, konnte nicht umhin, zu lachen.

„Eine Liebeserklärung?" rief er. „Ich gratulire, Duisfelden!"

„Duisfelden?" rief die Alte plötzlich, und sich mit beiden Händen auf ihren Stab stützend, starrte sie den jungen Mann an, während ihre Augen sich zu erweitern schienen.

„Eine neue Wendung," sagte der Doktor, als Duisfelden sich überrascht umblickte. „Warten wir es ab!"

Die Bäuerin war jetzt seltsam anzuschauen. Die eigenthümliche Erregung, die sich namentlich während des leisen Zwiegesprächs mit dem jungen Manne auf ihrem Gesichte gezeigt, war verschwunden; etwas Düsteres und Drohendes hatte sich über ihre Züge gelagert. Die Lippen, die vorher fast unabläßig gezuckt, waren fest geschlossen, aufeinandergepreßt, die dunklen Brauen dicht auf die starren Augen niedergezogen. Jedenfalls mußte der Name einen tiefen und wie es schien nicht angenehmen Eindruck auf sie gemacht haben.

„Gehen wir lieber!" sagte Duisfelden zu dem Doktor. „Wir haben nicht mehr viel Zeit."

„Nein — bleiben Sie!" rief die Alte energisch. „Duisfelden — Duisfelden! Ja, das war der Name. Es ist lange her! Es muß Ihr Vater gewesen sein. War Ihr Vater in Paris?"

Der junge Mann blickte sie überrascht und aufmerksam an, vermochte aber kaum, die seltsame, fast durchbohrende Starrheit zu ertragen, mit welcher die Alte ihre stechenden Augen auf ihn gerichtet hielt.

„Er war dort," antwortete er. „Haben Sie ihn dort gekannt?"

„Er wohnte bei dem Herzog von Carey, seinem Freunde?" fragte die Alte.

„Ja wohl," rief Duisfelden überrascht. „Der Herzog war mein Oheim. Meine Mutter war die Duchesse de Carey."

Die Alte zog ihren Stab aus der Erde, machte eine plötzliche Wendung, ging einige Schritte zurück und setzte sich auf ein Felsstück auf der anderen Seite des Weges. Dort, als ob sie ganz allein sei und die beiden Männer vergessen habe, legte sie ihren Stab über die Kniee, stützte die Hände darauf, senkte ihren gekrümmten Nacken noch mehr und brach eine Minute darauf in ein eigenes, heiseres Lachen aus. So seltsam war das Alles, daß Duisfelden fast bestürzt wurde; auch des Doktors Miene zeigte eine ernste Verwunderung.

„Es ist nicht ganz richtig mit dem Weibe!" sagte er leise.

„Aber meinen Vater muß sie gekannt haben," erwiederte Duisfelden. „Sie zuerst nannte den Namen Carey. Es ist doch sonderbar, wie sie sich geberdet. Ich möchte wissen, was das zu bedeuten hat!"

Inzwischen wiegte die Bäuerin, ohne weiter aufzublicken, den Kopf und lachte zuweilen in derselben Weise vor sich hin.

„Duisfelden," sagte sie endlich. „Ja, ja — nun weiß ich! Das also war's! Er sieht ihm nicht sehr ähnlich, aber es ist doch dieselbe Art! Ei, ei — wußt' ich doch selbst nicht, warum ich so zu ihm plapperte. Ein Duisfelden! Ei, ei —

daß ich den noch sehen mußte! Ist doch eigen in der Welt, ganz eigen!"

Der junge Mann hatte sich ihr, seine Abneigung überwindend, wieder genähert.

„Sie waren damals in Paris?" fragte er. „Wo sahen Sie meinen Vater?"

„Lebt er noch?" fragte die Alte ohne aufzublicken.

„Er lebt," antwortete Duisfelden.

„Und Mademoiselle Henriette?" fragte die Alte.

„Das ist meine Mutter," antwortete Duisfelden. „Sie ist leider gestorben — vor vier Jahren."

Wieder lachte die Alte und schüttelte gleichsam verwundert den Kopf. Dann aber schien sie sich allmählich zu besinnen, und mit derselben Schnelligkeit und Energie, die alle ihre Bewegungen bezeichnete, sobald sie einen Entschluß gefaßt zu haben schien, erhob sie sich.

„Nun — sagt' ich's nicht? Ein Goldkind — ein vornehmes Kind!" rief sie lachend und mit dem Kopfe nickend. „Ein Sohn von Duisfelden und Mademoiselle Henriette! Ei, ei — wer hätte das gedacht!"

Dann aber schien sie ein plötzlicher Schauder zu überkommen. Sie wurde blaß; ihr Auge schloß sich, wie unter dem Eindrucke einer gewaltigen Furcht, und sie schüttelte sich. Es war unheimlich, diese eigenthümlichen Geberden mit anzusehen. Duisfelden stand bestürzt, wie vorher; der Doktor betrachtete aufmerksam die Alte.

„Nun ade, ade!" rief diese dann. „Vielen Dank, Monsieur Duisfelden. Ich muß weiter! Ade!"

Der junge Mann schien sie noch fragen zu wollen. Er kämpfte mit den widerstreitenden Gefühlen seiner Abneigung und Neugierde. Schon hatte sich die Alte abgewendet und schritt in ihrer eigenthümlichen Art weiter, bergan. Duisfelden und sein Begleiter blieben noch auf derselben Stelle.

Der Erstere schien zu erwarten, daß sie sich noch einmal umwenden werde. Aber sie schritt den Weg hinauf, als ob nichts vorgefallen wäre.

Der Doktor löste die peinliche Stimmung endlich durch ein etwas gezwungenes Lachen.

„Nun, Duisfelden, das war ja ein seltsames Begegniß!" rief er. „Wenn dieses Weib vor zweihundert Jahren gelebt hätte, so wäre sie sicherlich als Hexe verbrannt worden, und ich, wäre ich Mitglied des peinlichen Gerichts gewesen, hätte vielleicht meine Stimme mit dazu gegeben."

Sie gingen jetzt langsam weiter.

„Ein unheimliches, widerwärtiges Weib!" sagte Duisfelden mit der Miene des Widerwillens.

„Was wollte sie denn eigentlich von Ihnen?" fragte der Doktor.

„Sprechen wir nicht davon!" antwortete der Jüngere. „Es scheint ein verworfenes, ränkevolles Geschöpf zu sein. Und ihr Benehmen, als sie von meinem Vater sprach, war so seltsam — wirklich — daß man fast glauben könnte, es habe damit eine eigene Bewandniß."

„Nun, quälen Sie sich nicht damit!" rief der Doktor. „Es ist ein listiges Weib, das vielleicht mehr vom Leben gesehen haben mag, als wir Beide. Aber zuweilen scheint es im Oberstübchen nicht recht richtig bei ihr zu sein. Wer weiß, wie und wo sie mit ihrem Vater in Paris zusammengetroffen ist. Die plötzliche Erinnerung hat sie überrascht. O, ich sage Ihnen, unter diesen deutschen Bäuerinnen trifft man zuweilen ganz seltsame Geschöpfe, wahre Sibyllen. Diese glich freilich mehr einer Hexe; ich möchte wissen, wo sie wohnt und was sie treibt. Ich möchte ihr nachspüren. Nun, wir werden sie ja wohl gelegentlich wiedersehen."

Der Doktor sprach noch Mehreres über alte Frauen, erwähnte einige, die im Laufe der Jahrhunderte in jenen

Gegenden, am Rhein, eine gewisse Rolle gespielt, unter ihnen die aus dem Bauernkriege bekannte schwarze Hofmännin. Aber es war zweifelhaft, ob Duisfelden ihm zuhörte. Jenes frohe Lächeln der Unbefangenheit schwebte nicht mehr auf seinem Gesicht. Mit ernster Stirn, den Blick vor sich hingewandt, schritt er neben dem Doktor.

„Es ist doch sonderbar, daß mich diese Alte wirklich fast behext hat!" sagte er dann plötzlich stillstehend und seinen Begleiter unterbrechend. „Mir ist ganz wirr im Kopfe und wenn ich in die Landschaft hinausblicke, liegt es mir wie ein Schleier vor den Augen. Es ist mir, als flimmere die Luft."

„Etwas Erregung!" sagte der Doktor lächelnd. „Wenig fehlte und die Alte hätte Sie umarmt."

„Ach, das ist es nicht!" sagte Duisfelden fast unwillig. „Ich kann immer noch nicht darüber hinauskommen, daß dieses Weib meinen Vater gekannt. Und mag sie auch nicht recht gescheit sein — die Art und Weise, wie sie mich ausfragte und lachte, hatte etwas Peinigendes und Beängstigendes für mich."

„Liebster Duisfelden," sagte der Doktor, „die Sache läßt sich leicht erklären. Sie müssen mir verzeihen, wenn ich darüber spreche. Wie leicht wäre es möglich, denken Sie nur, daß Ihr Vater damals in Paris ein flüchtiges Verhältniß mit dieser Frau gehabt hätte, die früher anziehend genug gewesen sein mag."

„Nein, das glaube ich nicht," antwortete Duisfelden schnell und bestimmt. „Mein Vater war jung, und hat mich stets, so weit dies möglich war, durchblicken lassen, daß er kein Verächter der Frauen gewesen. Aber damals zu Paris lag die ungebundene Zeit seines Lebens bereits hinter ihm, und ich weiß aus seinem eigenen Munde, aus den Mittheilungen, die er mir nach dem Tode meiner Mutter machte,

daß er damals Auge, Sinn und Herz nur für eine Einzige, für meine Mutter gehabt."

„Nun, so hat die Alte damals vielleicht zu der Dienerschaft im Hause Ihrer französischen Verwandten gehört," sagte der Doktor.

„Das wäre möglich," erwiederte Duisfelden. Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „In der That, ich glaube mich zu erinnern, daß meine Mutter auch von einer deutschen Dienerin im Hause Carey gesprochen, mit der sie sich zuweilen im Deutschsprechen geübt, deren Dialekt sie aber schwer verstanden habe. — Aber reden wir nichts mehr davon. Das Zusammentreffen mit diesem Weibe war mir sehr unangenehm."

Sie hatten, ganz in der Nähe des Schlosses, einen Punkt erreicht, der seitwärts vom großen Wege lag und einen herrlichen freien Blick über die Stadt, die Ufer des Neckar und die Ebene nach dem Rhein zu bot. Dort standen sie still.

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich hierher geführt haben, lieber Doktor," sagte Duisfelden. „Zuweilen schweife ich gern allein herum, und entdecke mir Schönheiten auf eigene Hand. Aber ich bin nicht oft in dieser egoistischen Stimmung. Ich empfange und theile gern den Genuß. Vorhin wollte ich von der Schönheit unseres Vaterlandes sprechen. Glauben Sie, daß es, vielleicht Italien ausgenommen, ein Land giebt, das an Mannichfaltigkeit und Reiz der Schönheit mit Deutschland wetteifern könnte?"

„Ich würde selbst Italien nicht ausnehmen," antwortete der Doktor. „Denn ich lege bei meiner Kritik nicht nur den künstlerischen oder moralischen Maßstab an, sondern auch den naturwissenschaftlichen. Und von diesem aus betrachtet entbehren wir die erschlaffende Hitze und die Erdbeben, Vorzüge, die sich gar nicht hoch genug anschlagen lassen. Nein, ich halte unser deutsches Vaterland sogar für das schönste

Land der Welt, oder wenigstens für dasjenige, das durch seine Mannichfaltigkeit den größten Reiz erhält und alle Bedingungen für die Existenz eines großen Volkes erfüllt. Daß wir dieses große Volk nicht sind, ist freilich ein Jammer. Aber wir werden es sein, sobald wir zum Bewußtsein gelangt sind, daß wir es sein könnten. Und mit jedem Jahre gehen wir diesem Bewußtsein schneller entgegen."

„Es freut mich, daß Sie so denken!" rief Duisfelden und schüttelte die Hand des Doktors.

„So werden wir bald Alle denken," antwortete dieser und sein bleiches Gesicht röthete sich. „Die Deutschen sind nie stärker gewesen, als nach langen Niederlagen. Selten siegen sie bei dem ersten Anlauf. Aber zwei oder drei Mal zurückgeschlagen, dringen sie um so mächtiger vor und werfen Alles unerbittlich nieder. So wird es auch mit unserer Einigkeit sein. Der Wunsch regt sich seit den letzten fünfzig Jahren; der schwache Wille der letzten Jahre ist gescheitert, der starke Wille der nächsten Zukunft aber wird jeden Widerstand beugen, und ich hoffe den Tag noch zu erleben, an welchem die Trompeten von der Heidelberger Kanzel nach den Vogesen hinüberrufen werden, daß Deutschland wieder als ein einziger gewappneter Mann dasteht, allen seinen Söhnen zum Schutz, allen seinen Feinden zum Trutz! Und ich denke, der Mann, der sich dort drüben die blutige Ruhmeskrone seines Oheims auf die Stirn gesetzt hat, wird dazu beitragen, uns einig zu machen. Es ist gut, daß Deutschland aus seinen Träumen, aus seiner Lässigkeit aufgerüttelt werde. Denn Niemand kann darüber im Zweifel sein, daß das neue Kaiserreich Krieg bedeute, wie das alte."

„Sie meinen Krieg gegen uns?" fragte Duisfelden.

„Das will ich nicht bestimmt behaupten," antwortete der Doktor. „Niemand kann in die Zukunft blicken. Aber gleichviel, gegen wen der neue Kaiser die Franzosen führt — Deutschland wird immer gezwungen sein, seine ganze

Kraft zusammenzunehmen und sich zu hüten. Selbst ein großer Krieg wäre kein Unglück, wenn er, was ich für nothwendig halte, die deutschen Stämme zwänge, sich fester an einander zu schließen."

„Dennoch würde ich das sehr beklagen," sagte Duisfelden. „Ich liebe die Franzosen."

„Lieben, lieben — wir haben nichts zu lieben!" rief der Doktor fast heftig. „Wir haben dafür zu sorgen, eine Nation im vollen Sinne des Wortes aus uns zu machen, gleichviel, ob das den Andern gefällt oder nicht. Wir wollen nicht herrschen, wir wollen nur aufhören, in ewiger Furcht und Sorge zu schweben. Die Zeit, in der ein übermüthiger Herrscher von Frankreich aus reiner Willkür dem deutschen Reiche einige seiner besten Provinzen entreißen konnte — sie soll und darf nicht wiederkehren. Da sehen Sie hin, dort drüben die blaue Bergkette — das sind die Vogesen! Wenn sonst die Deutschen ein Fest feierten, so leuchteten die Freudenfeuer von jenen Bergen brüderlich herüber zu den Feuern des Schwarz- und Odenwaldes. Jetzt können wir es vielleicht bald erleben, daß Freudenfeuer von jenen Bergen uns einen Sieg Frankreichs über Oesterreich oder Preußen verkünden. Und Erwin von Steinbach hat sich wahrscheinlich nicht träumen lassen, daß man im Straßburger Münster ein Tedeum laudamus für den Herrscher von Frankreich singen werde. Nun, das ist einmal geschehen, hin ist hin! Aber wiederkehren soll die Zeit nicht. Das fühlt jedes deutsche Herz, und ich denke, schon der Blick über den Rhein wird genügen, die Deutschen daran zu erinnern, daß es hohe Zeit ist, endlich einmal mit dem innern Hader ein Ende zu machen."

„Ich glaube, Sie sehen zu schwarz, lieber Doktor," sagte Duisfelden, etwas befangen durch die Erregung seines Freundes. „Ich traue den Franzosen keine Eroberungsgelüste zu. Sie sind vernünftiger geworden, und wissen

auch recht gut, daß die Zustände Deutschlands sich sehr geändert haben."

Der Doktor lachte bitter.

„Kennen Sie die Franzosen? Nein, Sie waren noch nicht in Frankreich!" sagte er dann. „Nun, gehen Sie nach Paris und hören und sehen Sie. Die wenigen Vernünftigen abgerechnet, die es überall giebt und die jetzt in Frankreich seltener sein mögen, als je, da selbst die Besseren in dem Ruhm der Waffen einen schwachen Ersatz für die verlorene Freiheit im Innern sehen — ich sage, diese Wenigen abgerechnet, betrachtet jeder Franzose sich als den geborenen und rechtmäßigen Herrn der ganzen Erde. Hören Sie nicht, wie dort drüben schon wieder die Redensart von dem rechtmäßigen Uebergewicht Frankreichs auftaucht, wie hin und wieder bereits der Köder der „natürlichen Grenzen" unter die Massen geworfen wird? Die Franzosen werden den Rhein nehmen, wenn sie ihn erhalten können, ohne irgend welche Gewissensbisse. Dazu sind sie zu praktisch, zu leichtblütig. Sie nehmen, was man sich nehmen läßt, und verstehen es meisterlich, besser als wir Deutschen, das Gewonnene zu französiren. Auch hat der Franzose viel zu wenig Respekt vor den einzelnen Deutschen, um nicht zu glauben, daß der Rheinländer mit dem größten Vergnügen Franzose werden würde. Wie er nur eine Stadt kennt, Paris, so kennt er auch nur eine Nation, seine eigene, und es ist ihm kaum zu verargen, daß er glaubt, alle Völker müßten mit Freuden Franzosen werden, wenn er sieht, wie von aller Welt Enden die Neugierigen nach Paris strömen, und wie namentlich die Deutschen dort staunend und mit offenen Mäulern vor den Herrlichkeiten Frankreichs stehen, während sie ihre dreimal größeren heimischen Schätze verachten. Nein, das muß anders werden! Kein Volk ist berufen, dauernd die Herrschaft über ein anderes zu führen. Als die Römer über die Welt geboten, herrschten sie über zerfallene oder barbarische Na-

tionen. Deutschland ist, Gott sei Dank, noch nicht zerfallen genug und auch zu wenig barbarisch mehr, um sich das legitime Uebergewicht Frankreichs gefallen zu lassen. Wir stehen diesem Volke mindestens ebenbürtig gegenüber, sowie allen andern Nationen der Welt. Und das müssen wir zeigen, im Nothfall mit dem Schwert. Eher wird es doch nicht besser, als bis der Franzose handgreiflich fühlt, daß wir Deutsche bleiben wollen."

„Aber man kann doch nicht leugnen, daß die Franzosen Großes gethan haben und daß sie für die Entwickelung der menschlichen Freiheit eine neue Aera eröffnet," sagte Duisfelden, erstaunt über den Eifer seines sonst so ruhigen Freundes.

„Ich leugne beides nicht," antwortete dieser. „Vieles muß man freilich einschränken; die geistige Befreiung der Menschheit gebührt sogar weit eher den Deutschen, als den Franzosen. Reden haben sie genug von sich gemacht, schon weil ihre Sprache von aller Welt gesprochen und gelesen wurde, also Alles, was in Frankreich geschah, sich leicht über die Welt verbreitete — wie überhaupt eine mittelmäßige Sprache am leichtesten Eingang findet. Frankreich war immer eine Art Theater, und auch heute sprechen ja die Halbgebildeten mit Vorliebe vom Theater."

„Sie sind scharf, zu scharf, lieber Doktor!" sagte Duisfelden.

„Ja, und ich will es sein!" rief der Freund. „Ich will, daß die Deutschen auch etwas von der Selbständigkeit zeigen sollen, die andere Nationen ziert, daß sie ihre eigene Würde und Bedeutung nicht nur fühlen und erkennen, sondern sie auch anderen Nationen gegenüber zeigen. In dieser Hinsicht müssen wir von den Franzosen lernen. Haben sie uns erst, was ihnen freilich sehr sauer werden wird, als ebenbürtige Nation anerkannt, dann, aber auch nur dann, ist es Zeit, einen Freundschaftsbund mit ihnen zu schließen,

der dann auf gegenseitiger Achtung gegründet sein wird. Und dann werde ich der Erste sein, die guten Eigenschaften der Franzosen anzuerkennen. Bis jetzt sehe ich nur, daß sie trotz all' ihrer höflichen Achtung vor dem deutschen Geiste sehr gering von uns denken, und diese Geringschätzung müssen sie bei Seite legen, ehe wir freundschaftlich mit ihnen sprechen können."

„Aber ich begreife nicht, wie die große Menge in Frankreich uns nach einem blutigen Kriege die Achtung schenken soll, welche die gebildeten Franzosen uns doch ohnehin schon zollen," wandte Duisfelden ein.

„Nun, was die Gebildeten anbetrifft, so werden Sie in Frankreich selten Jemand finden, der nicht der Ansicht wäre, die Franzosen hätten Alles weit besser machen können, als wir, wenn sie nur Lust gehabt, sich mit so losen Dingen zu befassen," sagte der Doktor. „Und was die große Menge anbetrifft, so urtheilt sie weniger nach der Kraft des Geistes, als nach der Kraft des Armes und nach den politischen Erfolgen. Lassen Sie uns Frankreich zeigen, daß wir im Nothfall den Willen und die Kraft besitzen, jede Anmaßung mit Entschiedenheit zurückzuweisen, und man wird uns dort in allen Kreisen, hohen und niederen, die Aufmerksamkeit schenken, die wir zu fordern berechtigt sind. Doch brechen wir lieber davon ab. Sie werden in Paris Gelegenheit haben, sich meiner Ansichten zu erinnern. Ich bin nach dem, was ich von Ihnen kenne und weiß, überzeugt, daß Sie deutscher zurückkehren werden, als Sie dorthin gegangen sind, mögen Sie jetzt auch noch so kosmopolitisch und menschenfreundlich-brüderlich denken. Ich predige damit nicht den Haß der Völker gegen einander. Gewiß kann ein Volk von dem andern lernen, und alle ergänzen sich und bilden die Menschheit. Aber ein Volk wie das deutsche kann verlangen, daß man es anerkenne. Ein Stück unseres Landes von uns fordern, oder auch nur das Gelüst darnach zeigen, heißt

uns für Beduinen oder Wilde halten, heißt unser National-Gefühl verachten, und das ist eine Beleidigung für uns."

„Gut! Wir wollen abwarten, ob die Gelüste, die Sie den Franzosen unterschieben, wirklich an das Tageslicht treten!" sagte Duisfelden lächelnd. „Inzwischen werde ich Paris selbst sehen. Mein Vater wünscht, daß ich im nächsten Winter einige Monate dorthin gehe. Jetzt möchte ich mich freilich ungern von dem schönen Heidelberg trennen, das ich nur erst seit drei Wochen kenne."

„Sie werden sich oft hierher zurücksehnen," sagte der Doktor. „Denn, obwohl Ihre Mutter eine Französin war, wie ich heut gehört, ist dennoch Ihr Sinn und Ihre Denkungsart deutsch."

„Auch meine Großmutter von mütterlicher Seite war eine Deutsche," sagte Duisfelden. „O ja, ich werde mich zurücksehnen, das weiß ich. Denn ich liebe nichts mehr, als die freie Natur. O, wenn ich an meinen lieben Harz denke, so empfinde ich hier schon Heimweh — und an den Thüringer-Wald — und an das Riesengebirge — und an den Rhein —"

„Und Franken, und Südbayern, Oesterreich, Tyrol, die Schweiz, den Schwarzwald!" fiel der Doktor lächelnd ein.

„Und selbst an die norddeutschen Eichenwälder mit ihren Seen, und an die von Buchen umkränzten Küsten der Ostsee!" rief Duisfelden. „Und an all' die Thäler, die selbst der Deutsche kaum kennt, das Aarthal, das Lahnthal, das Schwarzathal —"

„Das Murgthal, das Nahethal, die Mosel, die westphälische Pforte!" ergänzte der Doktor.

„O, wer zählt sie alle auf, unsere Schönheiten!" rief Duisfelden lächelnd, aber mit begeistertem Auge. „Wir wissen selbst gar nicht, wie reich wir sind."

„Das ist es eben, wir kennen unsere Reichthümer nicht, oder richtiger, wir übersehen sie, weil wir daran ge-

wöhnt sind!" sagte der Doktor. „So ist es aber nicht allein in der Natur, sondern auch in Kunst und Wissenschaft. Es ist für den Einzelnen nicht gut, sich zu überheben; aber eine Nation als Ganzes muß sich fühlen und die gebührende Stellung fordern, selbst auf die Gefahr hin, Anderen unangenehm zu werden."

„Genug davon!" rief Duisfelden. „Ich bin heut nicht in der Stimmung, um zu politisiren."

Und tief Athem schöpfend, als wolle er sich selbst von der düsteren Stimmung, die ihn niedergedrückt, befreien, begann er kräftig und aus voller Brust:

„Auf die Höhen müßt Ihr steigen,
In die freie Bergesluft,
Und den Blick herniederneigen
In das Thal, erfüllt von Duft."

Der Doktor stimmte in tieferen Tönen, aber ebenso kräftig, mit ein, und singend kehrten Beide durch das Gebüsch nach dem großen Hauptwege zurück.

Duisfelden schien seine ganze Frische und Fröhlichkeit wiedergewonnen zu haben. Den leichten Sommerhut abnehmend und in der Hand schwenkend, schritt er mit sorglos erhobenem Haupte dahin, ein herrliches Bild jugendlicher Kraft und Schönheit. Gerade als er aus dem schmalen und verwachsenen Seitenwege, auf welchem ihn vorher der Doktor nach jener freien Stelle geführt, heraustrat, hatte er den Hut hoch erhoben und schmetterte einen so hellen und starken Ton in die Luft, daß die Berge und die alten Schloßruinen davon wiederzuklingen schienen.

Das Pferd eines Reiters, der in kurzem Trabe den Weg herabgeritten kam und den Duisfelden vorher wegen des hohen Gesträuchs nicht bemerkt hatte, stutzte bei diesem mächtigen Tone, scheute, warf den Kopf auf die Seite und brachte seinen Reiter, der eine solche Ueberraschung nicht

erwartet hatte, in Gefahr, aus dem Sattel geworfen zu werden.

„Verdammte Flegel, diese Studenten!" rief er mit einem bitterbösen Blick auf Duisfelden. „Sie machen die Pferde scheu mit ihrem Geplärr und ihren Banditen-Gesichtern."

Diese Worte waren in französischer Sprache und in noch stärkeren Ausdrücken gesagt. Duisfelden, der den Fremden im ersten Moment hatte um Entschuldigung bitten wollen, erröthete und stand still.

Inzwischen waren die Begleiter des Fremden, ein Herr und zwei Damen, ebenfalls herangeritten. Das Pferd des Ersteren scheute noch immer und versperrte den nicht breiten Weg. Die ganze Gruppe gerieth in Verwirrung. Eine der Damen stieß einen ängstlichen Ruf aus. Duisfelden, der ihr nahe stand, eilte auf sie zu, ergriff das Pferd am Zügel, brachte es mit einem kurzen kräftigen Ruck zum Stehen und führte es dann einige Schritte abseits. Dasselbe that der Doktor, der trotz seines kleinen Wuchses eine große Kraft verrieth, mit dem Pferde der anderen Dame. Die beiden fremden Herren hatten immer noch vollauf mit ihren Pferden zu thun.

Duisfelden, noch immer mit dem Andenken an die Beleidigung beschäftigt, die ihm der Fremde so rücksichtslos in's Gesicht geschleudert, hatte die Dame, deren Pferd er hielt, noch gar nicht beachtet, während der Doktor, auf dessen Miene sich ein leichtes spöttisches Lächeln zeigte, bereits mit der seinigen ein Gespräch angeknüpft. Duisfelden blickte immer noch mit festgeschlossenen Lippen und ernsten Augen, die einen keimenden Entschluß verriethen, auf den Fremden, der ihm jene Worte zugeworfen.

Es war ein noch junger Mann, ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, weder häßlich noch schön. Das blasse Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart und dem englischen

Backenbart zeigte den Typus der Süd-Franzosen oder Nord-Italiener, aber nicht in seiner Reinheit und Schönheit. Die bereits scharfen Züge deuteten auf Leidenschaften, Aufregungen und einen heftigen Charakter. Schon der Jähzorn, der ihn bei diesem leichten und zufälligen Unfall ergriffen, verrieth ein ungestümes Temperament und herrische Rücksichtslosigkeit. Sein Anzug und seine Haltung ließen leicht den vornehmen oder wenigstens reichen Reisenden in ihm erkennen. Sein Begleiter war ihm in seinem ganzen Wesen sehr ähnlich, nur schien er weniger heftig zu sein, denn während er sein Pferd zu beruhigen suchte, lachte er und rief den Damen einige Scherzworte zu.

Inzwischen war es dem Ersteren gelungen, sein Pferd zum Stehen zu bringen. Er rückte seinen Hut zurecht, warf einen fragenden und grollenden Blick auf Duisfelden und kam herangeritten. Duisfelden erwartete ihn mit ruhiger, fester Miene.

„Mein Herr," sagte er, „ich hatte Sie nicht bemerkt, und konnte auch nicht wissen, daß Ihr Pferd so leicht scheut, sonst würde ich nicht gesungen haben."

„Ah, Sie sind ein Franzose?" rief jetzt die Dame, deren Pferd er am Zügel hielt.

Duisfelden blickte zum ersten Male zu ihr auf. Sie war in reichem Reit-Anzuge, mit Federhut und langen Handschuhen. Unter dem Hut drängten sich kleine dunkle Locken hervor und ein Spitzenkragen umschloß den weißen Hals. Ohne Zweifel war sie jung und schön. Der kleine Mund, die blitzenden, dunkelbraunen Augen, die feingeformte Nase, die blühende aber zarte Farbe und der ganze Schnitt des Gesichts, die schlanke aber schön ausgeprägte Gestalt machten sie zu einer Erscheinung, wie man sie nicht allzu häufig findet. Auch fehlte es ihrem Gesicht nicht an Charakter. Sie schien Energie und Leidenschaft zu besitzen. Freilich ließ sich das ganze Bild ihrer Erscheinung nicht bei einem ersten

flüchtigen Blick vollkommen erfassen. Es lag noch etwas Anderes in ihrem Wesen, was Duisfelden nicht sogleich klar zu erkennen vermochte.

„Nein, Madame," antwortete er, „ich bin ein Deutscher, ein Heidelberger Student."

„Ah! — Sie sprechen das Französische vortrefflich!" sagte die Dame. „Fast so gut, wie ein Russe. Und Sie sind ein Heidelberger Student? Wie ist das möglich? Wir kennen sie aus Romanen! Wo haben Sie Ihre Kappen, Ihre hohen Stiefeln, Ihre breiten Kragen, Ihre Rappiere?"

„Das ist ein Anzug, der nicht immer, nur bei einzelnen Gelegenheiten und auch nur von einzelnen Studenten getragen wird," antwortete Duisfelden lächelnd. „Glaubt man in Frankreich, daß es anders sei?"

„Gewiß! Ich bin überhaupt erstaunt, Alles hier so wenig verändert zu finden," sagte die Dame. „Die Leute gehen in denselben Kleidern wie bei uns. Ich hatte erwartet, ein National-Kostüm zu finden."

„Vielleicht ein Bärenfell, Madame?" fragte der Doktor.

„Nein, Baretts, Jacken und dergleichen, wie man es auf dem Theater sieht," antwortete die Dame lächelnd, und ließ nach einem flüchtigen Blick auf den Doktor ihr Auge wieder auf Duisfelden ruhen — etwas zu forschend, zu musternd, zu eindringlich, wie es diesem schien.

„Wir empfangen unsere Moden von Paris," sagte Duisfelden artig.

Und dann sich wieder zu dem Fremden wendend, fügte er ernster hinzu:

„Ich erwähnte, daß ich Heidelberger Student bin."

Der Franzose, der den jungen Mann inzwischen scharf beobachtet und dessen Miene einen ruhigen, gleichmüthigen Ausdruck angenommen hatte, mochte sich überzeugt haben, daß er einer entschiedenen Natur gegenüberstehe. Vielleicht

sagte ihm auch das ganze Aeußere des jungen Mannes, das trotz der etwas leichten, studentischen Kleidung den Stempel einer gewissen Eleganz trug, daß er gut thun würde, in den Grenzen der Höflichkeit zu bleiben. Er sagte also leichthin:

„Nun gut, ja wohl! Und da Sie sich entschuldigt haben und weiter kein Unfall entstanden ist, so wollen wir nicht mehr davon sprechen. Bist Du in Ordnung, Adele? Können wir weiter reiten?"

Der leichte, oberflächliche Ton, in welchem der Fremde die letzteren Worte zu seiner Begleiterin sagte, würde Duisfelden überrascht haben, hätte nicht sein Erstaunen über die Antwort des Franzosen ihn alles Andere vergessen lassen. Wieder stieg ihm die Röthe in's Gesicht. Er suchte einen Augenblick nach Worten. Dann, gegen den Fremden vortretend, sagte er:

„Mein Herr, Sie haben mich vollkommen falsch verstanden. Ich wollte Ihnen eine Gelegenheit geben, sich wegen Ihrer Unhöflichkeit zu entschuldigen."

Es flammte auf dem Gesichte des Franzosen. Dann, sich beherrschend, sagte er:

„Wir wollen uns nicht weiter aufhalten. Komm, Adele! Borante, kommen Sie!"

„Gut, reiten Sie!" sagte Duisfelden, sich verächtlich abwendend. „Ich bin jetzt nicht länger im Zweifel darüber, daß die französische Höflichkeit eine Lüge ist. Kommen Sie, Doktor! Dieser Mann ist ein Gast in unserm Lande! Wenn er diese Freiheit mißbraucht, so wollen wir ihm hier in Gegenwart der Damen verzeihen. Vielleicht sehe ich ihn an einem andern Orte wieder."

„Aber Gaston," rief die Dame erstaunt. „Was ist denn vorgefallen? Ich bin diesem Herrn Dank schuldig!"

„Liebes Kind, kümmere Dich nicht um diese Dinge!" antwortete der Franzose, der in die Tasche gegriffen hatte.

„Hier ist meine Karte! Ich reise heut Abend nach Paris zurück. Wenn wir uns dort sehen sollten, so stehe ich zu Diensten."

„Mein Herr, Sie sind unverschämt," rief Duisfelden erbleichend. „So spricht kein Mann von Ehre."

„Lesen Sie meine Karte und nehmen Sie dann Ihr Wort zurück!" sagte der Franzose kurz und herrisch.

„Sie sind unliebenswürdig!" rief sein Begleiter lachend. „Sie ärgern sich, daß Sie Ihr Pferd nicht zügeln konnten. Ich weiß nicht, was Sie gesagt haben. Aber dieser junge Deutsche scheint sich beleidigt zu fühlen. Verderben Sie unsern guten Ruf nicht im Auslande."

„Sparen Sie Ihre Scherze für ein ander Mal," sagte der Franzose kurz. „Ich bedarf keines Rathes!"

Duisfelden hatte einen Blick auf die Karte geworfen. Fast betroffen erhob er den Blick zu seinem Gegner. Dann aber nahm er mit plötzlicher Ruhe sein Taschenbuch und reichte dem Franzosen eine Karte.

„Nun, was soll das?" fragte dieser abwehrend. „Nehmen Sie Ihr Wort zurück!"

„Ich bitte Sie, zu lesen, Cousin," sagte Duisfelden. „Ich zweifle nicht, daß unser Zwist in einer Minute zu Ende sein wird."

Ueberrascht nahm der Franzose die Karte, las sie, blickte auf Duisfelden, der ruhig vor ihm stand, nieder, und rief dann, plötzlich in ein etwas gezwungenes Lachen ausbrechend:

„Aber, zum Teufel, wer konnte ahnen, daß Sie Otto Duisfelden sind und hier in Heidelberg studiren! Natürlich ist die Angelegenheit arrangirt! Ich bitte Sie um Entschuldigung. Nun, wie geht es Ihnen und Ihrem Vater? Weshalb sieht man Sie nicht einmal in Paris?"

Die Miene des jungen Mannes blieb jedoch ernst, fast düster.

„Ich danke Ihnen, Cousin," sagte er. „Wir befinden uns wohl. Ich denke im nächsten Winter nach Paris zu kommen. Verzeihen Sie unser Zusammentreffen. Sie sehen ein, daß ich nicht anders handeln konnte."

„Sprechen wir nicht mehr davon!" rief der Franzose, sichtlich befangen. „Denken Sie, Vorante, ein Vetter von mir — mein einziger, leiblicher Vetter — der Sohn meiner Tante Henriette! Aber, verzeihen Sie, Cousin, wir sind in größter Eile! Wir müssen noch einpacken, um heut Abend nach Straßburg und von dort nach Paris zu reisen, wo ich in der nächsten Woche einem Familien-Rath beiwohnen muß — wegen einer leidigen Geschichte mit einem Verwandten. Adieu, Cousin! Auf Wiedersehen!"

Er reichte Duisfelden die Hand und sprengte fort, ohne sich um die Damen zu kümmern. Diese, ebenso überrascht, wie Vorante, grüßten den jungen Mann. Adele reichte ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen in Paris!" sagte sie. „Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen noch Dank zu sagen habe."

Und sie folgten dem Vetter Duisfeldens, der im scharfen Trabe den Berg hinabritt. —

„Nun, das war seltsam — das muß ich sagen!" rief Duisfelden endlich, nachdem er einige Minuten lang in Gedanken versunken, den Verschwindenden nachgeblickt hatte, während der Doktor sich auf einen Stein am Wege gesetzt hatte. „Was denken Sie davon, Doktor?"

„Daß Ihr Herr Vetter ein impertinenter Schlingel ist!" antwortete dieser gelassen. „Hoffentlich nehmen Sie mir das nicht übel; denn die Verwandtschaft scheint Ihnen nicht sehr am Herzen zu liegen."

Er nahm die Karte, die ihm Duisfelden reichte. Sie enthielt unter einer Herzogskrone den vollständigen Namen: „Hector Paul Gaston, Duc de Carey."

„Das ist nun das zweite Mal, daß ich heute diesen Namen höre," sagte der Doktor. „Dieser Gaston de Carey ist Ihr leiblicher Vetter. Ich kann mir denken, daß dies Zusammentreffen Ihnen nicht sehr angenehm war. Es bietet eine kleine Erläuterung zu dem, was ich Ihnen vorhin sagte. Doch sprechen wir lieber von etwas Anderem."

Er sagte das, weil er sah, daß sein Freund, in tiefe Gedanken versunken, mit fast trauriger Miene vor sich hin sah.

„Wir stehen nicht gut mit diesem Carey," sagte Duisfelden mehr zu sich selbst, als zu dem Doktor. „Er hat nie die Absicht gehabt, sich mit uns auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen. Die Schilderungen, die wir aus Paris von ihm erhalten, stimmen mit dem überein, was ich heut gesehen — jähzornig, hochmüthig, rücksichtslos. Es war ein Glück, daß er mir seine Karte gab. Seine Unverschämtheit hatte mich so erbittert, daß ich zu Allem fähig gewesen wäre. Wie unähnlich ist er seinem Vater, der ein sanfter, bescheidener Mann gewesen sein soll! Mein Vater behauptet stets, er müsse die Sinnesart seiner Mutter, einer heftigen, leidenschaftlichen, intriguanten Frau geerbt haben. Wer mögen aber nur die Damen gewesen sein? Nannte er nicht die eine Du?"

„Natürlich!" sagte der Doktor. „Begreifen Sie nicht, wer sie waren? Das sind Pariserinnen, die Geliebten dieser Herren, mit denen sie einen kleinen Frühlingsstreifzug nach Deutschland gemacht haben, um sich über die guten Deutschen in Bärenfellen und mit langen, wilden Haaren zu amüsiren. Vielleicht glaubten diese Damen auch, wir gingen in dem Kostüme der preußischen wilden Männer, die sie auf irgend einer Banknote oder einem Paß gesehen haben mögen."

„Doktor!" rief Duisfelden fast erschreckt. „Was sagen Sie da! Es ist wahr, daß sie Beide etwas hatten — ich

weiß nicht, was — das mir nicht recht gefiel; die Eine, die Schöne, deren Pferd ich hielt, durchbohrte mich fast mit ihren Blicken. Aber ohne Zweifel waren es Verwandte von meinem Vetter, oder von dem andern Herrn."

„Sie sind ein Kind, Duisfelden!" lachte der Doktor. „Ich gebe Ihnen die Versicherung — es waren leichtsinnige Pariserinnen, die Geliebten der beiden Herren. Erinnern Sie sich nicht, wie der Herr Herzog die Eine Adele und liebes Kind nannte?"

„Unmöglich!" rief Duisfelden. „Wir wissen, daß Gaston de Carey sich um eine reiche und schöne Dame aus einer der ersten Adelsfamilien Frankreichs bewirbt, um eine Dame, deren Tugend und Schönheit allgemein gerühmt wird, und deren Schicksal — ich will es Ihnen offen gestehen — derjenige, der uns diese Mittheilung machte, aufrichtig beklagte. Unmöglich kann sich also Gaston de Carey hier so öffentlich mit solchen Mädchen zeigen. Vermuthlich gehören sie zur Gesellschaft seines Freundes."

„Nun, ich kann Ihnen bestätigen, was ich sagte," erwiederte der Doktor. „Ich war heute Morgen im „Prinzen Karl" und sah die Damen mit den Herren die Treppe hinabsteigen. Ich fragte, wer sie seien, da ich die Wahrheit ahnte, und die Antworten des Kellners ließen mir keinen Zweifel. Mademoiselle Adele ist die Freundin des Herrn Herzogs, und seine zukünftige Gemahlin wird sich damit begnügen müssen, die Liebe ihres Gemahls mit dieser oder einer andern ähnlichen Dame zu theilen. Wie können Sie darüber erstaunt sein. Es ist ja selbst hier kaum anders."

Duisfelden blickte finster vor sich hin.

„Ein Glück, daß mein Oheim nicht mehr lebt!" sagte er. „Nach allen Schilderungen, die mir mein Vater von ihm gemacht, würde der einfache, treuherzige Mann durch einen solchen Sohn auf's Tiefste betrübt worden sein. Aber freilich

— vielleicht trägt gerade sein früher Tod die Schuld, daß Gaston so geworden."

„Wenn das sein einziger Fehler wäre, so würde er ihn mit den meisten Pariser Herren aus guten Familien theilen!" sagte der Doktor und stand auf. „Sie machen heut Familien-Entdeckungen, lieber Duisfelden! Aber hängen Sie nicht den Kopf! Was geht Sie das Alles an?"

Duisfelden antwortete nicht. Da aber der Doktor Miene machte, weiter zu gehen, so schloß er sich demselben an, und die Beiden gingen schweigend neben einander durch den Schloßgarten, am Schloß vorüber, nach der Stadt hinab.

Dort trennten sie sich, um Jeder nach seiner Wohnung zu gehen.

„Vergessen Sie nicht, Ihre Freundin, die Hexe, zu besuchen!" rief der Doktor lachend, als er seinem Freunde die Hand schüttelte. „Lassen Sie sich von ihr wahrsagen. Wenn irgend Eine, so versteht es diese!" —

Duisfelden ging nach seiner Wohnung. Aber er fand dort die Wirthin und die Magd in voller Arbeit an den Vorhängen. Er hatte gesagt, er werde erst spät am Abend zurückkehren, und die Zwischenzeit war von der Wirthin auserwählt worden, um die Zimmer nach dem Geschmack des neuen Besitzers zu ordnen. Duisfelden ging daher, um das begonnene Werk nicht zu stören, nach dem Bierhause „zum Odenwald", ganz in der Nähe, einem der besten und besuchtesten von Heidelberg.

Dort traf er Niemand, als einen alten Herrn, einen Fremden, der die Zeitung las, und Pauline, das Schenkmädchen, eine erblühende, süddeutsche Schönheit mit blauen Augen und nußbraunem Haar. Diese Einsamkeit war ihm recht. Er setzte sich in eine entfernte Ecke und überließ sich seinen Gedanken.

Sie verweilten weniger bei dem Zusammentreffen mit

Gaston. Im Grunde genommen war ihm der Vetter gleichgültig, und da er wußte, daß die verschiedenen Wohnorte, und die Kälte, die stets zwischen dem einzigen Haupte der Carey's und den Duisfeldens geherrscht, jede Annäherung erschweren würde, da er auch außerdem diese Annäherung nicht wünschte, so kümmerte er sich wenig um dieses Zusammentreffen, und beschloß nur, seinem Vater das Vorgefallene wortgetreu zu melden.

Länger verweilten seine Gedanken bei der Wiesen-Toni. Für einen Sohn, der seinen Vater wahrhaft liebt, der in ihm das Musterbild eines ehrenwerthen Mannes sieht, giebt es kaum einen peinigenderen Gedanken, als daß im Leben des Vaters irgend etwas sein könnte, was nur Fremden bekannt ist und diesen einen Grund zum Spotte giebt. Wie sollte er sich das seltsame Wesen der Alten deuten? Weshalb hatte sie so eigenthümlich gelacht, als sie erfahren, daß gerade er der Sohn Duisfeldens sei? Was war damals in Paris geschehen? Was hatte die Wiesen-Toni erfahren? — Unablässig quälten ihn diese Gedanken. Das Bild des hexenhaften Weibes, wie es sich schüttelte und so unheimlich lachte, verließ ihn nicht. Aufgeregt griff er nach dem gefüllten Glase, das neben ihm stand und das er bis jetzt nicht beachtet hatte. Er sah, daß Pauline in seiner Nähe saß.

„Nun, Herr von Duisfelden," sagte sie, „mit Ihnen muß ja heut was ganz Besonderes sein! Sie —"

„Pauline," unterbrach der junge Mann sie verdrießlich, „ich habe es Ihnen schon so oft gesagt, Sie sollen mich Duisfelden nennen und nicht anders. Unsere Familie führt kein „von"."

„Ach, das ist ja ebenso viel," erwiederte Pauline lachend. „Herr Doktor Günther hat doch neulich lange und ausführlich davon gesprochen, daß Ihre Familie eine alte adeliche Familie sei, eine Patrizier-Familie. Also weshalb

soll ich Sie nicht Herr von Duisfelden nennen? Das klingt besser!"

„Nein, das klingt nicht besser," antwortete der junge Mann etwas sanfter. „Es ist richtig, was der Doktor sagte. Unsere Familie war eine von den Familien in Thüringen, die später, als die freien Städte ihre Reichs-Unmittelbarkeit verloren, geadelt wurden. Aber mein Urgroßvater war vernünftig genug, unseren alten und einfachen Namen beizubehalten. Und so ist es immer in unserer Familie geblieben und so wird es bleiben. Also in Zukunft, Pauline, thun Sie mir den Gefallen und nennen mich, wie ich heiße."

„Sie heißen auch Otto, und so darf ich Sie doch nicht nennen!" erwiederte Pauline.

„Weshalb nicht?" fragte Duisfelden lachend und sah etwas tiefer in Paulinens blaue Augen. „Das wird mir sogar sehr lieb sein. Sie nennen ja die meisten Studenten bei ihren Vornamen."

„Nur die ich leiden mag!" sagte Pauline etwas schnell.

„Also mögen Sie mich leiden?" rief Duisfelden. „Das ist ja prächtig! Bisher hat mich noch kein Mädchen leiden mögen!"

„O Sie!" rief Pauline und die blauen Augen blitzten noch schelmischer. „Sie sind ja der schönste Student von Heidelberg!"

Duisfelden brach in ein so lautes, so herzliches Gelächter aus, daß ein Psycholog seine Freude daran gehabt haben würde. Es lag so viel Wahrheit, so viel Verwunderung, so nichts Gezwungenes in diesem Lachen, daß Jedermann heraushören mußte, es komme aus einem Herzen, dem die Eitelkeit fremd sei.

„Ei, Pauline, wer sagt denn das?" rief er dann. „Leider wahrscheinlich Sie allein?"

„Nun, ist das nicht genug?" fragte Pauline, die eben-

falls lachend auf ihre Häkel-Arbeit niedergeblickt hatte und jetzt einen Seitenblick auf den jungen Mann warf.

„In der That, für mich genug!" rief dieser. „Ich verlange nicht mehr."

Und er haschte nach der Hand Paulinens, die ihm jedoch durch eine leichte, nicht hastige Bewegung entschlüpfte.

Pauline war bekannt als das schönste Schenkmädchen Heidelbergs — ein ächtes Musterbild dieser Gattung, die dem deutschen Studentenleben an kleineren Orten unentbehrlich scheint. Immer froh, die weißen Zähne so oft zeigend, als nur möglich, immer ein Lächeln auf den frischen Lippen, einen schelmischen, aufmerksamen oder koketten Blick im blauen Auge, war sie die Bewunderung, die Qual, die Verzweiflung von einem halben Hundert Studenten, die des Abends im „Odenwald" ihre Cigarre rauchten, ihr Bier tranken und um die Wette einen Blick von Pauline zu erhaschen suchten. Aber Pauline galt für grausam, für kokett. Sie wußte trotz der Verschwendung ihrer Blicke und freundlichen Worte im Allgemeinen haushälterisch mit jedem Einzelnen zu sein. Sonnette und Blumen, oder auch substanziellere Geschenke, wurden von ihr mit dem holdesten Lächeln, mit den aufrichtigsten Dankesworten angenommen, aber nur als eine Huldigung, die sich von selbst verstand, nicht als eine Verpflichtung ihrerseits. Niemand wußte zu sagen, wer der eigentlich Begünstigte sei. Und doch schien es unmöglich, daß nicht einer von den schmucken Burschen das Herz dieser Schönheit erobert, an welcher Alles, die schlanken und doch so runden Formen, die lachenden Wangen, die feuchtglänzenden Augen, die dürstenden Lippen, die reinste und vollste Liebessehnsucht zu athmen schien. Pauline war ein Räthsel, selbst für die Erfahreneren, die vergebens all' die kleinen Künste versucht hatten, von denen das Verhältniß der Studenten zu den Schenkmädchen begleitet zu sein pflegt — dieses Verhältniß, das oft frivol

sein mag, häufig aber nur schelmisch und leicht, immer aber traulich ist.

Hatte Duisfelden eine Eroberung gemacht? Er wußte es nicht — er hatte in diesem Augenblick nur im Scherz gesprochen. Aber das Herz klopfte ihm doch ein wenig, als der Blick Paulinens so fragend und trotz aller Schelmerei so tief auf ihm ruhte. So hatte er sie noch nicht gesehen, seitdem er den „Odenwald" besuchte — und das war noch nicht lange, denn er wohnte erst seit drei Wochen in Heidelberg, wo er, wie sein Vater gewünscht, noch einige juristische Collegia hören sollte, nachdem er bereits auf anderen deutschen Universitäten sein Triennium absolvirt. Auch er hatte Pauline bewundert und ihr den leichten Tribut oberflächlicher Huldigung gezollt, nicht etwa, weil er Besseres gekannt, sondern weil ihn die Umgebung Heidelbergs und seine Collegien viel zu sehr interessirten, als daß er Zeit gefunden hätte, Paulinen eine ernstere Aufmerksamkeit zu widmen. Auch waren sowohl Liebe als Leidenschaft seinem Herzen noch fremd geblieben — einige jener kleinen Schüler-Neigungen abgerechnet, die ebenso schnell verschwinden, wie sie entstehen. Das konnte fast auffällig scheinen bei einem jungen Manne, der ein leicht erregbares Temperament mit voller Jünglingsschönheit und Reichthum vereinte. Aber Otto Duisfelden, sehr einfach von seinem Vater, einem reichen Grundherrn am Harz, erzogen, hatte bis dahin nur mit jugendlichem Feuereifer seinen Wissensdrang zu befriedigen und in körperlichen Uebungen die Meisterschaft zu erringen gesucht. Die gefährliche Probe war noch nicht bestanden.

„Nun, Pauline, wenn Sie mich leiden mögen, weshalb reichen Sie mir Ihre Hand nicht?" fragte er endlich mit leicht stockender Stimme und suchte sehr zuversichtlich auszusehen.

„Weil ich häkele," antwortete Pauline lachend. „Später will ich sie Ihnen reichen."

„Später! Dann ist das ganze Zimmer voll Studenten und Sie kokettiren mit Allen!" rief Duisfelden.

„Kokettiren? Ich weiß nicht, was das ist!" antwortete Pauline. „Ich muß doch freundlich mit Allen sein! Das geht nicht anders. Und es sind so artige Herren unter ihnen!"

„Das glaube ich, und Jeder ist, wenn Sie mit ihm allein sind, der schönste Student von Heidelberg!"

Es war dem jungen Manne, als er dies scherzend sagte, nur darum zu thun gewesen, das Mädchen mit der Schmeichelei, die er für einen Scherz hielt, zu necken. Aber Pauline schien es anders zu nehmen. Sie blickte ihn flüchtig an und sah dann auf ihre Arbeit. Sie schien etwas sagen zu wollen, hielt es aber zurück.

„Nun, haben Sie das wirklich noch keinem Andern gesagt?" fragte Duisfelden befangen. „Ich sollte meinen, es wären Studenten hier, denen Sie das mit mehr Recht sagen könnten. Sie scherzten ja doch nur."

„Natürlich — was denn weiter?" sagte Pauline kurz und häkelte emsig.

Der alte Herr stand auf, Pauline mit ihm. Er zahlte und ging. Die Beiden waren jetzt allein in dem Zimmer, das von der Abendsonne glühend erleuchtet wurde. Pauline blieb am Schenktisch, wo sie die Gläser ordnete.

Duisfelden stand auf und näherte sich ihr.

„Pauline, Sie haben mir etwas übel genommen!" sagte er. „Ich habe aber nichts Böses gesagt."

„Nein, nein," antwortete Pauline schnell, „ich weiß es. Ich hatte unrecht, mir einen Scherz mit Ihnen zu erlauben, Herr Duisfelden!"

„Es wäre mir lieber, wenn es kein Scherz gewesen," sagte der Student. „Es überraschte mich nur, weil ich wirklich glaubte, die Mädchen kümmerten sich nicht um mich."

„Wirklich?" fragte Pauline etwas spöttisch.

„Gewiß," antwortete Duisfelden so offen und unbefangen, daß Pauline ihn unwillkürlich noch einmal anblickte.

„Nun, ich habe auch zu viel gesagt," sagte sie dann. „Sie sind ein recht hübscher Mann. Aber es sind auch noch andere sehr nette Herren hier. Ich habe es auch schon Manchem gesagt."

„Also doch!" rief Duisfelden halb lachend, halb verwirrt. „Sehen Sie, ich habe recht!"

„Natürlich," antwortete Pauline kurz. „Es ist meine Pflicht, mit jedem Herrn zu kokettiren, und Jeder ist der Beste, wenn die Andern nicht da sind."

Sie fügte das lachend hinzu. Aber das Lachen klang nicht ganz heiter, und sie setzte das Glas, das sie in der Hand hielt, scharf auf den Tisch.

„Pauline, ich bin ein Thor!" sagte Duisfelden. „Ich necke Sie, anstatt mich zu freuen, daß Sie so artig gegen mich sind. Reichen Sie mir jetzt die Hand."

„Nein, jetzt nicht mehr!"

„Und weshalb nicht?"

„Weil wir allein sind, und weil Sie glauben würden, ich thäte es mit jedem Andern ebenso, wenn ich mit ihm allein wäre!" antwortete sie halb abgewandt.

„Nun gut, ich glaube es nicht!" rief Duisfelden dringender. „Ich bitte Sie um Verzeihung, Pauline. Ich wußte eigentlich selbst nicht, was ich sagte; ich war so verwirrt. Seien Sie mir nicht böse."

Und er griff nach ihrer Hand, erhaschte sie, und kaum wissend, was er selbst that, wollte er das widerstrebende Mädchen an sich ziehen. Im ersten Augenblicke schien auch der Widerstand Paulinens zu ermatten. Aber sie faßte sich sogleich und drängte den jungen Mann, den die Schüchternheit zur Kühnheit trieb, sanft aber entschieden zurück.

„Ah — Duisfelden und Pauline! Ah — also er ist

der Glückliche! Duisfelden hier um diese Zeit! Nun ist das Geheimniß gelöst! Schau, schau — wer hätte das gedacht! Nun, Pauline, Sie haben keinen schlechten Geschmack! Gratulire dem Pärchen — ist gar nicht übel! Duisfelden also hat den Preis errungen!"

So tönte es lachend und spottend von der Thür her, durch welche eine Schaar von Studenten plötzlich eingetreten war. Duisfelden trat in seiner Verlegenheit einige Schritte zurück, glühend roth. Pauline flüchtete sich hinter den Schenktisch und suchte ihr Gesicht zu verbergen.

„Thorheiten!" stotterte Duisfelden. „Ich war soeben erst eingetreten. Pauline wollte mir die Hand nicht reichen — ich bestand darauf —"

„Schon gut, Liebster! Sie sind überführt!" unterbrach ihn einer der Studenten, der schnell bis an den Schenktisch getreten war. „Da ist Ihr Hut, Ihr halbgeleertes Glas und hier ein Beweis, stärker als alle — Paulinens hold erröthende Wangen! So glüht nur die Liebe! Pauline ist gefangen, erobert, die Grausame unterjocht! Duisfelden — Ihnen ist das schwere Werk gelungen! Lassen Sie sich bekränzen mit Myrthen und Lorbeer!"

Lachend setzten sich die Studenten um einen Tisch. Duisfelden hielt es für das Beste, mit ihnen zu lachen und im Uebrigen zu schweigen. Er setzte sich zu ihnen. Und siehe — als Pauline mit den schäumenden Gläsern an den Tisch trat, brannten ihre Wangen von einer Gluth, die nicht nur von der Abendsonne herrührte, die Augen, sonst so muthig blickend, waren niedergeschlagen und ein Ausdruck von Verschämtheit ruhte auf ihrem Gesicht. Hastig setzte sie die Gläser auf den Tisch und eilte fort.

Jeder von den Studenten hatte es bemerkt und Jeder war von diesem ganz neuen Anblick überrascht. Pauline erröthend und verschämt — Pauline, die sonst Alles so leicht nahm und so gut zu thun wußte, als ob sie nicht verstände,

Pauline, die selbst eine allzu kecke Anspielung so gut zu überhören verstand — verlegen, befangen, flüchtend! Das war ein ernster Fall! Schweigend blickten sich die Studenten eine Minute lang an.

„Schmollis, Herr Bruder!" sagte dann Einer feierlich zu Duisfelden und erhob sein Glas. „Schmollis!" fielen die Andern tönend ein. Und der lachende, erröthende Duisfelden war einstimmig als glücklicher Sieger von der Schaar anerkannt worden.

Am andern Vormittag wanderte Otto Duisfelden allein hinauf nach der Gegend des Kaiserstuhls. Aber nicht den wegen seiner Aussicht berühmten Ort wollte er besuchen. Er ging seitwärts auf schmalen Wegen durch den Wald; er suchte den Wiesenhof.

Es hatte ihm keine Ruhe gelassen. Nach einer halb durchzechten Nacht erwachend, die Erlebnisse des vergangenen Tages in seiner Erinnerung ordnend, war er mit sich selbst darüber einig geworden, daß er durchaus von der Wiesen-Toni erfahren müsse, weshalb sie gelacht. Er hatte sich nach ihr und dem Wiesenhof erkundigt. Die Wiesen-Toni war von Manchen gekannt. Sie brachte seltene Blumen an einzelne Botaniker, auch Erdbeeren, wenn die Jahreszeit gekommen war, an die Gastwirthe und einzelne andere Kunden. Aber über die Lage des Wiesenhofes schienen auch die Heidelberger selbst nicht genau unterrichtet. Endlich hatte sich Duisfelden an einen jungen Professor der Botanik gewandt, der die ganze Umgegend genau kannte, und dieser hatte ihm die Lage des Wiesenhofes beschrieben, auch die Wiesen-Toni als ein seltsames, abstoßendes Wesen geschildert. So war denn Duisfelden allein auf die Berge hinaufgestiegen.

Es war ein heißer, fast den Juni- oder Juli-Tagen ähnlicher Maitag. Vom wolkenlosen Himmel brannte die Sonne glühend nieder, und das junge Grün der Eichen schien in regungsloser Ermattung die erste Gluth-Umarmung des Sonnengottes zu trinken. Heißer Waldesduft drang aus der schimmernden Erde. Kein Lufthauch spielte in den Blättern und Gräsern. Die Vögel schwiegen. Aber eine Welt von Käfern und Schmetterlingen durchflog geschäftig und spielend den gluthserstarrten Wald. Bienen summten; Eidechsen sonnten sich auf dem Gestein am Wege. Wo noch ein schattiges Plätzchen war, erwarteten die kaum erblühten Blumen schüchtern den brennenden Kuß der Sonne, unter dem ihre Schwestern auf dem sonnigen Moosesgrund bereits die vielfarbigen Köpfchen neigten. Es war eine jener Stunden, in denen eine süß-bange Ahnung durch den Frühling geht, daß er nicht bestimmt sei, nur zu glänzen, zu blühen und zu lächeln — ein schmerzlich-wonniger Ahnungsschauer künftigen Duldens und Ertragens, künftiger Reife und Frucht.

Otto Duisfelden kannte diese Stunden, in denen er oft das Werden der Natur und das Entstehen der eigenen Gedanken belauscht und sich träumerisch der Vorahnung der Zukunft überlassen hatte. Mit gemäßigtem, gedämpften Schritt ging er durch den schweigenden Wald, zuweilen tiefer athmend, zuweilen auch stillstehend, um die Gluth verfliegen zu lassen, die der steiler ansteigende Weg und die heißen Sonnenstrahlen in ihm hervorriefen. Als er die Höhe des Berges erreicht, setzte er sich auf einen Stein und überlegte noch einmal.

Die Alte war ihm widerwärtig; bei der Erinnerung an das Anerbieten, das sie ihm gemacht, ergriff ihn ein unheimliches Bangen und tiefer Abscheu. Wenn sie dächte, daß er deshalb käme! Er hätte umkehren mögen. Und doch — fühlte er sich nicht frei und rein? Lag es nicht in seiner

Macht, jede Wiederholung dieses Anerbietens mit Verachtung zurückzuweisen? War ihm nicht in großen Städten Aehnliches widerfahren? Freilich, dort, an den Sammelplätzen der Leidenschaften und Laster, war er weniger unangenehm von jenen Anerbietungen berührt worden, als hier in der freien, reinen, frommen Natur! Aber vielleicht quälte er sich umsonst. Vielleicht war die Alte wirklich irren Geistes und hatte das unsinnige, tolle Zeug nur gesprochen, weil sie das Goldstück geblendet, das er ihr gegeben. Auf jeden Fall wollte er sich beruhigen, noch einmal mit ihr sprechen. War sie in der That irrsinnig und konnte sie ihr seltsames Lachen nicht erklären, so wollte er nicht weiter daran denken. War sie aber nur bösartig verstockt, so wollte er versuchen, sie durch Ueberredung oder Geld zum Sprechen zu bringen. Und wenn er nun etwas erfuhr, was der tiefen Ehrerbietung, die er für seinen Vater hegte, nachtheilig gewesen wäre? War es nicht thöricht von ihm, sich zu einer solchen Entdeckung zu drängen? Nein! Er war fest, felsenfest davon überzeugt, daß er so etwas nicht erfahren könne. Er wollte nur die Gewißheit haben, daß in seines Vaters Leben nichts sei, was einem solchen Weibe Grund gebe, über ihn zu lachen. Er hoffte auf eine einfache, natürliche Erklärung, oder auf die Ueberzeugung, daß dieses Weib nicht wisse, was sie thue und spreche. In beiden Fällen konnte er ruhig wieder nach Heidelberg hinabsteigen, und diese Mühe, wenn sie ihn auch Ueberwindung kostete, war dann nicht umsonst gewesen.

Er stand auf, überzeugte sich, daß er auf dem rechten Wege sei und schritt weiter. Er dachte nur an das, was unmittelbar vor ihm lag, an die Alte. Weder sein Vetter, noch Pauline drängten sich in seine Erinnerung. Wohl hatte er im Laufe des Morgens auch an die blauäugige Schöne gedacht, zu deren Liebhaber er stillschweigend proklamirt worden, und es war ihm durch den Sinn gegangen, daß er

etwas wie eine Thorheit begangen, oder noch begehen könne. Aber im Grunde genommen war das ja unbedeutend und ließ sich bald wieder in das alte Geleis zurückführen. Er wußte es den Studenten Dank, daß sie am Abend nicht weiter darüber gescherzt, daß sie die Thatsache still hingenommen. Pauline hatte sich am Abend dem Tische selten genähert und war zuletzt, beim Abschied, vollkommen unbefangen gewesen, wie er selbst. Genug, das Ganze war ein Scherz und sollte ihn nicht weiter kümmern; er fühlte nichts, was einer aufkeimenden Leidenschaft ähnlich sah. Es hing nur von ihm ab, dies kleine Intermezzo als ungeschehen zu betrachten. —

Oben auf der Höhe lagerte dieselbe Sommerschwüle, wie auf dem niederen Walde. Langsam ging Otto Duisfelden weiter. Nichts trieb ihn, sein Ziel so bald zu erreichen; im Gegentheil, noch immer war es ihm, als ob ihn etwas von dem Orte zurückdränge, nach dem er strebte. Endlich sah er einige Häuser vor sich liegen, hinter denen sich eine Lichtung zu befinden schien. Es war die Försterwohnung, die man ihm in Heidelberg bezeichnet hatte. Er traf dort nur eine Frau, die ihm sagte, die Hütte der Wiesen-Toni befinde sich hinter der Lichtung, im Walde. Sie fügte hinzu, daß sie kaum glaube, er werde die Wiesen-Toni treffen. Gewöhnlich sammle sie um diese Jahreszeit Blumen. Vielleicht aber treffe er das Trudchen. Sei auch das nicht der Fall, so wolle sie gern eine Bestellung ausrichten. Otto Duisfelden wollte die Försterfrau über die Alte befragen. Aber er unterließ es, um keinen Verdacht zu erregen. Nur darnach fragte er, ob es mit der Wiesen-Toni nicht recht richtig sei.

„Je nun,“ antwortete die Försterfrau, „wie man es nimmt. Zuweilen mag's ihr wohl hier oben etwas wirr sein. Aber manchmal ist's auch Verstellung. Zuweilen ist sie gutmüthig, zu Zeiten wieder boshaft. Man weiß nie,

wie man mit ihr daran ist. Ich habe nicht gern mit ihr zu thun."

Der junge Mann folgte dem Fußwege, den die Försterfrau ihm wies. Er führte am Saume einer großen Lichtung hin, die mit üppigem Gras bewachsen war, und die Wiese genannt wurde. Von dieser Wiese führten auch die Försterei und einige andere in der Nähe liegende Gehöfte den Namen „Wiesenhof". Schwer lag die Mittagsschwüle auf der Lichtung. Nichts regte sich, kein Grashalm, kein Blatt, kein Vogel. Duisfelden athmete fast beklommen. Er sah das Häuschen, von dem die Försterfrau gesprochen, aus dem dichten Unterholz des Eichwaldes hervorblicken. Es war eine ärmliche, verfallene Hütte, klein, kaum geeignet für eine Menschenwohnung. In dem Schindeldach klafften große Lücken; die Scheiben der beiden kleinen Fenster waren blind, mehrere fehlten ganz. Außer einigen Hühnern, die in der Sonne saßen und forthuschten, als Duisfelden sich langsam näherte, sah er nichts Lebendes in der Nähe der Hütte, die tief im Schatten der Eichbäume lag — versteckt, friedlich, geheimnißvoll, wie geschaffen für eine Waldeinsamkeit, für das Auge eines kundigen Freundes der Natur, für den Pinsel eines Malers.

Auf Duisfeldens Auge, der die Kunst liebte und selbst die Malerei trieb, übte dieser Anblick einen eigenen Reiz. Er blieb einige Minuten in der Nähe der Hütte stehen, sie betrachtend, vielleicht auch erwartend, daß die Wiesen-Toni ihn bemerken und herauskommen werde. Aber nichts rührte sich. Endlich trat Duisfelden an die Thür, deren Spalten dem Licht und der Luft freien Eingang gestatteten, und faßte an den verrosteten Drücker. Aber die Thür öffnete sich nicht, sie mußte verschlossen oder verriegelt sein. Duisfelden klopfte, aber nicht stark, denn er vermuthete, daß Niemand in dem Hause sei. Nichts regte sich. Er trat nun einige Schritte zurück. Da fiel sein forschender Blick durch eine

der zerbrochenen Scheiben in das Innere der Hütte, und unwillkürlich trat er näher.

Fast in der Mitte des Zimmers, auf einem Schemel, saß ein junges Mädchen, vielleicht zwölf Jahre alt. Sie schlummerte. Der rechte Arm ruhte auf der Lehne des Schemels und stützte den Kopf; die linke Hand ruhte im Schooße und hielt ein Bündel trockenes Riedgras. Ein weißes Hemd, die Schultern frei lassend, ein dunkelfarbiger Rock mit einem gleichfarbigen kurzen Mieder waren ihre ganze Kleidung. Neben ihren nackten Füßen stand ein Paar einfacher Binsenschuhe. Vor ihr auf dem Fußboden von Thon lagen Immortellen, Gräser, Riedgras und andere jener Pflanzen, die auch vertrocknet noch ihre Form und Farbe behalten. Ein nicht vollendeter Blumenstrauß von solchen Pflanzen lag im Schooße des Mädchens; andere von verschiedener Größe und Form hingen an der Wand zwischen langen Büscheln von Riedgras und Immortellen-Kränzen.

Otto Duisfelden stand lange und sah dies Alles an. Sein Auge, nachdem es flüchtig abgeschweift auf die Wände, auf das ärmliche Hausgeräth, auf den Dompfaff, der an der Wand in seinem hölzernen Käfig schlief, verweilte unverwandt auf dem jungen Mädchen. Im ersten Augenblick hatte er sich schnell und scheu zurückziehen wollen. Nun stand er wohl schon zehn Minuten und länger.

Er glaubte hineinzuschauen in ein Mährchen. So mußte Dornröschen geschlummert haben, in so tiefer Stille und Einsamkeit, so süß, so tief, so unschuldig! Wie hold spielte der Traum um diese leicht geöffneten kindlichen Lippen, wie warm ruhten Sommerhauch und Jugendschlaf auf diesen rosigen Wangen, wie sanft neigte sich der liebliche Kopf mit dem goldenen Haar nieder auf die rechte Hand! Welche süße Ermattung war ausgegossen über diese zarte, knospende Gestalt, wie zart und schämig schmiegte das weiße Linnen

sich um die jugendlich runden Schultern, an die kindliche Brust! Diese ebenmäßige Gestalt, schlummernd in unbewußter Holdseligkeit, umfangen vom Zauber des Traumes, schien unmittelbar hervorgegangen aus der Hand der Natur. Nicht gelernte Kunst, nicht selbsterwachende Eitelkeit hatten hier etwas an dem verändert, was die Natur vollendet geschaffen. Vielleicht mochte nie eine Scheere dieses glänzende Haar berührt haben, von dem eine überreiche Locke in schwerer Windung, wie geschmiedetes Gold, niederfiel über die Schulter und den Arm, der im Schooße ruhte. Nichts war schroff an dieser Gestalt, nichts störend, nichts unvollendet und doch auch nichts unkindlich; mädchenhafte Anmuth umspielte jedes Glied der Schlummernden. Nur die dunkleren Brauen und Wimpern schienen eine leise Mahnung, daß in diesen holden Formen ein Charakter sich zu entwickeln beginne. Luft und Sonne hatten auf dem Antlitz, auf den schlanken Armen und dem schmalen Fuß jenen rosigen, fast pfirsichfarbenen Hauch zurückgelassen, der selbst im Norden selten ist; die jugendliche, hohe Brust aber und die Schultern tauchten sich schneeweiß in das Linnen. Kein Bildhauer, kein Maler, hätte er die Unschuld, Anmuth und Ursprünglichkeit des deutschen Mährchens verkörpern sollen, würde eine schönere Gestalt haben ersinnen können.

Ohne jedes andere Gefühl, als das des staunenden Entzückens, blickte Otto Duisfelden auf die Schläferin. Sie regte sich nicht; kein Hauch wehte durch das Zimmer; nicht einmal die junge Brust, die sich kühn wölbend an den runden Hals schloß, sah er sich heben. Wie verzaubert schien dieses Bild. Selbst die trockenen Gräser stimmten wunderbar zu der Schläferin, die eine jugendliche Einbildungskraft sich hier als Jahre lang hold träumend vorzustellen vermochte. In solcher Verkörperung mochte die Knospe eines Haide-Rösleins vor das Auge des Glücklichen hintreten, dem ein gütiger Zauber den Schleier von dem blöden Menschen-

Auge genommen und die leblose Natur lebendig gemacht. In so holdem Traume reift Unschuld unbewußt der Entfaltung entgegen.

Nicht ein einziges Mal wünschte Duisfelden, sie möge die Augen öffnen. Er dachte an nichts. Selbst zum Träumer geworden, ließ er dieses Bild auf sich einwirken. Minute auf Minute verstrich; er wußte es nicht. Da regte sie sich; er erschrak. Aber nein; sie blickte nicht auf. Sie wandte nur den Kopf ein wenig und schlummerte weiter. Auch auf ihr schien die schwüle Mittagssonne des Maitages schwer zu lasten. Aber der Dompfaff regte sich, spreizte sein Gefieder, blickte schläfrig um sich und begann erst in einzelnen Tönen, dann anhaltend eine Melodie.

Duisfelden hörte diese Melodie und kannte sie. Er verwunderte sich nicht darüber. Alles schien ihm natürlich in diesem Zauber. Es war die Melodie eines schwermüthigen deutschen Liedes, das er oft von seiner Mutter gehört, die es aber, wie sie ihm gesagt, in Frankreich gelernt hatte. Zum ersten Male wieder erinnerte er sich der Wiesen-Toni und daß sie einst mit der Familie Carey in Verbindung gestanden — und als ob diese Erinnerung den Zauber breche, schlug auch das Mädchen die Augen auf. Der Strauß von trockenen Blumen war ihr vom Schooß geglitten, und das leichte Geräusch, vielleicht auch der Gesang des Dompfaffs, hatte sie erweckt.

Duisfelden hätte nicht zurücktreten können, auch wenn er gewollt. Der Strahl zwei großer blauer Augen, noch verschleiert von dem verschwindenden Traume, traf ihn voll und klar. Schnell, mit einer leichten Verwirrung, richtete sich das junge Mädchen auf, blickte um sich und erhob sich dann. Gestalt, Auge, Bewegung — Alles an ihr war, wie der junge Mann es geahnt hatte, unschuldig, rein und schön.

„Verzeihen Sie, Herr," sagte sie, „ich schlief. Ich weiß nicht, wie es kam."

Sie fühlte die lange Locke ihres Haars auf ihrer linken Schulter und erhob unbefangen den Arm, um sie zu befestigen. Scheu vor Fremden kannte sie noch nicht.

„Ich suchte die Wiesen-Toni," sagte Duisfelden leise und doch wieder nicht beklommen; denn der kindliche Blick dieses reinen Auges flößte ihm eine ruhige Sicherheit ein. Auch nicht die leiseste verwirrende Erinnerung an das schmachvolle Anerbieten der Wiesen-Toni stieg bei diesem Anblick in ihm auf.

„Die Mutter ist gegangen, Blumen zu suchen," antwortete das Mädchen in der Mundart des Landes mit sanfter Stimme. „Ich glaube nicht, daß sie bald zurückkehren wird. Sie sagte mir, vielleicht ginge sie sogar hinab nach Heidelberg. Soll ich etwas ausrichten von dem Herrn?"

„Sage der Wiesen-Toni, der Herr, den sie gestern mit einem andern Herrn getroffen und dessen Namen sie kannte, sei hier gewesen," antwortete Duisfelden. „Ich werde entweder wiederkommen, oder treffe Deine Mutter wohl in Heidelberg ein ander Mal. Ist die Wiesen-Toni Deine Mutter, mein Kind?"

„Nein, mein Herr, ich bin ein Waisenkind. Aber die Wiesen-Toni hat sich früh meiner angenommen. Ich nenne sie Mutter, und sie ist gut gegen mich."

„Weißt Du nicht, wer Deine Eltern waren?" fragte Duisfelden.

„Nein, Herr, ich bin im Walde gefunden worden, so sagt die Mutter," antwortete das Mädchen. „Sie hat mich noch einmal taufen lassen, weil sie glaubte, ich sei vielleicht nicht getauft, und hat mir den Namen Gertrud gegeben. Denn ich war noch sehr jung, kaum ein Jahr, als die Mutter mich fand."

„So bist Du vielleicht nur ein verlorenes, kein

Waisenkind," sagte Duisfelden. „Vielleicht leben Deine Eltern noch."

Das Mädchen blickte ihn einen Augenblick groß an. Dann schien sie zu begreifen, was er sage, und das dunkelblaue Auge wurde wie von einem Schleier getrübt. Duisfelden errieth, daß er einen Fehler begangen und einen Gedanken in dem Kinde wach gerufen, den es bisher noch nicht gehegt. Aber er errieth auch, daß der Geist dieses Kindes schnell und lebhaft sei. Er sah dies aus dem Zucken ihrer Brauen, aus dem flüchtigen Spiel ihrer Mienen.

„Gott weiß es!" sagte sie leise und sanft.

„Doch das mußte die Wiesen-Toni ja wissen," fügte Duisfelden schnell hinzu. „Sie hätte Dich gewiß Deinen Eltern zurückgegeben, wenn sie noch lebten. Ist sie nicht zuweilen seltsam, Deine Mutter?"

„Die Leute sagen es," antwortete Gertrud unbefangen. „Aber gegen mich ist sie immer gut. Nur zuweilen ist sie sehr still und spricht dann Tage lang nicht, namentlich im Winter."

„Ja, die Wintertage müssen traurig hier sein," sagte Duisfelden. „Ihr seht gewiß nicht viel Leute."

„Im Sommer sehr wenige, im Winter fast gar keine," antwortete das Mädchen.

„Und was machst Du in den langen Wintertagen?" fragte der junge Mann, der, er wußte selbst nicht weshalb, noch lange mit dem Kinde hätte weiterplaudern mögen. „Da muß es kalt und öde hier sein."

„Der Wald giebt uns mehr Reisig, als wir nöthig haben," antwortete Gertrud. „Oede und einsam ist es freilich, aber ich lese dann in den Büchern, die mir die Mutter in Heidelberg kauft."

„Also kannst Du lesen? Wer hat Dich das gelehrt?" fragte Duisfelden.

„Die Mutter. Sie ist eine sehr kluge Frau, kann

auch schreiben und weiß vielerlei Dinge. Auch eine fremde Sprache, die französische, spricht sie. Sie war drüben in dem Lande, jenseits des Rheins."

Duisfelden hätte gern noch einige Fragen angeknüpft. Aber er fühlte wohl, daß er unrecht thun würde, die Unbefangenheit des Kindes zu mißbrauchen und es zu Mittheilungen zu verleiten.

„Du kommst wohl wenig fort vom Wiesenhof?" fragte er dann.

„Nur, wenn ich mit der Mutter Blumen suche, und dann bleiben wir im Walde," antwortete Gertrud. „Einmal war ich mit der Mutter in Heidelberg. Aber das ist schon sehr lange her. Die Mutter hat mich gefragt, ob ich in eine Stadt ziehen wolle. Aber ich habe ihr gesagt, es würde mir lieber sein, wenn ich hier bleiben könnte. Auch meint ja die Mutter, es sei anderswo zwar anders, aber nicht besser."

Alle diese Antworten waren mit der reinsten, kindlichsten Unbefangenheit gegeben. Das Herz des Kindes lag auf seinen Lippen, es würde ihm Alles beantwortet haben, was es zu beantworten wußte. Aus dem großen Auge mit der strahlenden Iris leuchtete Vertrauen, Friede und die Zuversicht, die sich stets mit wahrer Unschuld paart. Fast hätte Duisfelden glauben mögen, die Wiesen-Toni könne nicht schlecht sein, weil ein Kind, das in ihrer Nähe aufgewachsen war, sich eine solche Reinheit und Einfachheit bewahrt hatte.

„Weshalb bindest Du denn die Sträuße und windest die Kränze?" fragte Duisfelden.

„O — kennen der Herr die Sitte nicht?" fragte Gertrud und die lächelnd zurückweichende Oberlippe enthüllte die weißesten kleinen Zähne. „Die Bauersleute und auch die armen Leute in den Städten hängen sie an den Wänden auf, zur Erinnerung an ein Fest oder an einen Gestorbenen.

die Mutter trägt sie rings im Lande umher. Geld erhält sie nicht viel dafür, aber doch hier und dort Fleisch, Eier, Brod, Milch, ein Stück Zeug, wie es nun gerade kommt, auch wohl, wenn's hoch kommt, ein paar Kreuzer. Das Suchen der Blumen für die Herren Professoren und Studenten trägt mehr ein. Aber, sagt die Mutter, die Herren suchen jetzt selbst ihre Blumen. Nur, wenn sie etwas gar Seltenes gebrauchen, kommen sie zu der Mutter. Und in Heidelberg giebt es ja noch andere Frauen und Mädchen, die auch Blumen suchen. Da haben es die Herren viel bequemer."

„Weshalb zieht Deine Mutter nicht hinab nach Heidelberg?" fragte Duisfelden.

„Ja, Herr, das weiß ich nicht," antwortete Gertrud. „Sie sagte mir einmal, auf dem Wiesenhof sei sie geboren, da wolle sie auch sterben."

Dies ganze Gespräch war anfangs durch die zerbrochene Fensterscheibe geführt worden, später hatte Gertrud den einen Fensterflügel mit Mühe geöffnet. Jetzt wußte Duisfelden nichts mehr zu fragen.

„Gieb mir einen Strauß — dort den kleinen, mit dem kurzen Gras!" sagte er, nach der Wand deutend. „Ich will ihn Jemand schenken."

Gertrud wandte sich um, ging leicht und schnell nach der Wand und langte hinauf, um den Strauß herabzunehmen. Duisfelden, ihr nachblickend, erkannte, daß ihre Gestalt hoch und schlank sei. Zum ersten Male kam ihm der Gedanke, daß dieses Kind in wenigen Jahren eine Jungfrau sein werde, und mit diesem Gedanken schoß ihm die Erinnerung an die Alte in die Seele. Er erröthete. Seine Unbefangenheit war verloren. Es trieb ihn etwas gewaltsam fort von hier — Scham, Abscheu, Furcht. Wenn die Wiesen-Toni jetzt käme und ihn sähe — was mußte sie denken! Verwirrt suchte er nach einem Sechskreuzerstück und

legte es auf das Fensterbrett, während Gertrud ihm den Strauß reichte.

„Ist das für mich, Herr?" fragte Gertrud.

„Freilich — scheint es Dir zu wenig?" fragte Duisfelden befangen.

„O nein, Herr — o nein! Es ist das erste Geld, das ich selbst für meine Sträuße erhalte!" rief Gertrud freudig und mit glockenheller Stimme. „Ich danke Ihnen, Herr, tausend Mal!"

„Also sage der Mutter, ich würde wiederkommen, oder hoffe sie in Heidelberg zu sehen," sagte Duisfelden schnell. „Adieu, mein Kind!"

„Ade, Herr, ade! Tausend Dank! Ade!"

Duisfelden eilte fort. Die glockenhelle Stimme klang ihm noch in's Ohr — die blauen Augen, die milchweißen Zähne glänzten noch vor ihm — trotz der Mittagsgluth ging er schnell in den Wald hinein, umkreiste die Lichtung, ging am Försterhause vorüber und schlug den Rückweg ein. Es war ihm, als ob sein Gesicht brenne und das Herz stärker schlage. Fast wollte es ihm bedünken, er habe etwas Böses gethan.

Allmählich wurde er ruhiger, aber nicht ruhig. Er setzte sich auf einen kleinen Erdhügel, stützte den Kopf in die Hände und wollte versuchen, Seele und Leib zu kühlen. Ein ganz eigenthümliches Gefühl bewegte ihn. Er hätte weinen mögen. Aber warum? Warum? Es zog ihm das Herz zusammen, als sei ihm ein großes Leid widerfahren. Die Brust hob sich ihm bang' und schwer.

Endlich, allmählich vermochte er seine Gedanken zu ordnen. Aber das erleichterte ihn nicht. Konnte er denn etwas ändern? Mußte er nicht Alles gehen lassen, wie es ging? Ach — er hatte die Reinheit und Unschuld im Kleide der holdesten kindlichen Schönheit gesehen — so lieblich gesehen, wie sie ihm vielleicht nie wieder erscheinen würde —

und alle diese Lieblichkeit war nichts, als eine Waare in der Hand eines Weibes, das dem Ersten Besten, der ihr begegnete, die Zukunft dieses himmlischen Kindes zum Kauf angeboten! — Ja, zum ersten Male in seinem Leben fühlte er das tiefe, schneidende Weh, das durch ein Menschenherz geht, wenn es ein reines, unschuldiges Wesen achtlos und unbewußt hineintreiben sieht in die Brandung des Lebens, und doch nicht retten, nicht helfen, ja nicht einmal warnen kann.

Er saß lange. Als er sich wieder erhob, war die Schwüle noch größer geworden; aber am Himmel zogen jene leicht erkennbaren Wolken, die ein Gewitter verkünden. Ein Frühlings-Gewitter! — es lag etwas Tröstendes, Beruhigendes, Kühlendes in dieser Hoffnung. Aber der Grund seines Herzens blieb tief traurig. Vergebens fragte er sich, was dieses Mädchen ihn angehe? — warum ihr Schicksal anders sein solle, als das so Vieler? — warum er sich quäle, da er doch nicht helfen könne? Sein Herz wurde darum nicht leichter. Er gestand sich, daß es ihm besser gewesen, wenn er nicht nach dem Wiesenhofe gegangen wäre. Aber nun war es doch einmal geschehen. Konnte er die Gedanken und Gefühle beschwören, die jetzt in ihm aufstiegen?

Er sah nach der Uhr. Mittag war längst vorüber. Drohend stand das Gewitter im Westen vor ihm — kein Haus in der Nähe, um Schutz zu finden. Das war ihm gleichgültig; er liebte die Natur auch in ihrer Kraft und Gewalt und fürchtete einen Regenguß nicht. Es war ihm, als müsse ihm wohler werden, wenn das Gewitter vorüber sei. Schon rauschte es hier und dort in den Baumwipfeln, und es fielen einzelne Tropfen.

Er hatte inzwischen die Hälfte des Rückweges zurückgelegt und durchschritt eine kleine Schlucht, als er plötzlich eine bekannte Gestalt vor sich erblickte — mit Kopftuch,

Stock, eigenthümlichem Gang, gebücktem Kopf — die ihm entgegenkam: die Wiesen-Toni. Er stand still; das Herz klopfte ihm. In demselben Moment erhob auch die Wiesen-Toni mit Mühe den Kopf. Ihr Gesicht war ernster, als am vergangenen Tage und wurde selbst durch die flüchtige Ueberraschung bei dem unerwarteten Anblicke Duisfeldens nicht erhellt. Sie stand still; Duisfelden näherte sich ihr. Auf ihren Stab gestützt, empfing sie ihn mit ihren stechenden Blicken.

„Guten Tag, Toni!" sagte er. „Ich komme eben vom Wiesenhof."

„Das sehe ich, Herr," erwiederte die Wiesen-Toni. „Solche Sträuße bindet nur Gertrud."

Duisfelden erinnerte sich jetzt erst, daß er den Strauß noch immer in der linken Hand trug, und mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, mußte sich mit Gewalt den ersten und einzigen Zweck zurückrufen, der ihn nach dem Wiesenhof geführt hatte, um seine Fassung nicht zu verlieren. Uebrigens irrte er, wenn er gefürchtet, die Miene der Wiesen-Toni werde spöttisch oder triumphirend sein. Sie blieb düster und forschend.

„Toni," sagte der junge Mann, „ich war hinaufgegangen nach dem Wiesenhof, um Euch zu fragen, weshalb Ihr gestern so seltsam gelacht habt, als wir von meinem Vater sprachen?"

„Von Ihrem Vater?" fragte Toni, immer ernst bleibend. „Ach ja, ich erinnere mich. Ich hätte über ihn gelacht? O, Sie irren sich, junger Herr. Wenn ich gelacht habe, so weiß ich jetzt nicht mehr, weshalb. Das tritt mich zuweilen so an. Nehmen Sie's mir nicht übel."

„Toni —" sagte der junge Mann zögernd, „das ist mir nicht genug; das klingt nach einer Ausrede! Ihr begreift, daß es einem Sohn nicht lieb sein kann, wenn er über seinen Vater lachen hört. Wenn Ihr also das Ge-

ringste über ihn wißt, so sagt es mir, oder ist das nicht der Fall, so gebt mir Euer Wort, daß Ihr nicht über meinen Vater gelacht!"

„Was soll ich von Herrn Duisfelden wissen?" antwortete die Alte gleichgültig. „Ich weiß nichts von ihm, als daß er ein freundlicher, ernster Mann ist, der Mademoiselle Henriette geheirathet hat. Wenn ich darüber gelacht habe — nun, gnädiger Herr, es wird mir manchmal schwer, meine Gedanken zusammen zu halten. Wahrscheinlich freute ich mich, Herrn Duisfeldens Sohn so plötzlich vor mir zu sehen."

„Das ist die Wahrheit?" fragte Otto Duisfelden, scharf in das Gesicht der Alten blickend, das heut ebenso ruhig war, wie gestern erregt, und in welchem nur die dunklen Augen unheimlich funkelten.

„Was soll es anders sein, junger Herr?" erwiederte sie nachlässig. „Den Gang hätten Sie sich sparen können."

„Desto besser!" sagte Duisfelden. „Aber ich habe dort oben auch das Mädchen gesehen, von dem Ihr gesprochen. Ich sage Euch, Toni — das Kind ist gut und schön! Bedenkt, daß Ihr vor Gott zu verantworten haben werdet, was Ihr mit der Gertrud beginnt. Sprecht zu keinem Zweiten, wie Ihr zu mir gesprochen."

Wider sein Erwarten blieb die Alte ruhig. Sie schien überhaupt müde und abgespannt, oder ganz von anderen Gedanken in Anspruch genommen zu sein. Nach einem flüchtigen Blick auf den jungen Mann, dem die Röthe in's Gesicht gestiegen war, senkte sie den Kopf und sagte nach einer Pause:

„Was geht Sie die Gertrud an? Ich habe das Kind gefunden, es ist mein. Ich kann damit machen, was ich will!"

„Ihr könnt es zum Guten führen, auf jedem Wege, den Ihr einschlagen wollt, und bis jetzt scheint Ihr es ge-

than zu haben," sagte Duisfelden ernst. „Wenn Ihr aber das Kind dem Verderben überliefern wollt, vielleicht um Eures eigenen Vortheils willen, so vergeßt nicht, daß es außer dem himmlischen Richter noch eine Gerechtigkeit auf Erden giebt. Sorgt dafür, daß Gertrud ein ehrliches Mädchen bleibe. Das bringt Euch Beiden mehr Vortheil, als alle Schlechtigkeit."

Jetzt zum ersten Male lachte die Wiesen-Toni spöttisch auf.

„Arm, schön und ehrlich! Das verträgt sich nicht gut zusammen, junger Herr!" sagte sie. „Aber ängstigen Sie sich nicht. Ich werde nicht so thöricht sein, einem Andern meinen Schatz anzubieten. Der beste Mann ist Gertrud nicht werth. Gehen Sie ruhig nach Hause! Ich habe gestern Unsinn geschwatzt."

„Es würde mir eine große Beruhigung sein, wenn ich Euch vertrauen könnte, Toni!" sagte Duisfelden.

„Was kümmern Sie sich um Gertrud?" rief die Alte, wieder in einen störrischen, mürrischen Ton verfallend. „Uebermorgen denken Sie nicht mehr an uns. Wir armen Leute hätten viel zu thun, wenn wir alle Sittenprediger anhören wollten. Ueber ein paar Jahr kommen Sie wahrscheinlich von selbst wieder und sprechen ein bischen anders. Nun, wer weiß, wo Gertrud dann ist! Doch, junger Herr, während Sie da oben waren, fragte ich nach Ihnen dort unten in der Stadt und war in Ihrer Wohnung. Ich hatte eine Bitte an Sie!"

„Sprechen Sie! Was war es?" rief Duisfelden.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht bald einmal nach Frankreich, nach Paris reisen," antwortete die Alte.

„Jedenfalls im nächsten Winter — so Gott will," sagte der junge Mann.

„So thun Sie mir einen Gefallen," sagte die Alte. „Ich bin zwar alt, schwach, elend und unbedeutend. Aber

vielleicht kann ich Ihnen wieder einmal gefällig sein. Erkundigen Sie sich in Paris nach einem Manne Namens Eduard Pichot — schreiben Sie sich auf, was ich Ihnen sagen werde, Sie möchten es sonst vergessen."

Otto Duisfelden folgte der kurz und dringend ausgesprochenen Bitte. Es begann zu regnen. Er trat deshalb zu der Alten unter eine Eiche, deren dichtes Laub den Regen noch abhielt.

„Also — Eduard Pichot," fuhr die Alte fort. „Wohnte zuletzt — das heißt im Jahre 1831 — in der Rue Cassette, Nr. 41, an der Ecke der Rue Vaugirard — ein großer, starker Mann — damals vielleicht zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahre alt — von wildem Charakter — nicht gut mit der Polizei stehend. Suchen Sie zu erfahren, auf jede Art und Weise, was aus ihm geworden, und namentlich, ob er todt ist, oder noch lebt. Aber sollten Sie gar ihm selbst begegnen, so sprechen Sie nicht von mir, keine Silbe. Er würde mich aufsuchen und tödten. Wenn Sie genau erfahren haben, ob er noch irgendwo auf der Erde lebt oder ob er todt ist, so schreiben Sie an mich, an die Wiesen-Toni, unter der Adresse des Professors Martens in Heidelberg; der ist ein guter, alter Mann. Ich werde ihm sagen, daß ich einen Brief aus Paris erwarte, und er wird ihn mir schicken, wenn es auch Winter wäre. Schreiben Sie nichts, als: Er lebt — oder: Er ist todt! Aber Sie müssen es bestimmt wissen, ganz bestimmt!"

„Gut," sagte Duisfelden, der schnell das Nöthige notirt hatte, „das will ich ausrichten. Und nun wollen wir versuchen, ein Obdach zu erreichen, ehe der Regen gar zu heftig wird."

„Mir liegt nichts am Regen," sagte die Wiesen-Toni, in Gedanken versunken. „Aber, vergessen Sie nicht! Und halt — eilen Sie, daß Sie nach Hause kommen! Es ist ein sehr wichtiger Brief für Sie da. Es stand auf der

Adresse, man möge Ihnen den Brief sogleich nachsenden, wo Sie auch seien."

„Was mag das sein?" rief Duisfelden fast erschreckt. „Woher wissen Sie das?"

„Weil ich den Briefträger sah, als ich in Ihrer Wohnung nach Ihnen fragte," antwortete die Alte. „Ihre Wirthin sagte, es sei die Handschrift Ihres Vaters, sie kenne dieselbe, da schon mehrere Briefe von dorther gekommen wären."

„Gott sei Dank!" rief Duisfelden leicht aufathmend. „Dann kann es nichts Schlimmes sein. Doch will ich eilen!"

Inzwischen zog das Gewitter bereits über die Sprechenden dahin. Der Regen begann zu strömen, der Donner rollte und der Sturm sauste durch die Eichen. Duisfelden warf einen Blick auf den Himmel, um zu sehen, wohin das Gewitter ziehe.

„Nun, lebt wohl!" rief er dann der Alten zu. „Ihr erhaltet Nachricht von mir. Denkt an Gertrud!"

„Halt!" rief die Wiesen-Toni. „Noch Eins! Wenn Sie mir doch einmal schreiben, so fügen Sie doch bei, wie Ihr Vetter, der junge Herzog von Carey, aussieht, ob er groß und hübsch geworden."

„Das hättet Ihr gestern sehen können, er war in Heidelberg!" antwortete Duisfelden hastig und sich bereits einige Schritte entfernend.

„Was? Hier? Wo? Ist er noch hier?" fragte die Alte, sich plötzlich aufrichtend, mit großen, starren Augen.

„Er ist gestern Abend abgereist — mit einem Herrn und zwei Damen," antwortete der junge Mann.

„So waren es die, die ich gestern sah, ehe ich Sie traf? Der Größere oder der Kleinere?" rief die Alte, bleich und mit allen Zeichen des Schreckens. „Ich sah sie durch den Wald reiten."

„Der Größere," antwortete Duisfelden. „Ich traf zufällig mit ihnen zusammen."

„Und er ist wieder abgereist — nach Paris?" rief die Wiesen-Toni.

Duisfelden bejahte es. Ganz mit dem Gedanken an den Brief beschäftigt, sah er nur flüchtig, wie sich die Züge der Wiesen-Toni fast verzerrten, wie sie mit weit geöffneten Augen und Lippen ihn anstarrte.

„Sucht Euch ein Obdach!" rief er. „Schnell, schnell! Und lebt wohl!"

Er eilte fort. Als er sich noch einmal umwandte, sah er die Wiesen-Toni auf derselben Stelle stehen, unter dem Baume, dessen Zweige sich wie Rohr bogen vor dem wüthenden Sturme. Erst jetzt fiel ihm das Entsetzen auf, das sich in ihren Zügen gezeigt hatte. Ein seltsames Weib! Sie schien mehr, als sie ahnen ließ, mit den Geschicken der Familie Carey bekannt und verbunden zu sein. Aber er hatte keine Zeit, zu ihr zurückzukehren. Ein wolkenbruchähnlicher Regensturz zwang ihn, unter einen überhängenden Felsenvorsprung zu flüchten; dort wartete er die Wuth des Gewitters ab, das schnell, wie es gekommen, vorüberzog. Nach wenigen Minuten verminderte sich der Regen. Duisfelden trat wieder auf die Straße. Zurückblickend, sah er die Toni nicht mehr.

Er dachte jetzt nur noch an den Brief. Was mochte geschehen sein? Er erwartete keine wichtigen Nachrichten von seinem Vater. Man denkt bei ungewöhnlichen Briefen fast immer an ein Unglück. So eilte er denn unaufhaltsam die Berge hinab, und erreichte glühend, erhitzt, athemlos die Stadt, als die ersten Strahlen der wieder hervortretenden Sonne die Dächer der Häuser von Heidelberg erhellten.

Die Wirthin überreichte ihm den Brief, von welchem die Wiesen-Toni gesprochen, und der wirklich jene Bemerkung

auf der Adresse trug. Duisfelden öffnete ihn hastig und las mit wachsendem Erstaunen Folgendes:

„Mein lieber Sohn!

Ich bitte Dich, unmittelbar nach dem Empfange dieses Briefes Deinen Koffer zu packen, Deine Rechnungen zu bezahlen, Deinen guten Freunden Lebewohl zu sagen und mit dem Zuge, der nach Straßburg abgeht, dorthin und von dort nach Paris zu reisen. Genügt Deine studentische Legitimation nicht, so wird Dir Herr Winter, mein Bekannter, einen Paß zu verschaffen wissen; derselbe wird Dir auch so viel Geld geben, als Du nöthig zu haben glaubst. In Paris steige im Hotel Lafontaine, Rue Racine, ab. Dort wirst Du ausführliche Briefe von mir entweder schon vorfinden, oder doch unmittelbar nach Deiner Ankunft erhalten.

Ich habe keine Zeit, Dir vor dem Abgang der Post die Gründe anzugeben, aus welchen ich Dich bitte, so schnell nach Paris zu reisen. Noch weiß ich auch nicht, ob ich sie Dir selbst in Paris in ihrem ganzen Umfange mittheilen werde. Du kennst mich aber und weißt, daß ich nicht vorschnell handle. Genug, ich wünsche, daß Du sobald als möglich in Paris sein mögest, um das Terrain kennen zu lernen, auf welchem Du Dich bald wirst bewegen müssen. Es handelt sich um eine Familien-Intrigue, von der ich erst in der allerjüngsten Zeit Nachricht erhalten habe und die wir aufdecken müssen, wenn es sich auch nicht um unseren eigenen Vortheil handeln sollte. So viel für heut! Was ich Dir auch in Zukunft anrathen möge, sei überzeugt, daß es nothwendig und nicht gegen die Gesetze der Ehre ist. Auch wenn ich schweigen

sollte über Manches, was Du zu wissen begehren wirst, so zweifle nicht daran, daß ich meine Gründe dazu habe und daß sie zu Deinem Besten sind. Vielleicht sehen wir uns selbst in Paris.

Du wirst von dem Augenblick an, wo Du Heidelberg verlässest, gezwungen sein, selbständiger als bisher aufzutreten, denn Du wirst Dich in einem fremden Lande befinden. Vergiß auch dort nicht, mein Sohn, daß Dein Vater, wie immer, sein volles Vertrauen in Dein Ehrgefühl und Deine Gewissenhaftigkeit setzt. Deine Aufgabe in Paris kann unter Umständen eine schwierige, selbst gefahrvolle werden. Sei also vorsichtig. Sage zu jedem Fremden, der Zweck Deines Aufenthaltes in Paris sei nur der des Studiums, der Belehrung und des Vergnügens. Das wird nicht unwahr sein. Denn da Du voraussichtlich längere Zeit in Paris wirst bleiben müssen, so wird es nothwendig werden, daß Du den dortigen Aufenthalt in jeder Beziehung als eine Quelle der Belehrung benutzest. Doch darüber mehr in meinen späteren Briefen.

Mein lieber Sohn — ich sehe Dich nicht ohne Bangigkeit in so frühem Alter von mir scheiden und in eine Stadt ziehen, die so Vielen gefährlich geworden ist. Ja, diese Trennung wird mir doppelt schwer, da sie zugleich mit einem Geheimniß zwischen uns Beiden verknüpft ist, die wir bisher im vollkommensten Vertrauen zu einander lebten. Aber ich rechne darauf, daß Du von Deinem Vater und Deiner Mutter diejenigen Eigenschaften geerbt hast, die hinreichend sind, einen guten Menschen über alle äußeren Schwierigkeiten des Lebens hinwegzuhelfen.

Mach' Dir nun weiter nicht viel Gedanken über

diese Reise. Es wird sich Alles mit der Zeit vor Dir enthüllen. Ich hoffe, Du wirst es mir später Dank wissen, daß ich Dir nicht Alles mitgetheilt habe. Baue auf dieses Wort, wie Du stets auf mich gebaut hast.

Gott behalte Dich in seiner Obhut, mein theurer Sohn, und lasse Dich täglich reifer und besser werden zur Freude und zum Stolz

Deines treuen Vaters

Immenhof, 24. Mai 1853. Hermann Duisfelden."

Ein offener Zettel an Herrn Winter, einen reichen Privatmann in Heidelberg, war beigelegt; der Vater bat Herrn Winter in demselben, seinen Sohn bei der schnellen Abreise mit Allem zu unterstützen, was der junge Mann vielleicht nöthig habe. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Vater hatte gut schreiben, Otto möge sich über diesen Brief keine Gedanken machen; lange genug saß der junge Mann, den Brief immer wieder lesend und hin und her denkend. Heidelberg verlassen, wo er sich so heimisch, so glücklich fühlte, um plötzlich nach Paris zu eilen, wohin es ihn freilich seit langer Zeit sehnsüchtig zog! Sollte er sich über diesen Wechsel freuen, oder sollte er trauern? Aber — der Vater wünschte es, diese Reise schien eine Nothwendigkeit. Da gab es keine Gedanken mehr. Otto Duisfelden sprang auf, um in aller Eile seine Angelegenheiten zu ordnen. Er hätte kein junger Mann sein müssen, um nicht von dem leichten abenteuerlichen Reiz, der in dieser Reise lag, angenehm, erfrischend und kräftigend berührt zu werden.

Er flog zu Doktor Günther, seinem Freunde — einem jungen Gelehrten, der sich als Privat-Docent in Heidelberg habilitiren wollte. Der Doktor war aufrichtig betrübt über

die schnelle Abreise seines neuen Freundes, den er herzlich liebgewonnen, und begleitete ihn auf den Wegen, die Otto noch zu machen hatte. Der junge Mann sagte Allen, daß ein Wunsch seines Vaters, der wahrscheinlich selbst nach Paris kommen werde, ihn nöthige, Heidelberg zu verlassen — nichts mehr. Um acht Uhr Abends war Alles geordnet und die beiden Freunde gingen nach dem „Odenwald", wo Otto Duisfelden den dort versammelten Bekannten Lebewohl sagen wollte.

Die Garten-Wirthschaft war dort an demselben Tage eröffnet worden, und aus dem kühlen, würzigen Duft des Gartens tönte den Beiden schon von fern das heitere Lachen der Studenten entgegen. Otto Duisfelden konnte sich eines Gefühls der Trauer nicht erwehren. Wo sollte er in Paris einen solchen Kreis von jungen Leuten finden, die, während sie harmlos ihre Jugend genossen, doch zugleich eifrig den Wissenschaften nachstrebten? Hier war er als Bruder empfangen worden; dort erwarteten ihn ein fremdes Land und fremde Sitten.

„Und was wird Pauline sagen?" flüsterte der Doktor, als Beide in den Garten hinabstiegen.

„Lieber Himmel! An die habe ich gar nicht mehr gedacht!" rief Duisfelden fast erschreckt.

„Man hat mir Wunderdinge von Ihnen und ihr erzählt!" sagte der Doktor. „Wenn auch nur die Hälfte davon wahr ist, so müssen Sie ein wahrer Don Juan und unwiderstehlich sein. Denn Pauline ist nicht so leicht zu erobern, ist überhaupt vielleicht noch nie erobert worden. Das weiß ich aus langer Erfahrung."

„Glauben Sie kein Wort davon!" rief Duisfelden lachend.

Aber er konnte sich doch nicht enthalten, zu ihr hinüber zu blicken, als sie eintraten, und fast verlegen zu er-

röthen, als die Freunde ihn mit den bedeutsamen Worten empfingen:

„So spät? Was soll denn das bedeuten? Waren Sie schon am Nachmittage hier?"

Die Ueberraschung und das Bedauern waren groß, als Duisfelden ihnen mittheilte, daß er noch an demselben Abend nach Paris reisen müsse. Ob Pauline es gehört hatte? Einzelne sahen zu ihr hinüber. Sie stand in der Nähe am Schenktisch und sprach freundlich mit einem älteren Herrn.

„Aber Kindchen," sagte dieser, „Sie sind ja so blaß geworden! Fehlt Ihnen etwas?"

„Vielleicht der Wechsel in der Luft, Herr Büsemann," antwortete Pauline. „Heute Morgen so schwül, und jetzt so frisch, fast kalt. Ich bin nicht sehr kräftig. Heute roth, morgen todt!"

Sie kam während der halben Stunde, die Duisfelden noch mit seinen Freunden verplauderte, nur selten und flüchtig an den Tisch. Es war viel Leben und Treiben in dem Garten. Man rief sie überall. Endlich drängte die Zeit. Duisfelden mußte aufbrechen. Der Doktor war bereits vorausgegangen, um einen Wagen zu bestellen. Otto lehnte das Anerbieten der Freunde, ihn nach dem Bahnhof zu begleiten, ab, eben weil die Zeit schon so kurz geworden. Er suchte Pauline und sah sie nicht. Man rief sie von verschiedenen Seiten. So mußte er denn fort, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben.

Aber als er über den matterleuchteten Flur des Vorderhauses nach der Straße eilte, trat eine Gestalt ihm entgegen und eine Hand ergriff die seinige.

„Reisen Sie wirklich nach Paris? Wie lange bleiben Sie, Otto?" fragte eine leise, scheinbar ruhige Stimme.

„Pauline — Sie sind es? Wie lieb ist es mir, daß ich Sie noch treffe!" rief Duisfelden.

„Wie lange bleiben Sie, Otto?" wiederholte sie ihre Frage.

„Vielleicht längere Zeit — wie mein Vater es bestimmt!" antwortete Duisfelden.

„Nun, dann ade, Otto!" sagte Pauline und berührte seinen Mund mit ihren Lippen.

Die Worte waren ruhig gesagt, und der Kuß war nur freundschaftlich innig. Aber Duisfelden fühlte, daß sie zitterte und daß ihre Hand kalt war.

„Es ist nicht gut für mich, daß Sie fortgehen, Otto — nicht gut!" sagte sie leise. „Aber auf Wiedersehen! Leben Sie wohl!"

Er fühlte noch den Druck ihrer Hand. Dann eilte sie nach dem Garten. —

Eine Viertelstunde darauf trug der Dampfwagen den jungen Mann durch die kühle Maien-Nacht, über die Rhein-Ebene, südwärts nach Straßburg.

II.

Schloß Mortoran.

Es war am folgenden Montag, am vorletzten Tage des Mai, als Otto Duisfelden nach längerer, aufmerksamer und vorsichtiger Wanderung aus dem Walde von Meudon trat, dort, wo derselbe nicht fern von Villacoublay sich nach Süden öffnet.

Vor dem jungen Manne lag ein herrlicher Blick, eine große, halbkreisförmige Fläche mit dem schönsten Grün und einer alten Eichen-Allee, die diese in der Mitte durchschnitt, während die Ausläufer des Buchen-Waldes die Seiten des Halbkreises begrenzten. Eine lange grüne Wand von Taxus, auf beiden Seiten in Eichen-Alleen auslaufend, schloß den Halbkreis auf der gegenüberliegenden Seite. Hinter der Taxuswand erhob sich eine gemauerte Terrasse, welche in der Mitte von einer breiten und schönen Treppe durchbrochen wurde, die hinaufführte zu der Vorhalle eines prächtigen, im Style des siebzehnten Jahrhunderts erbauten Schlosses. Alles lag schweigend, ruhig und schön in der warmen Maisonne vor dem Auge des jungen Mannes, der mit eigenthümlicher Trauer und in tiefer Bewegung nach dem Schlosse hinüberblickte.

„Hier also ward meine Mutter geboren," sagte er leise vor sich hin. „Das ist Mortoran, das Stammschloß der

Carey's! Wohl hatte ich gehofft, es mit der Mutter selbst und freudiger zu sehen!"

Er überließ sich einige Minuten lang seinen wehmüthigen Betrachtungen. Dann, als ob er sich an etwas erinnere, sah er schnell nach der Uhr.

„Es ist noch Zeit," sagte er zu sich selbst, und einige Schritte in den Wald zurücktretend, setzte er sich auf eine verfallene Rasenbank, senkte den Kopf und überließ sich wieder seinen Betrachtungen.

War es die Ermüdung der Reise, war es der Eindruck der lärmenden Weltstadt, in der er sich seit zwei Tagen befand, oder war es langes und anhaltendes Nachdenken — genug, das Gesicht des jungen Mannes zeigte nicht jene Frische, Heiterkeit und Jugendfreudigkeit, die ihm noch vor wenigen Tagen in Heidelberg einen so angenehmen Ausdruck verliehen. Es war ernst und nachdenklich. Zuweilen schüttelte er den Kopf.

„Wunderbar! Wunderbar!" flüsterte er vor sich hin.

Die Stille und Einsamkeit der Gegend, in welcher außer ihm nichts Lebendes zu sein schien, als die hellen Wolken, die über das Schloß fortzogen, mochte ihn zur Selbstbetrachtung stimmen, und sein Gesicht behielt den gedankenvollen Ausdruck.

„So allein in dieser Riesenstadt — plötzlich herübergeschleudert aus dem traulichen Heidelberg in diesen Lärm — mit einer geheimnißvollen Aufgabe, deren letzten Zweck ich nicht kenne — ohne Freunde, ohne Bekannte — wie wird das enden?" sagte er zu sich selbst. „Was bedeutet der eigenthümliche Brief des Vaters, den ich hier erhalten, seine Anweisungen über Dinge, die mir dunkel sind, seine Ermahnungen zur Vorsicht? Was geht hier vor? Weshalb nimmt er in unserer stillen deutschen Heimath Theil an dem Treiben unserer Verwandten in Paris, was er früher nie gethan? Weshalb soll ich auf eine so geheimnißvolle, fast

gefährliche Weise die Mitglieder unserer Familie, die sich heut in Mortoran versammeln wollen, kennen lernen? Woher weiß er, was hier vorgeht? Und weshalb erhält er mich in Unwissenheit, da er doch unbedingt auf mich zählen kann? Welches Familien-Gespenst, seit einer Generation schlummernd, ist aus seinem Grabe hervorgestiegen und beunruhigt meinen guten Vater? Ich grüble vergebens, ich kann es nicht finden; ich martere mich umsonst! Mein Vater hat recht — ich muß ihm vertrauen und ihm gehorchen! Meine Prüfungszeit scheint zu beginnen. Das Leben erwartet mich und ich soll selbständig in Angelegenheiten eingreifen, die bisher außer dem Bereich meiner Jugend lagen. Aber wie soll ich selbständig auftreten, wenn ich nicht weiß, warum es sich handelt? — Doch fort damit! Dieses Grübeln macht mich stumpf und bricht mir den Muth. Mein Vater muß wissen, was mir zu thun obliegt! Ist nicht auch hier der Himmel blau, die Luft rein? Ist die Gegend, durch die ich heut gewandelt, nicht wie ein großer Garten? Kenne ich nicht die Sprache, die man hier spricht, und bin ich nicht im Vaterlande meiner Mutter? Geduld — in acht Tagen werde ich auch hier heimisch sein, heimisch, so weit ich es überhaupt hier werden kann!"

Er zog einen Brief aus der Tasche, den er von dem Vater in Paris erhalten, und las eine Stelle des langen Schreibens noch einmal genau durch. Dann schüttelte er wieder den Kopf.

„Und wenn man mich dennoch entdeckte, dennoch träfe?" fragte er sich. „Welche irgendwie wahrscheinliche Angabe könnte ich ersinnen, um meine Anwesenheit in Mortoran zu erklären? Der Vater schreibt, es sei unmöglich, man werde mich nicht sehen auf dem Wege, den er mir angegeben. Aber wer kann alle Zufälligkeiten vorher berechnen? Würde ich nicht meinen Verwandten, meinem Vetter in einem lächerlichen oder gar verdächtigen Lichte erscheinen?

Nun — Muth und Geduld! Ich bin noch nicht gewöhnt, auf geheimen Wegen zu wandeln. Aber wenn es sein muß, wenn mein Vater es für nothwendig hält, so kann ich auch das."

Er sah wieder nach der Uhr. Aber auch jetzt schien die bestimmte Zeit noch nicht gekommen. Er versank wieder in die Betrachtungen, die seine seltsame Lage nothwendig in ihm hervorrufen mußte.

Es weckte ihn jedoch bald ein leises Geräusch, und als er aufblickte, sah er einen Mann, der aus dem Walde zu seiner Linken gekommen sein mußte, in größter Hast über den Rasenplatz eilen, ungefähr nach der Stelle zu, auf welcher sich Duisfelden selbst befand. Die finstere und verstörte Miene des Fremden und seine Hast mußten dem jungen Manne auffallen, und durch die tief niederhängenden Zweige der Buche und einige Sträucher vor dem Blicke des Fremden geschützt, beobachtete er ihn genau. Es war ein starkgebauter Mann von vielleicht fünfzig Jahren, mit dunkelem Haar und einem gebräunten Gesicht. Sein Anzug war einfach, schmutzig, sogar zerrissen. Obwohl er scharf nach allen Richtungen vor sich hinspähte, schien er den jungen Mann doch nicht zu bemerken und eilte dicht an ihm vorüber in den Wald. Dort, unter den ersten Bäumen desselben, stand er still. Duisfelden hörte ihn keuchen und sah, wie der Flüchtling einige Papiere und einige andere Gegenstände hervorzog, die ersteren zerriß und Alles in das Gras warf. Dann eilte der Mann weiter.

Duisfelden konnte kaum daran zweifeln, daß dieser Mann ein Verbrecher sei, der vor einer Verfolgung fliehe. Aber ganz in Anspruch genommen von dem Gedanken an das Vorhaben, das er auszuführen hatte, würde diese kurze Unterbrechung der Einsamkeit wenig Eindruck auf ihn gemacht und nur eine schwache Erinnerung in ihm zurückgelassen haben, wenn nicht, als Duisfelden sich einige Mi-

nuten später von der Rasenbank erhob, zwei Gendarmen von der linken Seite her aus dem Buchenwald gesprengt wären, die Duisfeldens Aufmerksamkeit wieder auf die Verfolgung jenes Mannes zurücklenkten. Sie bemerkten den jungen Mann und riefen ihm zu, ob er nicht einen Flüchtling bemerkt habe. Duisfelden zögerte mit der Antwort, aus einem leicht erklärlichen Gefühl sich sträubend, den Angeber zu machen.

„Verbergen Sie uns nichts, mein Herr!" rief der eine Gendarm. „Er ist ohne Zweifel ein gefährlicher Verbrecher. Sagen Sie uns die Wahrheit — ist er hierher geflohen oder nicht?"

Da Duisfelden unmöglich mit Nein antworten konnte, auch sein Schweigen bereits eine Bejahung gewesen, so erwiederte er kurz, daß er einen Flüchtling gesehen und deutete mit der Hand die Richtung an, die derselbe genommen. Der eine Gendarm sprengte sogleich in dieser Richtung weiter; der andere musterte die Grasfläche und die Eichen-Allee vor dem Schlosse und ritt dann langsam in den Wald.

„He, he, mein Herr!" rief er gleich darauf zurück, „haben Sie nicht bemerkt, hat der Flüchtling das hier weggeworfen?"

Der Gendarm deutete mit der Hand auf die zerrissenen Papiere.

„Ich glaube," antwortete Duisfelden, und wollte weiter gehen.

Der Gendarm aber rief:

„Verzeihung, mein Herr, ich muß Sie bitten, einen Augenblick zu warten!"

Duisfelden, der die Absicht des Gendarmen nicht sogleich errieth, wollte Einwendungen machen. Aber er bedachte noch zur rechten Zeit, daß ihm dies Unannehmlichkeiten bereiten könne, und näherte sich deshalb dem Gendarmen, der abgestiegen war und die im Grase liegenden

Papierstücke auflas. Der andere Gendarm war inzwischen zurückgekommen.

„Laß nur, Claudinet," sagte der erste Gendarm. „Wir holen ihn schon noch ein. Auch schneiden ihm die Andern, die nach Clamart geritten sind, den Weg ab. Hier sind Dietriche, Brecheisen und Feilen. Nimm sie an Dich! Ich bin eben dabei, die Papierfetzen zusammenzustellen. Halt! Alle Teufel, Claudinet — hier steht — ja, wie heißt das? „Nimm Dich in Acht, Dogge, man ahnt, daß Du in Chaville bist!" Und hier ein Brief an einen gewissen François, der erst ganz frisch geschrieben sein muß. Aber wo ist die Unterschrift? — Ah, zum Teufel — so hab' ich doch recht gehabt! Hier ist der Fetzen mit dem Eduard und einem P. Es ist Pichot, es ist die Dogge, den wir schon so lange suchten. Nun lustig vorwärts, Claudinet, es giebt eine Gratifikation, wenn wir ihn fassen!"

Die Papiere zusammenraffend und in seine Tasche schiebend, schwang er sich auf sein Pferd.

„Ihr Name, mein Herr? Ihre Wohnung?" wandte er sich dann zu Duisfelden. „Ich muß Sie darum bitten, da es möglich ist, daß man Sie verhört wegen dessen, was Sie hier gesehen haben; doch ich glaube es nicht. Wir wissen jetzt, wer der Bursche ist, und werden ihn hoffentlich fassen."

Duisfelden nannte seinen Namen und seine Wohnung, und fügte dann hinzu:

„Nannten Sie den Mann nicht Eduard Pichot?"

„Ja wohl, mein Herr. Kennen Sie ihn?"

„Nein, mein Herr; ich habe von ihm gehört," antwortete Duisfelden, und fügte auf's Gerathewohl hinzu: „Das ist ja wohl der Name eines berüchtigten Verbrechers."

„Ja wohl, und wir würden nicht unzufrieden sein, ihn zu fassen," sagte Claudinet, der andere Gendarm. „Wir sollten in Chaville das Haus eines verrufenen Diebes durch-

suchen und sahen diesen Vogel entschlüpfen, ohne zu wissen, daß es Pichot sei. Nun vorwärts, Anthionet!"

Sie grüßten den jungen Mann, und sprengten in den Wald. Duisfelden blickte ihnen eine Minute lang sinnend nach. Dann nahm er seine Brieftasche heraus und suchte ein bestimmtes Blatt.

„Eduard Pichot," sagte er vor sich hin. „Das ist der Name. Auch das Alter würde übereinstimmen. Nun — der Wunsch der alten Hexe vom Wiesenhof geht schnell genug in Erfüllung. Ich werde ihr Nachricht senden, sobald ich an Günther schreibe. Sie wird sich nicht allzu sehr freuen, daß er noch lebt; denn sie ängstigt sich vor ihm. Und entschlossen und wild genug sah der Mensch aus — das ist wahr. Wenn mir Alles hier in Frankreich so schnell gelingt, wie die Entdeckung dieses Menschen, nun, so wird mein Vater mit mir zufrieden sein. Aber ich wünsche, meine Entdeckungen mögen ihm mehr Freude machen, als der Wiesen-Toni. Doch es ist Zeit!"

Und schnell schritt er am Saume der Lichtung entlang und betrat den Wald, in welchem er weiterging, bis er sich in der Nähe des Schlosses, bei dem östlichen Flügel desselben befand. Als er vorsichtig hinaus auf die Straße treten wollte, welche an dem Flügel vorbeiführte, hörte er Geräusch und Stimmen und zog sich zurück. Gleich darauf sah er ein gegenüberliegendes Thor sich öffnen und ungefähr zwölf Personen, Männer, Frauen und Kinder, traten heraus. Es schien die Dienerschaft des Schlosses zu sein. Das Thor schloß sich hinter ihnen, nachdem Duisfelden flüchtig bemerkt, daß auf dem Schloßhofe, vor einer großen Treppe, ein Wagen hielt.

Die Diener plauderten und lachten unbefangen und gingen sämmtlich nach derselben Richtung auf ein Gebäude zu, das eine Gärtner- oder Förster-Wohnung sein mochte. Duisfelden verstand Einiges von dem, was sie sagten.

„Wenn die hohen Herrschaften nur nicht immer so heimlich thun wollten," sagte ein junger Bursche, den seine weiße Schürze als Küchenjungen verrieth. „Man weiß ja doch morgen oder übermorgen, was vorgefallen ist."

„Natürlich, Emil!" sagte ein Anderer. „Aber man muß so thun, als ob man nichts ahnt."

„Wenn ich am nächsten Sonntag nach Paris komme und frage den alten Concierge bei Ganthoret's, der mir immer den Hof macht, so wird er mir Alles haarklein erzählen!" rief ein hübsches junges Mädchen, das neben dem Küchenjungen ging. „Ich lasse mich höchst ehrbar und feierlich von ihm umarmen und verspreche ihm, recht bald wiederzukommen, oder lade ihn hierher ein nach Mortoran. Dann plaudert er aus, was er auf der Seele hat."

„Du hast gar nicht nöthig, so neugierig zu sein, Amelie!" sagte Emil mürrisch. „Halte Dich an mich, ich weiß so gut, wie jeder Andere, was vorgeht."

„Ja, weil Du Dich mit der Hermine gut stehst," lachte ein Anderer.

„Wer ist Hermine?" fragte Amelie.

„Das weißt Du nicht?" lachte Jener. „Es ist die Zofe der Baronin Ganthoret, ein hübsches Mädchen."

„Papperlappapp, ich kenne sie kaum!" rief Emil. „Ich habe bessere Quellen! Und nun hinein in die Gärtnerei. Hoffentlich dauert der Witz nicht lange. Ich habe Hunger, weil ich Pasteten backen mußte, und in dem Augenblick fortgerufen wurde, als ich frühstücken wollte."

Er zog einige Pasteten aus der Tasche und bot sie Amelie an, die sie schmollend ausschlug. Dann erstarben ihre Worte und sie gingen in die Gärtner-Wohnung.

Otto Duisfelden konnte leicht errathen, daß man das Personal aus dem Schlosse entfernt habe, damit man nicht belauscht werde. Wahrscheinlich befand sich sein Vetter bereits in Mortoran.

Duisfelden schritt nun über die leere Straße und stieg die wenigen Stufen empor, die zu dem östlichen Seiten-Portal des Schlosses führten. Es war nur ein kleines Portal, nicht passirbar für Wagen, tief hineingebaut in die Seiten-Façade und mit einigen Säulen verziert. Eine schön geschnitzte Thür bildete den Eingang. Sie war verschlossen. Neben ihr, zur Linken des jungen Mannes, befand sich eine andere, viel kleinere Thür, eine Art Seiten-Eingang. Dieser wandte Duisfelden seine Aufmerksamkeit zu. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und blickte sich scheu und verstohlen um, fast wie ein Verbrecher. Und seltsam mochte es freilich erscheinen, hier wie ein Dieb zum ersten Male ein Haus betreten zu müssen, in welchem er frei als Verwandter des Besitzers hätte auftreten dürfen. Aber nochmals schien er sich der Weisungen seines Vaters zu erinnern und entschlossen öffnete er mit dem Schlüssel die kleine Seitenthür. Sie ging schwer und knarrend in den Angeln. Seit Langem mußte sie nicht geöffnet worden sein. Duisfelden trat schnell in den dunklen Gang, den er vor sich sah, denn es war ihm, als höre er das Geräusch eines Wagens. Dann verschloß er die Thür hinter sich.

Es währte eine Minute, ehe er sich an die Dunkelheit gewöhnte, die ihn umfing. Dann, einen Lichtschimmer gewahrend, ging er langsam und vorsichtig den Gang hinab. Er war sehr schmal, so daß er die Seitenwände desselben berührte, sobald er die Arme ein wenig ausstreckte. Wahrscheinlich war es einer jener geheimen Gänge, die man früher so häufig auf verschiedene Weise, über und unter der Erde, in Schlössern anlegte, um ein geheimes Eintreten und Verlassen des Schlosses möglich zu machen. Eine Knaben-Erinnerung tauchte in ihm auf. Er entsann sich, wie seine Mutter ihm erzählt, daß einst ein Bewohner von Mortoran sich durch diesen Gang vor einer Schaar, die das Schloß überfallen, gerettet, und eine eigenthümliche Stimmung er-

griff ihn. Es war ihm, als umwehe ihn die Luft des Mittelalters, jener romantischen Zeit, in welcher die Schlösser viel Edelthum und Stolz, aber auch viel geheimes Verbrechen bargen. Fast reute es ihn, daß er nicht irgend etwas mit sich genommen, was ihm als Waffe hätte dienen können. Dann aber lächelte er über diese Schwäche und ging etwas schneller weiter.

Er erreichte eine Stelle, in welcher von außen durch eine kleine Oeffnung in der Mauer ein schwacher Lichtschein in den Gang fiel. Hier wandte sich Duisfelden nach rechts. Er kannte den Weg, den er zu nehmen hatte, ganz genau. Sein Vater hatte ihm denselben bis auf jede Einzelnheit beschrieben und dieser Beschreibung einen Plan, sowie zwei kleine Schlüssel beigefügt, mit dem Bemerken, daß diese Schlüssel jede Thür öffnen würden, die Otto auf seinem Wege finden würde. Er schritt nun lange wieder in vollständiger Dunkelheit dahin, den Arm vorsichtig ausstreckend, bis er eine Wand fühlte. In dieser fand er nach langem Suchen eine kleine Oeffnung, in welche der eine von den Schlüsseln paßte. Er öffnete die Thür und befand sich in einem langen, halbdunklen Corridor, der sich längs einer Reihe von Zimmern hinzog.

Der Weisung gemäß, die er erhalten, verschloß Duisfelden sorgfältig die Thür hinter sich und ging dann leise den Corridor entlang, bis er eine ähnliche Thür erreichte. Als er diese ebenfalls leise geöffnet und wieder verschlossen hatte, sah er eine schwacherhellte Treppe vor sich. Er stieg sie hinauf, öffnete am oberen Ende eine Thür, die ihm ebenfalls in der Beschreibung bezeichnet worden, und sah sich nun in einem langen schmalen Saal, an dessen hohen Fenstern die Vorhänge herabgelassen waren. Doch konnte er deutlich eine lange Reihe von Bildern bemerken, die Ahnen seiner Mutter, frühere Grafen von Mortoran, spätere Herzöge von Carey. Unhörbar schlich er über den getäfelten,

eisglatten Fußboden hin, fast zusammenschreckend, wenn ihm ein hoher Spiegel sein Bild zurückwarf. Ganz in der Ecke des Saales suchte und fand er eine kleine, niedrige Thür, die fast unbemerkbar in dem Getäfel angebracht war. Sie war nicht verschlossen. Doch fiel ihm das nicht auf. Es war ja leicht möglich, daß sie durch irgend einen besonderen Umstand vor einiger Zeit geöffnet und nicht wieder geschlossen worden war. Diese Thür führte auf einen vollkommen dunklen und sehr schmalen Gang. Otto Duisfelden durchschritt denselben, seiner Weisung gemäß, sehr langsam und vorsichtig, bis er, nachdem er einige Stufen hinabgestiegen, mit seiner linken Hand eine hölzerne Leiste fühlte. An dieser mit den Fingern auf- und abgleitend, fand er eine kleine Oeffnung, und in dieser einen kleinen metallnen Knopf, dem Drücker einer Feder ähnlich. Er drückte auf denselben, erst schwach, dann stärker, und es war ihm, als höre er ein leises Geräusch und als werde es allmählich heller vor seinen Augen. Nach und nach bemerkte er, daß er hinter einer Art von dichtem Gitterwerk stand, das ihm den Blick in ein geräumiges Zimmer verstattete. Ueberzeugt, daß er nun die richtige Stelle gefunden, drehte er den Knopf wie einen Schlüssel herum, und musterte das Zimmer.

Es war hoch, im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts dekorirt, mit einem schönen Kamin, alten Gobelin-Tapeten, einzelnen Bildern und schön gearbeiteter Paneelirung von Eichenholz, die mit einer Art von feinem Gitterwerk bekleidet war. Duisfelden errieth, daß auf der Stelle, auf welcher er sich befand, das eichene Paneel sich durch ein Federwerk entfernen ließ, und nur das dichte Gitter von Eichenholz zurückblieb, so daß von dem Zimmer aus das fehlende Stück Paneel kaum bemerkt werden konnte, um so mehr, da es nur ungefähr einen Fuß breit und ebenso lang war, sich auch weit über Manneshöhe über dem Fußboden jenes Zimmers befand. Offenbar war diese Einrichtung

getroffen, um von hier aus unbemerkt beobachten und hören zu können, was in dem Zimmer gethan und gesprochen wurde. Ungefähr zwanzig im Halbkreise aufgestellte Sessel, vor denen sich ein Tisch mit einem hohen Armstuhl dahinter befand, deuteten darauf hin, daß eine Versammlung in diesem Zimmer abgehalten werden solle. Darauf hatten auch die Worte seines Vaters gedeutet, der ihm geschrieben, daß Otto hier unbemerkt einem ungewöhnlichen Vorgange in der Familie Carey beiwohnen solle. In Uebereinstimmung damit stand die Aeußerung Gastons bei jenem Zusammentreffen, daß er nämlich nach Paris zurückkehren müsse, um einem Familien-Rathe beizuwohnen.

War Otto Duisfelden so ganz ruhig, als er dies Alles sah und überlegte? Gewiß nicht. Schon der Anblick dieses Zimmers hatte etwas Bedeutungsvolles für ihn. Es erinnerte ihn an manche Erzählung seiner Mutter. In diesem hohen Zimmer mit den rothen Vorhängen und den Gobelins war so Manches geschehen, was ernst und gewichtig in die Geschicke des Hauses Carey eingegriffen. Selbst manche grausige That war hier vollbracht worden, wie fast jedes alte Geschlecht sie aufzuweisen hat. Denn Schloß Mortoran, obgleich im siebzehnten Jahrhundert umgebaut, war doch ein altes, im vierzehnten Jahrhundert gegründetes Schloß, und gerade dieses Zimmer, das nach einem der innern Höfe hinauslag, war in seiner Gestalt unverändert geblieben. Otto erkannte deutlich die Gegenstände, von denen seine Mutter gesprochen — einen Eichenschrank, einen runden, meisterhaft geschnitzten Tisch, an der Wand das Wappenschild der Mortorans und Carey's, die Grafen- und Herzogskrone darüber. An jenem Tisch, auf dem auch jetzt noch ein altes Schreibzeug stand, war manches für die Familie hochwichtige Aktenstück unterzeichnet worden. Freilich war Duisfelden nicht in den alten beschränkten Ansichten mancher Adelsfamilien auf-

erzogen; er hatte eine fast bürgerliche Erziehung genossen. Aber die Orte, an denen seine Mutter mit Vorliebe geweilt, von denen sie dem lauschenden Knaben so manche ernste und heitere Historie erzählt, mußten dennoch auf ihn einen ergreifenden Eindruck machen, als er sie zum ersten Male sah. Und dann das Eigenthümliche seiner Lage — die schwere Luft, die in dem schmalen Gange herrschte, die erwartungsvolle Unruhe, in der er sich befand! Wohl Jeder an seiner Stelle möchte schwer und beklommen geathmet haben!

Jetzt traten zwei Herren in das Zimmer. In dem einen erkannte Duisfelden augenblicklich seinen Vetter Gaston de Carey. Er war gekleidet wie Jemand, der eine große und geehrte Gesellschaft erwartet, in Frack und weißer Cravatte. Der Andere, der mit ihm eintrat, trug denselben Anzug. Er war ein kleiner Herr, noch jung, mit lebhaften Augen, beweglicher Figur und von geschmeidigem Wesen, mit einem Gesicht, das Klugheit, sogar List verrieth. Beide schienen erregt zu sein.

„Nun wohl, Edmond, Sie haben die Stimmen gesammelt," sagte Gaston. „Es war auch meine Ansicht, daß wir auf die überwiegende Majorität rechnen konnten. Sonst, das können Sie glauben, würde ich dieses Conclave nicht zusammenberufen haben. Der alte d'Elnay, dieser Schwätzer, wird vielleicht einige Umstände machen. Aber wir haben trotzdem die Majorität für uns."

„Ich fürchte nur, daß Mortoran im letzten Augenblicke nachgiebt," sagte der mit Edmond Angeredete.

„Das glaube ich nicht, ich kenne seinen Charakter," erwiederte der Herzog lebhaft. „Er könnte vielleicht der Bitte nachgeben, aber einer Drohung wird er trotzen. Dieser Mensch muß vernichtet werden. Er ist ein Schandfleck für unsere Familie. Auf jeden Fall muß ihn sein Oheim enterben."

„Der alte, gute Graf!" lachte Edmond. „Er hat den

Neffen so tief in sein Herz geschlossen. Es wird ihn sauer ankommen, mir und meinem Bruder seine Sparpfennige zu hinterlassen."

„Er muß es!" sagte Gaston de Carey. „Sie sind nicht reich, Ganthoret!"

„Im Gegentheil — ich habe Schulden," antwortete Edmond de Ganthoret.

„Nun gut, so ist unsere Sache fast eine gemeinschaftliche," sagte Gaston de Carey.

„Wie das, Herzog?" fragte Ganthoret verwundert. „Sie sind ein reicher Mann."

„Das bin ich!" antwortete Gaston, sich leicht in die Brust werfend. „Aber man braucht viel, viel Geld. Adele versteht zu leben. Und es ist nicht Adele allein. Es sind die Wagen, Pferde, die Wettrennen, die Dienerschaft. Millionen erschöpfen sich in diesem Paris. Kennen Sie die Comtesse Celina?"

„Celina de Bonargies?" fragte Ganthoret.

„Ja wohl. Sie wissen, daß ich mich um ihre Hand bewerbe?"

„Ich hörte es. Sie ist von altem Adel und, wie man sagt, enorm reich."

„Beides," antwortete der Herzog. „Sie ist die einzige Tochter, und auf ihren Vater haben sich die Erbschaften einiger der begütertsten Familien Frankreichs und Englands vereinigt. Vom Vater habe ich das Jawort. Unsere Familien sind oft verschwägert gewesen. Celina scheint noch schwankend, und das ist nicht ohne Bedeutung, da sie sehr großen Einfluß auf ihren Vater besitzt. Ich fürchte, Mortoran ist mir da in den Weg gekommen. Ich sah ihn zuweilen dort, und als ich neulich zu der Comtesse sagte, Raymond de Mortoran sei ein Feigling, ein Ehrloser, den wir ausstoßen müßten, war es mir, als ob sie erbleiche. Genug

— Mortoran muß gezwungen werden, Paris und die gute Gesellschaft zu verlassen, wenn nicht gar die Welt."

„Ah — ah!" sagte Ganthoret, den Kopf wiegend. „So wären wir in der That Verbündete, lieber Herzog?"

„Ich glaube es, lieber Baron!" antwortete Gaston etwas herablassend. „Aber entschuldigen Sie mich. Ich muß heute den Concierge, Kammerdiener, Jäger, Alles in einer Person spielen. Sie werden bald Gesellschaft haben, lieber Baron! Seien Sie entschieden, fest, unbeugsam!"

„Fürchten Sie nichts, ich werde es sein!" rief Edmond de Ganthoret, und Gaston eilte fort.

Ganthoret ging durch das Zimmer, gedankenvoll, aber erregt. Er rieb sich zuweilen die Stirn, fuhr sich mit der Hand durch das Haar, lachte dann vor sich hin, ging nach einem Tisch, auf welchem Wein, Gläser und kalte Speisen standen, trank ein Glas Wein und warf sich endlich in einen Sessel. Otto Duisfelden betrachtete ihn genau. Der junge Mann mißfiel ihm, theils wegen seines Aeußern, theils wegen der Intrigue, die er mit Gaston gegen einen Dritten angesponnen zu haben schien. Otto kannte die Familie dieses Dritten gut genug. Es waren die Mortorans, die bedeutendste Seitenlinie der Carey's. Das Haupt der Mortorans war ein alter, kinderloser Graf. Wahrscheinlich war es dieser, den die Ganthoret's, Verwandte der Carey's, statt Raymonds de Mortoran beerben wollten. Otto glaubte sich dunkel zu erinnern, daß er den Namen dieses Raymond de Mortoran vor nicht langer Zeit in den Zeitungen gelesen habe; der Zusammenhang aber war ihm entfallen.

Ganthoret blieb nicht lange allein. Gaston führte zwei Herren in das Zimmer, das er sogleich wieder verließ. Sie sprachen mit Ganthoret, der jetzt ein zurückhaltendes Wesen annahm. Aus der Unterhaltung konnte Otto Duisfelden nur so viel errathen, daß es sich um einen Urtheilsspruch über irgend eine That Raymonds handle; irgend eine

Schrift, die dieser verfaßt, schien der Gegenstand der Anklage zu sein. Bald kamen noch andere Herren, unter ihnen ein hochbetagter Greis, der sich auf einen Stab stützte und dem eine gewisse Ehrerbietung bewiesen wurde. Man nannte ihn Marquis de Vilmar. Auch dieser Name war dem jungen Manne bekannt. Ein anderer alter Herr wurde mit Graf Mortoran angeredet; wahrscheinlich war dies der Oheim Raymonds. In kurzen Zwischenräumen kamen jetzt mehr und mehr Herren, unter ihnen ein Greis mit schneeweißem Haar, aber von stattlicher Haltung und mit lebhaftem Auge. Otto erkannte ihn sogleich. Es befand sich ein Portrait dieses Herrn in dem Arbeitszimmer seines Vaters. Es konnte kein Anderer sein, als der Graf d'Elnay, eine in Frankreich hochgeachtete Persönlichkeit, Mitglied des obersten Gerichtshofes, ebenfalls ein Seiten-Verwandter der Familie Carey. Jenes Portrait zeigte ihn als jungen Mann; aber Otto erkannte die edlen, scharf geschnittenen Züge sogleich wieder. An diesen Mann, so hatte ihm sein Vater geschrieben, sollte sich Otto Duisfelden später in allen wichtigen Angelegenheiten wenden.

Es waren jetzt sechszehn Herren im Zimmer, die theils stehend mit einander sprachen, theils schweigend auf den Sesseln Platz genommen hatten. Der Graf d'Elnay saß allein, etwas abseits. Otto's ganze Aufmerksamkeit war auf das Zimmer und die in demselben befindlichen Personen gerichtet. Sie Alle waren entweder nähere oder entferntere Verwandte der Familie Carey, also auch seine Verwandten.

Jetzt trat Gaston de Carey wieder in das Zimmer. In demselben Augenblick aber zuckte Otto Duisfelden zusammen und wandte sich um. Er glaubte deutlich ein Rauschen gehört zu haben, ganz in seiner Nähe. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand nach dem Knopf der Feder und drehte ihn rückwärts. Sein Vater hatte ihm für den Fall einer Ueberraschung die Weisung gegeben, sich ein wenig weiter in den

Gang zurückzuziehen. Das Paneel schob sich mit leisem Geräusch wieder an die alte Stelle. Otto lauschte. In der That — das Rauschen wiederholte sich. Ein leichter Schauer durchrieselte den Jüngling. Das klang wie das Rauschen eines Damenkleides, und kam näher. Einen Moment lang stieg der alte Aberglaube von Gespenstern, von umgehenden Frauen, wie fast jedes alte Schloß sie kennt, in ihm auf. Sein zweiter Gedanke galt einer möglichen Entdeckung, und er zog sich weiter in den Gang zurück. In demselben Augenblicke aber war das Rauschen dicht bei ihm; eine ausgestreckte Hand berührte ihn. Er hörte einen leisen Schrei. Dann tiefe Stille.

Es war ein entsetzlicher Moment für Otto Duisfelden. Er glaubte sich entdeckt, verrathen, entehrt. Und doch schien die Person, die sich ihm genähert hatte, ebenso ängstlich zu sein, ebenso sehr das Geheimniß zu suchen, wie er. Noch einmal berührte ihn eine zitternde Hand. Sie schien ihm kalt. Dieses Mal bedurfte er seiner ganzen Geistesgegenwart, um nicht die Fassung zu verlieren. Ein Geist konnte es nicht sein, eher ein Lauscher, wie er, oder noch wahrscheinlicher eine Lauscherin. Er mußte schnell handeln. Auf jede Gefahr hin streckte er die Hand aus und fragte leise:

„Still! Wer ist da?"

„Um Gottes Willen! Ich bin verloren!" rief eine unterdrückte angstvolle Stimme.

„Wer ist da?" wiederholte Otto.

Die Hand, die er ergriffen — eine zarte Frauenhand — löste sich schnell aus der seinen. Er vernahm ein Rauschen, als ob jene andere Person sich zurückziehe. Wenn man ihn nun verrieth? That er nicht am besten, ebenfalls den Gang zu verlassen?

Aber das Rauschen kehrte zurück. Wahrscheinlich hatte die Person Muth gefaßt und errathen, daß auch er nur ein Lauscher sei.

„Wer Sie auch sein mögen," flüsterte eine erstickte weibliche Stimme, „ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, mich nicht um Sie zu kümmern, Sie nicht zu verrathen, wenn Sie mir ein Gleiches versprechen und mir gestatten, hier mit Ihnen zu lauschen! Denn Sie sind mit nicht größerem Recht hier, als ich!"

Otto athmete auf. Sollte er den Vergleich annehmen? Es blieb ihm kaum etwas Anderes übrig. Vielleicht war es eine Person aus dem Schlosse, die ihn ebenfalls für einen unbefugten Lauscher hielt. Auf jeden Fall galt es ein gemeinsames Geheimniß zu bewahren. Denn daß die Furcht jener Unbekannten vor Entdeckung noch größer sei, als die seinige, hatte er bereits errathen.

„Gut!" flüsterte er. „Ich gebe Ihnen das Versprechen unter der Bedingung, daß Sie sich später zurückziehen, wie Sie gekommen, und keinen Versuch machen, mich zu erkennen. Wahrscheinlich haben Sie mehr zu fürchten, als ich!"

„Sprechen Sie nicht davon!" sagte die Dame mit zitternder Stimme. „Ich gelobe Ihnen Alles! O, mein Gott — wie ich bebe! Ich glaubte Alles verloren! Sie sind wahrscheinlich ein Diener des Schlosses?"

„Keine Frage mehr — Madame! Wir müssen lauschen!" antwortete Otto. „Kennen Sie das Geheimniß der Feder?"

Sie antwortete nicht, aber Otto hörte, wie sie die Feder suchte. Da sie dieselbe nicht fand oder zu schwach war, dieselbe zu drücken, so kam er ihr zu Hülfe. Er fühlte, wie sie zusammenzuckte und zurückfuhr, als er dabei ihre Hand abermals berührte. Er drückte die Feder; das Paneel entfernte sich. Der Blick in das Zimmer wurde frei.

Gleich darauf sah er einen Kopf an dem Gitter. Aber er vermochte auch nicht einen einzigen Zug des Gesichts zu unterscheiden, selbst dann nicht, als er sein Gesicht dem Paneel näherte, so daß er sich fast unmittelbar neben seiner

Nachbarin befand. Der Lichtschimmer, der durch das Gitterwerk drang, war zu schwach, als daß er irgend etwas Anderes zu erkennen vermocht hätte, als das Leuchten des Auges, das er von der Seite erblickte. Seine Nachbarin schien sich gar nicht um ihn zu kümmern. Sie starrte durch das Gitter. Er hörte nur einen tiefen Athemzug und ein leises Ah! Vielleicht galt es dem jungen Manne, der jetzt in das Zimmer trat.

Er war von mittelgroßer, kräftiger Gestalt, noch jung, gewiß nicht dreißig Jahre alt. Mit freiem Anstand trat er ohne Befangenheit mitten in den Saal und grüßte achtungsvoll die Versammlung. Dann senkte er das große, dunkle Auge und stellte sich neben einen Sessel. Sein edel geschnittenes Gesicht war etwas bleich, aber nicht kränklich bleich; die dunklen, starken Brauen und der energisch geschlossene Mund gaben demselben einen deutlich erkennbaren Zug von Festigkeit, zu welchem das reiche, fast schwarze Haar, das er über die Stirn und Schläfe zurückgestrichen, einen Zug von Kühnheit und Stolz hinzufügte. Obwohl sich viele jüngere Leute in dem Zimmer befanden, war er doch der Einzige, der auf Otto den Eindruck der Selbständigkeit und einer bedeutenden willensstarken Natur machte. Die Anderen glichen Mode-Männern, wie man sie gewöhnlich sieht. Vom ersten Augenblick an fühlte Otto Duisfelden eine lebhafte Sympathie für diesen jungen Mann, der kein Anderer, als Raymond de Mortoran sein konnte. So hatte er sich einen jungen Franzosen gedacht, beweglich aber kräftig in seinem Aeußern, energisch und selbstbewußt in seinem Wesen.

Nach seinem Eintreten wurde es stiller in dem Saale. An die Stelle des lauten Gesprächs trat ein Flüstern. Die Stehenden setzten sich. Nur Gaston de Carey und Raymond de Mortoran blieben aufrecht stehen. Otto Duisfelden vergaß über der Erwartung, in der er sich befand, fast ganz seine Nachbarin, deren Schulter sich dicht an der seinigen

befand und die ihre Stirn an das Gitterwerk des Paneels preßte.

„Sehr edle Herren und liebe Freunde," begann Gaston de Carey jetzt mit lauter, etwas pathetischer Stimme, „ich danke Ihnen, daß Sie meine Einladung angenommen, und begrüße Sie ehrerbietig in den Räumen unseres alten Stammschlosses Mortoran und in diesem Zimmer, das so oft Zeuge von der Größe, der Macht und dem felsenfesten Willen unserer Familienhäupter gewesen ist. Die Veranlassung, aus welcher Sie sich hier befinden, ist Ihnen bekannt. Die genügende Anzahl von Mitgliedern unserer Familie, fünf an der Zahl, die das Einladungsschreiben unterzeichnet haben, hat es für angemessen und nothwendig erachtet, in einer die ganze Familie betreffenden Angelegenheit einen Familien-Rath zu berufen und dazu dieses mein Schloß Mortoran erwählt, als das geeignetste und einsamste. Ich habe die nöthigen Vorkehrungen getroffen und die gesammte Dienerschaft des Schlosses entfernt, so daß kein unbefugtes Ohr auch nur ein einziges Wort von dem vernehmen wird, was wir sprechen. Sämmtliche Mitglieder unserer Familie haben die Einladung erhalten und sind derselben gefolgt, ausgenommen Raoul de Ganthoret, den wichtige Amts-Angelegenheiten am Erscheinen verhindern und für den sein Bruder Edmond de Ganthoret sprechen und stimmen wird, sowie die beiden Brüder August und Etienne de Vilmar, von denen der Erste durch Krankheit, der Zweite durch eine gestern angetretene nothwendige Reise am Erscheinen verhindert ist. Diese Drei haben erklärt, daß sie der Entscheidung der Majorität dieses Familien-Rathes beistimmen werden. Somit ersuche ich denn, der alten und geheiligten Sitte unseres Hauses gemäß, den Aeltesten unserer Familie, den hochedlen Marquis de Vilmar, den Vorsitz zu übernehmen und unsere Versammlung mit der Weisheit und Umsicht zu leiten, die der hochedle Marquis in allen Angelegenheiten unserer

Familie stets bewiesen hat. Herr Marquis, ich überreiche Ihnen den Familien-Stab, der dem Aeltesten gebührt, und bitte Sie, den Platz des Vorsitzenden einzunehmen."

Der Marquis de Vilmar erhob sich, gestützt auf seinen Stab, empfing ein alterthümliches, mit mancherlei Verzierungen versehenes Scepter und begab sich, von Gaston de Carey höflich geleitet, nach dem einzelnstehenden Sessel hinter dem Tisch. Obwohl vom Alter gebeugt und gebrechlich, war er nicht ohne Kraft. Er erhob sein Haupt mit dem weißen Haar, und ließ das Auge über die Versammlung schweifen. Otto Duisfelden wußte, daß dieser Marquis schon unter Karl X. und unter Louis Philipp die höchsten Würden des Staates bekleidet hatte.

Gaston de Carey hatte sich gesetzt. Ueber der Versammlung ruhte ein tiefes Schweigen. Die Aelteren blickten ernst und aufmerksam vor sich hin, die Jüngeren, mit sorgloseren Mienen, hatten nachlässigere Stellungen eingenommen. Raymond de Mortoran, zu dem Otto Duisfelden oft hinübersah, stand abseits und richtete nur von Zeit zu Zeit den Blick auf die Versammlung und den Marquis de Vilmar. Es war nichts von Verlegenheit oder Befangenheit an ihm zu bemerken.

„Hochedle Herren," begann der Marquis stehend und sich mit der Linken auf den Tisch stützend, „kraft meiner Eigenschaft als Aeltester dieser Versammlung und dem Worte des Herrn Herzogs vertrauend, daß keine Formalität versäumt worden, übernehme ich das Amt eines Vorsitzenden dieses Familien-Rathes. Gleich vielen edlen Geschlechtern dieses Landes sind unsere Vorfahren darin übereingekommen, große und eingreifende Zwistigkeiten in den Familien durch die Entscheidung der Mehrheit der Mitglieder richten zu lassen, ehe sie den Weg in die Oeffentlichkeit fanden. Rath zu geben, Recht zu sprechen, Urtheil zu fällen über einzelne unserer Familienglieder, die in irgend einer auffälligen Weise

von dem Wege des Rechts, des Herkommens und der Sitte abgewichen — das ist von jeher das Amt dieser Versammlung gewesen. Wenige vereinzelte Fälle ausgenommen, haben die Mitglieder der Familie sich stets den Weisungen dieses Rathes gefügt, da sie wohl einsahen, daß ihre Angelegenheiten von Niemand milder beurtheilt werden könnten, als von ihren Verwandten. In jenen Fällen, in welchen einzelne Mitglieder sich gegen die Beschlüsse des Rathes auflehnten, waren, so weit ich die Geschichte der Familie Carey kenne, Recht und Billigkeit nicht, wie sie sollten, geübt worden, und der Widerstand der Betroffenen ließ sich mit der Härte der gefällten Urtheile entschuldigen. Jetzt ist der Familien-Rath seit langer Zeit nicht berufen worden. Um so ernster werden Sie Alle Ihre seltene und außergewöhnliche Pflicht auffassen. Was auch der Gegenstand der heutigen Versammlung sein möge — lassen Sie Recht und Billigkeit walten, bedenken Sie, daß derjenige, über den Sie eine Entscheidung zu treffen haben, ein Mitglied unserer Familie, also unser Verwandter, unser nächster Freund ist. Verbannen Sie persönliche Abneigungen, Eigennutz und böse Leidenschaften aus diesem Kreise. Folgen Sie den Grundsätzen des Rechts und halten Sie unerschütterlich fest an den Prinzipien der Ehre, aber vergessen Sie die Milde nicht, die stets die Pflicht des Richters, und hier, im Kreise der Familie, eine doppelt gebotene Pflicht ist. Mehr zu sagen, Sie noch eindringlicher auf die Bedeutung Ihres Urtheils aufmerksam zu machen, hieße annehmen, daß jeder Einzelne nicht genügend mit dem Ernste einer solchen Berathung vertraut sei. Es genügt zu wissen, daß wir einerseits uns Alle schänden, indem wir entweder den Straffälligen freisprechen oder uns durch Verblendung, Eigennutz und persönliche Rücksichten zu einem ungerechten Urtheil hinreißen lassen — andererseits uns Alle ehren, indem wir, je nach den Umständen, ein gerechtes, billiges Urtheil sprechen. Der Irrthum soll Ver-

zeihung, das Vergehen Milde, die reuig eingestandene Schuld ein offenes Herz und eine nicht allzu harte Strafe finden. Und somit Sie Alle auffordernd und Ihnen gebietend, über das, was hier gesprochen, verhandelt und geschehen wird, das tiefste Stillschweigen zu bewahren, bei Strafe der Ehrlos-Erklärung — eröffne ich im Namen Gottes diesen Familien-Rath, und fordere diejenigen, welche diesen Rath einberufen haben, auf, einen Sprecher zu wählen, der Grund und Ursache der Einberufung anzeigen möge."

Die laut und kräftig gesprochenen Worte des Greises waren im tiefsten Stillschweigen angehört worden. Als er sich setzte, erhob sich Gaston de Carey.

„Herr Marquis," sagte er, „ich bin beauftragt, im Namen der fünf Unterzeichner der Einladung zu sprechen."

„Wohlan, Gaston de Carey," erwiederte der Marquis, „wenn sich kein Widerspruch erhebt, so gebe ich Ihnen das Wort."

„Meine Herren," begann der Herzog leicht und zuversichtlich, „erlauben Sie mir, Ihnen in aller Kürze den Verlauf einer Angelegenheit zu wiederholen, die Ihnen Allen bekannt sein wird. Im Dezember des vergangenen Jahres, fast unmittelbar nach der Erwählung Louis Napoleons zum Kaiser der Franzosen, erschien unter dem Namen Raymond eine Broschüre, die großes Aufsehen erregte. Bezug nehmend auf die Kaiserwahl, schilderte sie die Verhältnisse Frankreichs, namentlich der letzten Jahre, und gelangte zu dem Resultat, daß weder dauernde Freiheit, noch bürgerliche Ordnung, noch Gedeihen im Innern und Macht nach Außen für Frankreich möglich seien, so lange der jetzige Verfall der Sitten, die Verachtung der geistigen und moralischen Güter der Menschheit, das Jagen nach Gewinn in Frankreich fortdauerten, und daß auch das neue Kaiserthum nicht darauf rechnen könne, Frankreich groß und glücklich zu machen, wenn es nicht durch eine geistige und sittliche Besserung der Nation

in sich selbst unterstützt werde. Ich will mich jeder Kritik dieser Schrift enthalten, die Ihnen Allen bekannt sein wird. Sie war in einem sehr scharfen Tone geschrieben und wurde wohl nur deshalb nicht unterdrückt, weil sie die Möglichkeit zugab, daß das neue Kaiserthum sich und die Nation von unreinen Elementen reinigen und das Volk auf den Weg einer moralischen Heilung leiten könne — zugleich auch, weil sie schonungslos einige Schwächen der Regierung Louis Philipps und der Personen seiner Umgebung aufdeckte. Genug, die Broschüre fand eine sehr weite Verbreitung, und das skandalsüchtige Publikum sah in derselben mit großem Vergnügen die geheimen Triebfedern mancher Handlungen hochstehender und bekannter Personen aufgedeckt. Es ließ sich leicht errathen, daß der Verfasser ein Mann aus der guten Gesellschaft und mit den Personen und Verhältnissen, die er schilderte, genau bekannt sei. Einer der Hauptsätze, die er aufstellte, war derjenige: daß, um einen wirklich moralischen Einfluß auf das Volk zu üben, die Regierung selbst aus Personen bestehen müsse, die moralisch handelten, daß in ihr Männer, die ihre hohe Stellungen dazu mißbrauchten, um an der Börse zu spekuliren oder schlechte Finanzspekulationen zu unterstützen, Geldsummen zu erpressen, Männer, denen weder ihr Wort noch ihre Ehre heilig sei und die man im Privatleben verachten würde, nicht geduldet werden dürften. Es wurde eine Reihe solcher Männer, theils aus der Regierungszeit Louis Philipps, theils aus den letzten Jahren vorgeführt oder wenigstens so deutlich hingestellt, daß sie sich leicht erkennen ließen. Der Verfasser sah in diesen Männern die Grundursachen unserer Revolutionen, unserer inneren Haltlosigkeit und prophezeihte unserem Lande die tiefste Erniedrigung, wenn man fortfahre, durch das Beispiel von oben herab die Grundsätze der Ehre, Rechtlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe im Volke zu untergraben, mit einem Worte, die Bürgertugend zu vernichten. Dies mußte

ich vorausschicken. Ich glaube, den Inhalt dieser Schrift zur Genüge gekennzeichnet zu haben."

„Vollkommen! Ganz gut!" sagten einzelne Stimmen.

„Ich würde von dieser Broschüre, als von dem Produkte eines unruhigen Geistes, trotz vieler Wahrheiten, die sie enthält, wenig Notiz genommen haben," fuhr Gaston fort, „wenn nicht auch ein Mitglied unserer Familie in derselben Erwähnung gefunden hätte. Nachdem nämlich der Verfasser von den Ministerien des Krieges, des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten gesprochen, geht er über auf diejenigen des Innern und der Polizei. An der Spitze einer der Abtheilungen des Ministeriums des Innern, sagt er, stehe ein Mann aus einer der bekannten Adelsfamilien Frankreichs, ein Mann, dessen Ahnen sich im Kriege und Frieden, im Staatsdienst und Privatleben um das Vaterland verdient gemacht hätten, und die stets den Weg der Ehre und des Rechts gewandelt wären. Der älteste Sohn dieser Familie, das Haupt seines Hauses, das viele Wohlthaten von Karl X. erhalten, sei einer der Ersten gewesen, Louis Philipp zu huldigen. Ein großes Vermögen in allerlei Vergnügungen verschwendend, habe er sich zum Werkzeuge aller herrschenden Parteien hergegeben, um stets zu steigen, und mehr noch, um stets Belohnungen zu erhalten. Zuletzt mit Gnadenbezeugungen von Louis Philipp überhäuft und bereits im Besitze einer hohen Stellung, habe er bereits am Tage nach der Flucht Louis Philipps der provisorischen Regierung Treue geschworen und sei dann unter allen wechselnden Fahnen gesegelt, bis er endlich sicher in den Hafen des Imperialismus eingelaufen, als Chef eines hochwichtigen Postens und als Candidat des Ministeriums des Innern."

Hier nahm Gaston de Carcy eine Broschüre und öffnete sie.

„Wenn nun auch, so fährt der Verfasser fort," sagte er lesend, „wenn nun auch dieser Mangel an politischem

Charakter, den er leider nur mit zu vielen Größen des Tages theilt, eine tadelnswerthe Eigenschaft an einem Manne ist, den seine Vergangenheit und seine hervorragende, allen Augen ausgesetzte Stellung zur Consequenz zwingen sollten, so sind wir dennoch weit entfernt, sie ihm in einer Zeit ohne Halt, in einem Staate ohne bestimmte Richtung zum Vorwurf zu machen. Nicht das politische, sondern das einfache menschliche Gewissen dieses Mannes greifen wir an. Wir wollen nicht in sein Privatleben eindringen; wir wollen unseren Lesern nicht die Geschichte seiner ersten und zweiten, noch weniger seiner dritten Heirath erzählen, das gehört in das Gebiet des Familien-Skandals. Wir wollen nicht danach forschen, wo die enormen Summen, die er einnimmt, ihre Verwendung finden. Wir fragen nur: woher nimmt ein Mann diese Summen, dessen Privat-Vermögen jetzt gleich Null ist, und dessen Gehalt ungefähr dazu hinreicht, die Miethe für seine Wohnung in Paris und sein Landhaus in Passy zu bezahlen? Erhält er sie aus den geheimen Fonds der Regierung? Wohl schwerlich! Es ist wahr, er ist einflußreich, denn man bedarf so biegsamer Charaktere und beugt sich zuweilen auch vor denen, die dem herrschenden Regiment mit Leib und Seele ergeben sind. Aber man kann ihnen keine Hunderttausende gewähren, denn sie sind zu zahlreich, sie würden Millionen verschlingen. Nein, man überläßt es ihnen, sich selbst zu helfen; man sieht ihnen durch die Finger. Man weiß sehr gut, daß die Eisenbahnlinie, welche die Concession erhalten, durch unfruchtbare Gegenden führt und einige der wichtigsten Punkte der Nachbarschaft nicht berührt; aber man concessionirt sie dennoch, denn der Herr Chef hat sie für die geeignetste erklärt, weil er von den Fürsprechern dieser Linie hunderttausend Francs in Baar und eine größere Summe in Aktien erhalten. Man weiß sehr gut, daß es enorme Schwierigkeiten machen und große Summen kosten wird, den Hafen in A. auszubessern,

während sich mit geringer Mühe in dem weit günstiger gelegenen B. ein neuer Hafen herstellen ließe. Aber zwei Kaufleute in A. haben dem einflußreichen Herrn Chef fünfzigtausend Francs zum Geschenk gemacht, und der Staat muß zwei oder drei Millionen mehr aufbringen, damit die beiden Großhändler in A. nichts von ihrem Einkommen verlieren. Eine Domaine wird für vierzigtausend Francs an einen gewissen Jemand verpachtet: ein Anderer bot sechszigtausend. Aber der einflußreiche Herr Chef, den man nicht erzürnen darf, erhält jährlich zehntausend Francs von jenem gewissen Jemand, und der Staat verliert zwanzigtausend. Man weiß sehr gut, daß der Banquier X. mit dem Herrn Chef in genauer Verbindung steht, und von ihm die ersten Nachrichten über politische Ereignisse, über den Stand der Ernten, über bevorstehende politische Veränderungen und Regierungs-Akte erhält; man weiß, daß er dafür eine enorme Rente an den Herrn Chef zahlt. Aber man drückt die Augen zu, weil das Uebel nun einmal da ist und weil man so geschickte Freunde nicht erzürnen darf. Auf diese Weise ist es eine Kleinigkeit für den Herrn Chef, sich eine Einnahme von einer halben Million Francs zu machen, während dem Staat dadurch vielleicht eine zehnfache oder noch größere Last aufgebürdet wird. Und werden die Unterbeamten, die alle diese Dinge kennen, nicht eben so handeln? Bildet man dadurch nicht ein System der Bestechung, das selbst die Zeiten Ludwigs XIV. übertreffen wird? Gewöhnt man nicht das Volk daran, in seinen Beamten nur erbärmliche Spekulanten zu sehen, die ihre Aemter ausbeuten, wie persische Satrapen? Nein, eine Regierung, die solche Menschen duldet, kann niemals darauf rechnen, Bestand zu haben, denn sie wird das Land nicht glücklich machen. Wir leben nicht mehr in den Zeiten Ludwigs XIV. Das Volk weiß, daß es nicht um des Herrschers willen da ist, daß es Anspruch auf Glück, auf eine gerechte Regierung hat. Das Kaiserthum entferne die Spe-

kulanten, die Menschen, die mit ihren Aemtern wuchern! Es schaffe ehrliche Beamten und erwecke endlich wieder den Glauben im Volke, daß eine monarchische Regierung nicht nur ihr eigenes Wohl, sondern auch das des Volkes im Auge haben könne. Wenn man es für nothwendig hält, Frankreich in absoluten Formen zu regieren, so wandle man wenigstens den Weg, den erleuchtete Selbstherrscher, Friedrich von Preußen, Joseph von Oesterreich und eine Zeit lang auch Napoleon der Große gewandelt sind! Doch — —"

„Und so weiter", fuhr Gaston de Carey, die Broschüre schließend, fort. „Genug, meine Herren, der Baron Raoul de Ganthoret glaubte in der soeben geschilderten Persönlichkeit sich selbst zu erkennen, wahrscheinlich aufmerksam gemacht durch die Erwähnung einer dritten Verheirathung. Er erfuhr, daß der Vicomte Raymond de Mortoran der Verfasser dieser Broschüre sei. Er schrieb ihm und fragte an, ob er mit der beschriebenen Persönlichkeit gemeint sei. Raymond de Mortoran antwortete bejahend. Raoul de Ganthoret verlangte Widerruf. Raymond de Mortoran verweigerte denselben. Ganthoret verlangte Genugthuung; Raymond de Mortoran verweigerte auch diese. Damit" — fuhr Gaston de Carey mit erhobener Stimme fort — „damit trat die Angelegenheit, der ich und die mir näherstehenden Verwandten, obwohl wir den Verfasser der Broschüre kannten, wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten, in ein ganz neues Stadium, und wir verfolgten den Verlauf derselben mit Theilnahme und Spannung. Es mußte uns auffällig erscheinen, daß ein Mitglied der Familie Carey, ein Abkömmling des ältesten Zweiges derselben, einem anderen Mitgliede die gewünschte Genugthuung versagte. Raoul de Ganthoret schrieb an Mortoran und sagte ihm, daß er ihn für einen erbärmlichen Phrasenmacher halte und von demselben weder als Verwandten noch als Menschen überhaupt Notiz nehmen

werde. Mortoran antwortete, daß Ganthoret sehr wohl wisse, daß jene Broschüre in allen Stücken die Wahrheit enthalte und daß es ihm nicht unlieb sein werde, diese Wahrheit vor Gericht zu erweisen. Er habe ihn als Beamten, nicht als Privatmann angegriffen, als einen Mann, der dem Vaterlande schade. Nur eine öffentliche Verhandlung könne die Ehre Ganthoret's retten, falls dieselbe verletzt sei. Durch ein Duell, möge dasselbe nun ausfallen, wie es wolle, könne nimmermehr eine politische Anklage widerlegt werden. Raoul de Ganthoret, der genug gethan zu haben glaubte, um Genugthuung zu erhalten, und außerdem durch seine Stellung als hoher Beamter gebunden war, gab jeden weiteren Schritt in dieser Angelegenheit auf. Dagegen erklärte Edmond de Ganthoret, der jüngere Bruder Raouls, daß er die Angelegenheit zu der seinigen mache, da in der Ehre seines Bruders auch die seinige verletzt sei. Er nannte Mortoran in öffentlicher Gesellschaft einen Lügner. Mortoran lächelte darüber und erklärte, er werde eine Klage gegen Edmond de Ganthoret bei dem Civil-Gericht einreichen."

Zeichen des Mißfallens in der Versammlung folgten diesen mit erhobener Stimme gesprochenen Worten des Herzogs. Raymond de Mortoran blickte mit einem leichten spöttischen Lächeln vor sich hin.

„Da Raoul de Ganthoret" — fuhr Gaston fort — „seinem Bruder sagte, daß eine solche öffentliche Verhandlung nicht in seinem und im Interesse der Regierung liegen könne, da durch eine solche, gleichviel ob die Wahrheit bewiesen werde oder nicht, doch immer ein Skandal hervorgerufen werde, so nahm Edmond de Ganthoret in derselben Gesellschaft die Bezeichnung Mortorans als eines Lügners zurück, indem er erklärte, daß er nicht die Veranlassung sein wolle, Familien-Geheimnisse vor die Oeffentlichkeit eines Gerichtshofes zu bringen; aber er nannte den Vicomte einen Feigling, der sich scheue, für seine Worte einzustehen. Mor-

toran erwiederte darauf, daß ihm die Meinung Edmond de Ganthoret's, den er nicht für besser halte, als seinen Bruder, sehr gleichgültig sei, daß er das Urtheil über seinen persönlichen Muth nicht von der Meinung eines oder zweier Leute abhängig machen könne und daß er noch einmal erklären müsse, daß ein Duell niemals die richtige Antwort auf eine politische Anklage sei. Alle weiteren Anfragen und Herausforderungen Edmond de Ganthoret's, obwohl sie in den beleidigendsten Ausdrücken für Mortoran abgefaßt waren, sind von diesem unbeantwortet geblieben. Inzwischen hatte die Angelegenheit in den uns nahestehenden Kreisen Aufsehen erregt. Ich selbst schrieb an Mortoran und bat ihn um Aufklärung über ein so seltsames Benehmen. Er antwortete mir, daß er mir nichts Anderes zu sagen habe, als den beiden Brüdern Ganthoret, und daß ich, wenn es mir um die Ehre der Familie Carey zu thun sei, meine Anklagen gegen Raoul de Ganthoret richten möge. Darauf hin, übereinstimmend mit allen Personen, die um diese Angelegenheit wußten, hielt ich es für durchaus nothwendig, daß die Familie von dem Benehmen Raymonds de Mortoran unterrichtet werde, und wir beriefen den Familien-Rath, der heut versammelt ist, damit derselbe entscheide, ob das Benehmen Raymonds de Mortoran mit seiner eigenen und also auch mit der Ehre unserer Familie vereinbar sei."

Gaston de Carey setzte sich. Fast auf allen Gesichtern, auch auf denen der älteren Herren, waren die deutlichen Zeichen des Mißfallens zu lesen. Der alte Graf Mortoran, der Oheim Raymonds, hatte den Kopf in die Hand gestützt. Graf d'Elnay sah ruhig vor sich hin. Raymond de Mortoran bewegte sich nicht.

„Ich frage die Mitglieder dieser edlen Versammlung, ob sie die Berufung des Herzogs von Carey und seiner Genossen für begründet anerkennen, und ob sie den Gegenstand

als zur Verhandlung im Familien-Rath geeignet erachten," sagte der alte Marquis de Vilmar.

Es antwortete ihm ein fast einstimmiges Ja.

„Das Herkommen in solchen Angelegenheiten schreibt vor, daß ein bestimmter Kläger mit einer bestimmten Anklage auftrete," sagte der Marquis de Vilmar. „Wer ist dieser Kläger?"

Edmond de Ganthoret erhob sich.

„Ich," sagte er, „Edmond, Baron von Ganthoret, erhebe Klage gegen Raymond, Vicomte von Mortoran, und beschuldige ihn der Feigheit, Niedrigkeit und unedlen Sinnes, da er sich geweigert hat, mit seinem Leibe für die Beleidigungen einzustehen, die er meinem Bruder zugefügt und es unterlassen, auf meine schweren ihn beschimpfenden Aeußerungen mit einer Herausforderung zu antworten."

„Und ich" — rief der Herzog, sich schnell erhebend — „ich, Gaston, Herzog von Carey, klage Raymond de Mortoran niedrigen und unadelichen Sinnes an, den er bewiesen bei jeder Gelegenheit, und am schmachvollsten bei diesem Vorfalle. Ich klage ihn an, die Ehre unserer Familie geschändet zu haben, indem er den alten und geheiligten Grundsätzen des Adels untreu geworden ist und sich zu der Partei Derer bekennt, die mit allem Hergebrachten auch den Adel vernichten möchten, sowie, daß er die niedrigen und erbärmlichen Gesinnungen dieser Partei bis zu dem Grade angenommen hat, die Beschimpfung als Feigling ungerächt zu lassen."

„Es sind diese beiden Anklagen nur eine und dieselbe, indem sie Raymond de Mortoran beschuldigen, die Ehre der Familie Carey, der er angehört, verletzt zu haben," sagte der Marquis. „Raymond de Mortoran, was haben Sie darauf zu erwiedern?"

Alle Blicke richteten sich auf den jungen Mann. Otto Duisfelden fühlte sein Herz klopfen. Bis jetzt hatte er nichts

gehört, was seine schnell erwachte Sympathie für Raymond hätte schwächen können, um so mehr, da er die sehr selbstsüchtigen Beweggründe kannte, durch welche die Anklagen Gastons und Edmonds unterstützt wurden. Er glaubte bereits, den Charakter und die Denkungsart Raymonds errathen zu haben und begriff, daß eine große Seelenstärke dazu gehören müsse, solchen Anklagen gegenüber kalt zu bleiben. Daß Raymond ein Feigling sei, konnte er unmöglich glauben. Ein tiefer Athemzug neben ihm erinnerte ihn an seine Nachbarin. Sie hatte während der ganzen Verhandlung regungslos gelauscht und schien gar nicht mehr zu wissen, daß sie nicht allein sei.

„Meine Herren," begann Raymond laut und sicher und indem er den Blick ernst auf die Versammlung richtete, „der Herzog von Carey hat den Verlauf der Angelegenheit richtig vorgetragen. Alles verhält sich so. Ich habe also sehr wenig zu erwiedern. Was die Broschüre betrifft, so ist dieselbe in Jedermanns Händen. Sie enthält meine politischen Ansichten. Ich füge nur Einiges hinzu, was ich in derselben nicht sagen konnte, da ich nicht von meiner Person zu sprechen hatte. Ich bin adelich geboren, aus einem guten Hause und habe eine gute Erziehung genossen. Trotzdem kann ich mir weder ein besonderes Verdienst beimessen, noch auch glauben, anderen Gesetzen unterworfen zu sein, als denen meines Vaterlandes und des gesunden Menschenverstandes. Denn ich stehe nur auf gleicher Stufe mit Tausenden von jungen Männern, die in bürgerlichen Familien geboren sind. Ohne den Vortheil zu verkennen, den die Geburt in einer guten Familie gewährt, glaube ich dennoch, daß der Adel in einem Jahrhundert, in welchem die Bildung Gemeingut geworden und es Jedem gewährt ist, edle Empfindungen zu hegen, nicht mehr seine frühere Bedeutung hat. In den vergangenen Jahrhunderten war der Adel die Stütze der Monarchie, der Träger der Bildung,

der Vertheidiger des Vaterlandes, der Gönner der Künste und Wissenschaften. Alle diese Bedingungen treffen jetzt nicht mehr zu. Die Monarchieen wechseln und werden sich, um dauerhaft zu sein, auf die Liebe eines ganzen Volkes stützen müssen; die Bildung ist allgemein; das Vaterland wird jetzt von Allen mit gleichen Pflichten und Rechten vertheidigt, und Kunst und Wissenschaften finden ihre Beschützer und Pfleger bei den Gebildeten aller Stände. Der Adel ist eine Form geworden und es geziemt vorurtheilsfreien Geistern, diese Form zu zerbrechen. Ich will Niemand einen Vorwurf daraus machen, den Erinnerungen an den früheren Glanz seines Geschlechts mit Liebe nachzuhängen und seinen Titel mit Aengstlichkeit zu hüten; aber ich würde niemals begreifen können, mit welchem Rechte er sich nur kraft seines von Vorfahren errungenen Titels über den Bauern- oder Bürgerssohn stellen wollte, der sich durch Arbeit und Talent zu den höchsten Ehren des Krieges, der Wissenschaften, der Künste oder der Industrie aufschwingt. Wenn ich einen Adel anerkennen soll, so ist es nur der persönliche, selbsterworbene. Ich will mich nicht weiter darüber aussprechen. Dem Einsichtsvollen werden meine Worte einleuchten; an Vorurtheilen werden sie zerschellen. Wenn ich nun einen Adel als Stand überhaupt nicht anerkenne, so folgt klar daraus, daß ich mich nicht in die veralteten Formen eines solchen Standes fügen will. Ich bin Franzose, französischer Bürger — weiter nichts. Ich handle, wie ein solcher handeln würde, und kann in Bezug auf meine Ehre nur die gesunde Vernunft, nicht eine Versammlung von sechszehn Menschen anerkennen, die sämmtlich theils aus Grundsatz, theils aus Gewohnheit Gegner meiner Ansichten sein müssen. Aus allem Diesem ergiebt sich mein Verhalten gegen Raoul de Ganthoret von selbst. Ich sehe in ihm weder den Verwandten, noch den Adelichen, sondern nur den hohen Beamten. Wäre er weniger hochgestellt, so würde er viel-

leicht meiner Beachtung entgangen sein. Ich habe ihn angegriffen, wie ich noch zehn Andere in meiner Schrift angegriffen. Es stand in seiner Macht, mich Lügen zu strafen. Er hat es nicht gethan. Ich habe ihn öffentlich angegriffen; nur eine öffentliche Verurtheilung konnte mich strafen. Ich habe sie verlangt; man hat sie mir verweigert. Mich mit ihm oder seinem Bruder zu schießen, erschien mir unter diesen Umständen eine Thorheit. Man wollte mich reizen. Dem Duell mit Edmond de Ganthoret wären andere gefolgt und endlich würde eine Kugel mich getroffen haben, auch wenn ich die gerechteste Sache vertheidigte. Ein Anderes wäre es gewesen, wenn ich öffentlich und vor Gericht der Unwahrheit überwiesen worden wäre. Dann hätte ich es meinem Gegner kaum verwehren können, der öffentlichen Brandmarkung noch die Forderung einer persönlichen Genugthuung hinzuzufügen, obwohl dieselbe überflüssig und der Ausgang eines Duells zweifelhaft gewesen wäre. Genug, ich habe Raoul de Ganthoret nicht als Person, sondern als Beamten beschuldigt, und bin nur dem Letzteren, das heißt dem Staate, Rechenschaft schuldig. Was alle anderen Anklagen betrifft, so weise ich sie ruhig zurück. Der trete auf, der mich einer niedrigen Handlung zeihen will, einer Handlung, die nicht nur nach den veralteten Ansichten eines Standes, sondern nach allgemein menschlichen, moralischen Gesetzen niedrig ist! Ob ich ein Feigling bin, mögen meine Kameraden mir bezeugen, mit denen ich in den furchtbaren Tagen des Juni für die ewigen Grundsätze der Menschheit, für Eigenthum und Familie, gegen eine irregeleitete, verblendete Masse stritt! Ich liebe mein Leben, wie Jeder es liebt. Aber ich würde nicht einen Augenblick zögern, es für eine große und gute Sache zu opfern. Nur einem systematischen Morde, einer Reihe wohlüberlegter Duelle, wie man sie gegen mich anwenden möchte, will ich nicht zum Opfer fallen. Ich habe wohl überlegt, was ich schrieb. Der Beamte Raoul de

Ganthoret hat es unterlassen, auf die Anklage, die ich gegen ihn als Beamten gerichtet habe, zu antworten und mich zur Rechenschaft zu ziehen. Eine andere Genugthuung bin ich ihm nicht schuldig. Das ist Alles, was ich zu sagen habe."

Schon während seiner Rede hatten Einzelne von den Versammelten ihn unterbrechen wollen. Mehrere waren aufgestanden. Fast auf allen Gesichtern zeigten sich Spuren des größten Unwillens, des Zornes, der Verachtung. Aber Raymonds klare, feste Stimme hatte bis dahin den Sturm zurückgehalten. Jetzt, als er schwieg, brach er los.

„Elender! Erbärmlicher! Verräther! Er verdient den Tod! Er verdient die schärfste Züchtigung!" tönte es von allen Seiten. Die Jüngeren schrieen und deklamirten; die Aelteren sprachen lebhaft zu Raymond oder unter einander. Es war unmöglich, irgend etwas Bestimmtes zu verstehen. Vergebens gebot der Marquis de Vilmar Ruhe. Die Entrüstung war allgemein. Einzelne schienen bereit, sich auf Raymond zu stürzen, dessen Gesicht noch ernster als vorher, fast traurig geworden war, und der die einzelnen Beschimpfungen gar nicht zu hören schien.

„Er schändet unsere Familie! Er steht noch unter dem gemeinsten Bürgerlichen!" rief Gaston de Carey mit Alles übertönender Stimme. „Wir sollten ihn mit Peitschen aus diesem Hause treiben!"

Diese Beleidigung war so groß, daß Alle wie bestürzt schwiegen. Raymond de Mortoran war blaß geworden und schien zitternd mit sich selbst zu kämpfen.

„Gaston de Carey," sagte er dann mit schwerer Stimme und erhob mahnend die rechte Hand, „ich stehe heut nicht hier, um mich durch Schmähungen zu einem thörichten Schritt reizen zu lassen. Ich verachte das Urtheil eines Menschen, dessen Gedanken nicht über das Wappen seiner Ahnen und die Schuhschnallen seiner Maitresse hinausgehen. Ich glaube, daß es Pflichten giebt, Pflichten gegen sich selbst

und das Vaterland, Pflichten, von denen Sie keine Ahnung haben, die uns auch solche Beleidigungen ertragen lassen können. Aber — Gaston de Carey — ich weiß, daß Sie der Anstifter dieses ganzen Verfahrens sind, und der Tag wird kommen, an welchem wir unsere Rechnung mit einander ausgleichen. Für jetzt ist mir Ihr Urtheil so gleichgültig, wie das eines — Nun, lassen wir das! Diese Stunde wird vorübergehen!"

„Elender Feigling!" rief Gaston mit zischendem Hohne. „Sie Alle, meine Herren, haben ihn jetzt gehört. Ist es nöthig, noch ein einziges Wort zu verlieren?"

Auch jetzt gebot der Marquis vergebens Ruhe. Man überhäufte den Vicomte mit Schmähungen und Vorwürfen; man drang auf ein schnelles Urtheil. Man beschuldigte ihn, im Februar 1848 auf den Barrikaden gekämpft zu haben, und Arbeiter, demokratisches Gesindel, berüchtigte Volksmänner, revolutionäre Schriftsteller seine Freunde zu nennen. Raymond ließ Alles ruhig über sich ergehen. Nur als die zitternde Stimme eines alten Mannes ertönte, lauschte er aufmerksam.

„Raymond, Raymond!" rief der alte Graf Mortoran. „Was höre ich und wie tief betrübt das mein Herz! Wie lange haben Sie mich getäuscht! Wie anders sind Sie, als ich glaubte!"

„Mein Oheim," antwortete Raymond, „ja, ich habe Sie getäuscht, aber nur, weil ich Sie liebte! Sie sind der Einzige, gegen den ich mit meinen Gesinnungen zurückhielt, weil ich Sie zu betrüben fürchtete. Aber, Oheim, ich bin wahrlich nicht der, für den mich diese Menschen ausgeben."

Nur das Schwankende seiner Stimme, die Bewegung, die er mit der Hand nach dem Herzen machte und das Zucken seiner Lippen, als er schwieg, verriethen, was er fühlte. Seine Haltung blieb fest und ruhig.

Jetzt gelang es dem alten Marquis de Vilmar, sich

der Versammlung hörbar zu machen, und es trat eine plötzliche Stille ein.

„Edle Herren," sagte er ernst, „nach dem, was wir gehört haben, nach dem eigenen Geständnisse Raymonds de Mortoran, kann wohl kein Zweifel bestehen, daß die gegen ihn erhobenen Anklagen begründet sind, und es würde eine sehr traurige Aufgabe sein, diese Verhandlung länger als nöthig fortzusetzen. Was die Gesinnungen des Vicomte anbetrifft, so sind sie eines Adelichen unwürdig; was seine Handlungsweise in dem bestimmten Fall mit Raoul de Ganthoret anbetrifft, so ist sie ebenso unerklärbar, als niedrig — vielleicht unerhört in der Geschichte unserer Familie. Indem ich jetzt als Mitglied dieser Versammlung, nicht als ihr Vorsitzender, spreche, muß auch ich erklären, daß eine Handlungsweise, wie diejenige des Angeklagten, wenn sie in weiteren Kreisen ruchbar wird, das Ansehen und die Ehre unserer Familie schänden muß, dieser Familie, die mit Königen und Fürsten verschwägert ist. Mag auch diese unselige Zeit, die alle Begriffe von dem, was sonst als heilig galt, umgestürzt hat, einem so jungen Manne, wie Raymond de Mortoran es ist, einigermaßen zur Entschuldigung dienen, so bekundet andererseits doch das Bestimmte und Selbstbewußte seines Auftretens, daß er nicht in der Aufregung des Augenblicks, in vorübergehender Schwäche, sondern nach einem bestimmten Plan gehandelt. Er ist den Ueberlieferungen seines Standes, den Grundsätzen des Adels abtrünnig geworden. Er ist ein faules Glied in unserer Familie. Die Versammlung wird in dieser traurigen und unangenehmen Angelegenheit zu entscheiden haben. Ich selbst aber, der ich vorher Milde und Nachsicht empfahl, muß in diesem Falle bei der Schwere des Vergehens und bei der scheinbaren Hartnäckigkeit des Angeklagten darauf bestehen, daß die ganze Strenge der Familien-Gesetze angewendet werde."

Es folgte lebhafter, tönender Beifallsruf.

„Raymond de Mortoran," fuhr der Marquis mit erhobener Stimme fort, „Sie haben die Anklage vernommen, die Sie der Feigheit, der Ehrlosigkeit und des niederen Sinnes zeiht. Noch einmal fordere ich Sie auf, sich zu vertheidigen."

„Ich habe nichts zu erwiedern," antwortete Raymond, „als daß ich, nach rein menschlichen und bürgerlichen Gesetzen beurtheilt, weder feig, noch ehrlos, noch niedrig gehandelt habe, und daß ich andere Gesetze nicht anerkenne."

„Hochedle Herren," sagte der Marquis, „sind Sie, nachdem die Zusammenberufung dieses Rathes als begründet anerkannt, die Anklage vorgetragen, die Vertheidigung des Angeklagten gehört ist, der Ansicht, daß die Anklage schwer genug sei, um von dem Familien-Rath berücksichtigt zu werden und ein Urtheil zu veranlassen?"

Ein lautes Ja antwortete.

„Sind Sie Willens, dieses Urtheil sogleich zu fällen?"

„Ja!"

„So bitte ich die mit den Formen bekannten Herren, die Anklage und das auf dieselbe bezügliche Urtheil niederzuschreiben, in den Worten und Ausdrücken, wie sie Brauch und für diesen Fall vorgesehen und in diesem Familien-Buche zu finden sind," sagte der Marquis de Vilmar. „Inzwischen bitte ich die hochedlen Herren, ernst mit sich selbst zu Rathe zu gehen; denn Ihr Urtheil muß Ja oder Nein lauten, und entscheidet das Schicksal des Angeklagten."

Gaston de Carey, Edmond de Ganthoret und einige Andere traten an den Tisch, öffneten das große, in Leder gebundene und mit Gold verzierte Buch und begannen zu schreiben. Inzwischen flüsterten die Versammelten mit einander. Der Graf d'Elnay sah schweigend und mit gefurchter Stirn vor sich hin. Der alte Graf Mortoran hatte den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Raymond hatte sich gesetzt und blickte theils vor sich nieder, theils mit einem düsteren

Ausdruck auf die emsig schreibenden und berathenden Herren am Tisch.

Duisfelden konnte nicht daran zweifeln, wie das Urtheil ausfallen werde. Die ganze Verhandlung hatte ihn fast fieberisch aufgeregt. Von einer wirklichen Gefahr für Raymond konnte nicht die Rede sein. In früheren Zeiten freilich wäre es gefährlich gewesen, unter einer solchen Anklage vor einer Schaar aufgeregter Verwandten zu stehen. Und auch jetzt mußte das Urtheil ein schweres sein. Aber für die Sicherheit des Angeklagten war wenigstens für den Augenblick nichts zu befürchten. Und doch fühlte Otto Duisfelden seine Brust beengt, als erwarte er selbst sein Urtheil. Er mußte sich sagen, daß er in ähnlicher Lage ähnlich gehandelt haben würde, ohne vielleicht die Kaltblütigkeit zu besitzen, die Raymond de Mortoran zeigte. Er theilte die Ansichten desselben; in ähnlichen Ideen hatte ihn sein Vater auferzogen. Er ließ den Adel gelten, wo er sich alter und glorreicher Erinnerungen würdig zeigte; aber er erkannte ihn nicht als eine bevorrechtigte Klasse an. Er mußte sich sagen, daß eben dasselbe, was heut Raymond de Mortoran geschah, ihm vielleicht morgen von denselben Verwandten geschehen könne, und fühlte sich fast als Schicksalsgefährte desselben.

Aber was hatte seine Nachbarin hierher gelockt? Dieser Gedanke kam ihm wieder, als sie eine leise Bewegung machte, die von einem tiefen Seufzer begleitet war. Er richtete den Blick auf sie. Ihre Stellung war dieselbe. Sie anzureden wagte er nicht. Bei der Stille, die jetzt in dem Zimmer herrschte, hätte man jedes Geräusch vernehmen können. Sie erhob die rechte Hand, vielleicht um sich ein wenig zu stützen. Trotz der Dunkelheit sah Otto Duisfelden auf den Fingern derselben ein Funkeln, wie von ächten Steinen. So war es eine vornehme Dame, vielleicht die Gattin oder Schwester eines der Versammelten, die von dem Familien-

Rath Nachricht erhalten und das Geheimniß des verschiebbaren Paneels benutzen wollte, um diesem seltsamen Schauspiele beizuwohnen. Aber was verursachte die Gemüthsbewegung, in der sie sich ohne Zweifel zu befinden schien? Stand sie in irgend einer näheren Beziehung zu Raymond de Mortoran? —

„Herr Marquis," sagte jetzt Gaston de Carey laut, „wir haben in dem Familien-Buche nachgelesen, und finden in diesem die Anklage genau formulirt; auch ist bereits ein Urtheil in einer ähnlichen Anklage gefällt worden. Die Anklage lautet auf Feigheit, niedrigen Sinn, Schändung der eigenen und Familien-Ehre durch unwürdiges, unadeliches Wesen, fortdauerndes Verharren in gemeinen und erbärmlichen Gesinnungen. Ich glaube der Zustimmung der Mehrheit und auch des Klägers Edmond de Ganthoret's gewiß zu sein, wenn ich die Anklage in diesem Sinne niederschreibe."

Die Zustimmung erfolgte lebhaft von allen Seiten.

„So bitte ich die hochedlen Herren, ihre Plätze einzunehmen, mit Ausnahme des Herzogs von Carey und eines von ihm zu erwählenden Beistandes, welche ich beauftrage, das nothwendige Schriftstück aufzusetzen," sagte der Marquis de Vilmar.

Die Versammlung folgte der Weisung, mit Ausnahme Gastons, der Edmond zu seinem Beistand wählte.

„Kraft meines Amtes als Vorsitzender und mit Bezug auf die bereits gepflogenen Verhandlungen, konstituire ich diesen Familien-Rath zu einem Familien-Gericht," sagte der Marquis fest und ernst. „Hiernach fordere ich Jeden der Versammelten auf, nach bestem Gewissen ein freies und unabhängiges Urtheil dahin abzugeben, ob der Verklagte des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig sei, und einfach mit Ja oder Nein zu antworten, vorher aber reiflich in seinem Gewissen die Wichtigkeit seines Urtheils zu überlegen,

denn wenn auch nicht den Menschen, wird er doch Gott dafür verantwortlich sein. Nach altem Brauche ist das Urtheil rechtskräftig, wenn von je acht Anwesenden fünf ihre Stimmen in gleichem Sinne abgeben. Wir sind sechszehn. Zehn Stimmen also bilden die Mehrheit und entscheiden über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten. Ist die Schuld ausgesprochen, so tritt die Strafe in Kraft, welche in dem Familien-Buche für den vorstehenden Fall verzeichnet ist. Ich selbst habe das Recht, meine Stimme zuletzt abzugeben. Ich werde beginnen mit dem Aeltesten der Versammlung, und der Reihe nach fortfahren, wie es auf dieser mir von dem Herzoge von Carey überreichten Liste angegeben ist."

„Ich hätte einige Worte zu sagen, Herr Marquis!" sagte der Graf d'Elnay sich erhebend.

„Sie haben das Recht dazu bis zu dem Augenblicke, in welchem das Urtheil gesprochen ist," sagte der Marquis.

„Was mich anbetrifft," begann der Graf langsam und ruhig, „so werde ich meine Stimme, wie Sie hören werden, in dem mir gutscheinenden Sinne abgeben. Ich wollte jedoch vorher erwähnen, daß das Urtheil, gleichviel, wie es ausfalle, nur innerhalb der Grenzen unserer Familie eine Berechtigung haben darf, und zwar auch nur insofern, daß diejenigen sich an dasselbe gebunden halten, die es herbeigeführt haben. Ich für mein Theil, als Richter am obersten Gerichtshofe dieses Landes, darf keinen Augenblick vergessen, daß es außer den Landesgesetzen keine anderen giebt, und daß ich nicht nur gegen meine Pflicht, sondern auch gegen meine persönliche Ueberzeugung handeln würde, wenn ich irgend eine Strafe, die hier von Privat-Personen verhängt werden soll, für bindend hielte. Meine Ansicht behalte ich für mich selbst; sie würde hier wohl nicht durchdringen. Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß man einem Manne, der so kühn für seine Ueberzeugung auftritt, den Vorwurf der Niedrigkeit wohl nicht mit gutem Gewissen machen kann.

Ich will ferner nur erwähnen, daß die Gesinnungen, welche Raymond de Mortoran ausgesprochen hat, im Einklang stehen mit dem, was viele der größten Geister unseres Landes, und unter ihnen selbst Männer unseres Standes, oft ausgesprochen haben. Nur darin hat der Vicomte gefehlt, daß er in jugendlicher Heftigkeit zu weit gegangen und jede Brücke hinter sich verbrannt hat, während es ihm doch sehr gut möglich gewesen wäre, auch mit seinen neuen Gesinnungen Manches von den alten Formen beizubehalten. Doch darüber habe ich nicht mit ihm zu rechten, und am allerwenigsten hier, wo man ihn rücksichtslos angreift. Genug — ich behalte mir vor, trotz dessen, was hier geschehen möge, meine Beziehungen zu dem Angeklagten so weit aufrecht zu erhalten, als mir dies gut erscheint. Einen Familien-Rath erkenne ich an; ein Familien-Gericht, das irgendwie über die engen Schranken von Familien-Beziehungen hinausgriffe, wie dies früher geschehen ist, kann ich nicht anerkennen."

„Der Herr Graf d'Elnay beunruhigt sich vergebens," sagte Gaston de Carey, als der Graf sich gesetzt hatte. „Die Strafe, die Raymond de Mortoran möglicher Weise erhalten wird, erstreckt sich in der That nur auf den Kreis der Familie. Früher, in den glorreichen Zeiten, in welchen die Träger von Herzogs- und Grafenkronen noch nicht mit dem Lumpensammler und dem Viehhirten vor dasselbe Tribunal gestellt wurden, war das freilich anders. Damals hatte das Familien-Gericht eine ganz andere und höhere Bedeutung, wie die edlen Herren bald erfahren werden. Jetzt müssen wir uns fügen und auf bessere Zeiten harren. Noch einmal — ich versichere dem Herrn Grafen, daß sein Gewissen nicht ängstlich zu sein braucht."

„Und ich," sagte der alte Graf Mortoran sich erhebend, „ich wünschte, wenn es irgend möglich wäre, meinem Neffen einen Zeitraum gewährt zu sehen, damit ich versuchen könnte,

ihn zu anderen und besseren Gesinnungen zu bekehren. Raymond ist mir stets als ein guter, einsichtsvoller —"

„Der Herr Graf, so weit ich ihn verstehe, wünscht einen Aufschub des Urtheils," unterbrach Gaston den zitternden Greis. „Die Versammlung würde darüber zu entscheiden haben."

Der Marquis de Vilmar stellte die Frage. Die Versammlung verneinte den Aufschub.

Graf d'Elnay war inzwischen zu dem Urkunden-Buch getreten und hatte in demselben geblättert.

„Ist die Familie Carey nicht der neuen Familien-Ordnung beigetreten, welche die adelichen Familien im Jahre 1807 geschlossen haben," fragte er, „der Ordnung, die den Familien-Rath nur als Rath, nicht als Gericht anerkennt?"

„Nein," antwortete Gaston de Carey fast höhnisch. „Diese neue Ordnung ist nur von denjenigen Familien angenommen worden, die sich bereits mit den Ideen der Neuzeit auszusöhnen begannen und den Ueberlieferungen der alten Zeit untreu wurden. Dazu gehörten die Carey's nicht. Wir richten nach der Familien-Ordnung von 1637."

„Nun gut — so machen Sie dieser Komödie bald ein Ende!" sagte d'Elnay und ging nach seinem Platz.

Es entstand ein dumpfes Gemurmel in der Versammlung. Man schien Willens, den Grafen zu tadeln. Da es aber den Wortführern weniger um einen Streit mit dem alten Grafen d'Elnay, als um das Urtheil gegen Raymond zu thun war, so beschwichtigte Gaston mit einigen Worten die ihm Zunächststehenden und sagte:

„Wünscht der Herr Marquis, daß ich die Anklage vorlese?"

Der Marquis bejahte und Gaston verlas eine Art von Protokoll, das die Ursachen der Zusammenberufung, den Grund der Anklage sowie die Namen sämmtlicher Anwesen-

den enthielt. Es war in alter Form und im Style ähnlicher Dokumente aus früheren Jahrhunderten abgefaßt, darauf berechnet, einen um so feierlicheren Eindruck hervorzurufen. Und in der That konnte der empfängliche Duisfelden sich eines leichten Bebens nicht enthalten, als er diese feierlichen und pomphaften Worte hörte, die der Herzog langsam verlas und welche die Einleitung zu einem Todesurtheil zu bilden schienen.

„Den besagten hochedlen Herren," fuhr Gaston zu lesen fort, „nachdem sie bedeutet, ihr Urtheil ohne Menschenfurcht nach Recht und Gewissen zu sprechen, wurde darauf von dem Schriftführer die Anklage vorgelesen wie folgt: Ob der Vicomte Raymond de Mortoran, ältester und einziger Sohn des Vicomte Theodore de Mortoran, schuldig sei, die Ehre seiner und der ihm verwandten Familien durch Feigheit, niedrigen Sinn, unadeliches Wesen gröblich verletzt und sich des ritterlichen Namens unwürdig gemacht zu haben? — Und es antworteten: Hector, Graf von Mortoran: —"

„Nun, Graf von Mortoran, erkennen Sie den Angeklagten für schuldig oder unschuldig?" fragte der Marquis. „Das Ja bedeutet schuldig, Nein nichtschuldig."

„Ich bitte, mir Zeit zu gewähren," bat der alte Mann fast weinend. „Ich habe ihn geliebt."

„Graf d'Elnay, Ihre Stimme!" fuhr Vilmar fort.

„Nein!" antwortete der Graf fest und bestimmt.

Sämmtliche anderen Stimmen antworteten Ja. Auch der alte Graf Mortoran, noch einmal von dem Marquis darauf aufmerksam gemacht, daß er mit einem einfachen Ja oder Nein antworten müsse, antwortete mit einem kaum hörbaren Ja. Der Marquis, als der Letzte, antwortete ebenfalls mit Ja.

„Fünfzehn Stimmen von sechszehn haben Raymond de Mortoran für schuldig erklärt," sagte der Marquis. „Gaston

de Carey, verlesen Sie die Strafe, die das Familien-Gesetz über den Schuldigen verhängt."

„Der eines solchen Verbrechens Schuldige," las Gaston, „wurde nach den alten Familien-Gesetzen seiner Freiheit, seiner Güter und seines Namens verlustig erklärt, von drei Rittern bis an die Grenze geführt, in ein ärmliches Gewand gekleidet und dort auf fremder Erde mit drei Schlägen auf dem Rücken und mit dem Bescheide entlassen, daß er, wenn er nach Frankreich zurückkehre, beschimpft, geschlagen, ja getödtet werden könne von Jedem, der dem Familien-Rathe beigewohnt. Nachdem aber im Jahre 1637 ein neues Familien-Gesetz für die Familie Mortoran entworfen, wird nach diesem Gesetz verfahren werden, welches bestimmt, daß der also Schuldige ausgestoßen werde aus der Familie, daß Niemand mit ihm Gemeinschaft pflegen dürfe weder in Worten, noch in Schriften, noch in Werken, ihm weder Beistand noch Rath in der Noth leisten, noch seinen Gruß erwiedern, noch ihn überhaupt jemals als Familien-Glied anerkennen dürfe — daß jedes Mitglied der Familie gehalten sei, die Edelleute seiner eigenen und fremder Nation auf ihn aufmerksam zu machen, als auf einen Ausgestoßenen, dem weder Ehre noch Wort heilig sei — daß ferner kein Mitglied der Familie ihm seine Tochter, Schwester oder sonstige Verwandte zur Gattin geben, noch ihm ein Erbtheil oder Legat aussetzen dürfe, so weit dies nicht nach den Landesgesetzen nothwendig ist — und dieses Alles, bis der Verurtheilte seine Reue und Besserung klar an den Tag gelegt und der Familien-Rath entschieden hat, daß seine Ehre wiederhergestellt und er in seine früheren Rechte einzusetzen sei."

„Sie Alle haben gehört, daß der Verklagte schuldig und welches nach den Familien-Gesetzen seine Strafe ist," sagte Vilmar. „Glaubt Jemand, daß mildernde Gründe für ihn vorhanden sind?"

Der alte Graf Mortoran schien wieder sprechen zu

wollen. Aber einer seiner Nachbarn wandte sich zu ihm und schien eine Frage an ihn zu richten. Niemand erhob einen Einwand.

„Da keine Stimme sich zu Gunsten des Angeklagten erhebt," fuhr der Marquis fort, „so findet die mitgetheilte Strafe ihre Anwendung in vollster und strengster Form. Kein Mitglied der Familien Carey und Mortoran wird den Familien-Bestimmungen zuwider handeln. Ein Vicomte Raymond de Mortoran mag noch für das bürgerliche Leben, für das bürgerliche Gesetzbuch existiren; für uns lebt er nicht mehr! Wir kennen ihn nicht! Verlassen Sie uns, Herr!"

„Nicht, ohne Ihnen noch ein Wort zum Abschied gesagt zu haben!" rief Raymond bleich, kalt und stolz. „Daß ich die Rechtmäßigkeit dieses Rathes nicht anerkenne, habe ich bereits erwähnt. Thäte ich das, so würde ich mich zu vertheidigen wissen. Ich bin nur hierher gekommen, um die Gelegenheit zu benutzen und Ihnen zu sagen, daß ich freiwillig aus Ihrer Familie ausscheide, wie ich schon längst den eingebildeten Vorrechten meines Standes entsagt habe. Ich, ich selbst erkläre, daß ich keine Gemeinschaft mehr haben will mit denen, die ein solches Urtheil gegen mich fällen konnten, weil ich nach der heiligen Stimme meines Innern, nicht nach dem veralteten Gesetzbuch einiger Familien gehandelt habe, die sich nichts zu bewahren wußten, als die Fehler ihrer Ahnen. Ja, ich gehe, meine Herren! Könnte ich die Geister unserer großen Ahnen heraufbeschwören und ihnen sagen, weshalb man mich verurtheilt hat, das Urtheil würde vielleicht anders ausfallen! Denjenigen aber, die den Vicomte de Mortoran nicht mehr kennen werden, sage ich, daß auch der einfache Raymond Mortoran noch einen Arm besitzt, und wehe dem, der es von diesem Augenblick an wagen sollte, mir eine persönliche Beleidigung zuzufügen."

Er hatte die letzten Worte mit drohend ausgestrecktem Arm gerufen und wandte sich zum Gehen, nachdem er einen Blick der Verachtung und des unterdrückten Zornes auf Gaston de Carey geworfen.

„Feige Drohung!" rief ihm dieser hohnlächelnd nach.

Raymond faßte den Sessel, der ihm zunächst stand, als wolle er ihn auf Gaston schleudern. Dann, sich bezwingend, verließ er langsam und stolz das Zimmer.

Gaston fügte dem Protokoll einige Zusätze bei und verlas es. Dann traten die einzelnen Herren an den Tisch und unterschrieben es. Der Marquis bat die Versammelten, den heutigen Beschluß ihren Familien-Mitgliedern, namentlich ihren Söhnen, mitzutheilen, ohne jedoch die Einzelnheiten zu erwähnen, und sie vor jedem Umgange mit dem Geächteten zu warnen. Dann erklärte er die Sitzung für beendet. Die Versammelten erhoben sich von ihren Sitzen und aus dem lebhaften Gespräch, das nun zwischen den Einzelnen entstand, ließ sich nichts mehr heraushören. Gaston de Carey schien auch jetzt noch das Wort zu führen und den Geächteten mit Schmähungen zu überhäufen. —

Für Otto Duisfelden war das Interesse an diesen Vorgängen mit dem Verschwinden Raymonds de Mortoran erloschen. Seine Gedanken folgten dem Scheidenden. So jung er auch war, so verstand er doch die Sprache der Gesichtszüge, und er glaubte einen tiefen Seelenschmerz in den Mienen Raymonds erkannt zu haben. Wohl war es möglich, daß die Fassung desselben nur eine erzwungene gewesen, daß er diesen Schlag tiefer fühlte, als er seinen Gegnern bekennen wollte! Welche Festigkeit, welche Seelenstärke gehörte dazu, die Verachtung, die ihm bewiesen worden, mit kaltem Blute hinzunehmen und den Beschimpfungen der Zukunft gefaßt in's Auge zu blicken! Es war leicht vorauszusehen, daß Carey und die Ganthoret's ihn auch in Zukunft verfolgen würden. Besaß Raymond die Mittel, um diesen

Verfolgungen kräftig zu widerstehen? Wer unterstützte ihn in dem schwierigen Kampfe gegen eine verderbte Welt und eine gereizte, erbitterte Familie? Hatte Raymond de Mortoran wahre, opferbereite Freunde? Oder stand er wirklich auch im Leben so einsam, wie er heut in diesem Zimmer gestanden? Otto Duisfelden brannte vor Begierde, es zu erfahren, Raymond kennen zu lernen. Das wäre leicht möglich gewesen. Raymond war ja sein Verwandter, wenn auch im entfernten Grade. Und Graf d'Elnay, der Einzige, der sich des Vicomte angenommen und den Otto Duisfelden bald zu besuchen hoffte, konnte ja die Bekanntschaft vermitteln. Aber der junge Mann erinnerte sich, daß sein Vater ihm geschrieben, er solle keinen seiner französischen Verwandten besuchen, den er ihm nicht bezeichnen würde. Wenn nun Raymond und der Graf nicht zu diesen gehörten? Das letztere schien ihm bei der Freundschaft, die zwischen dem Grafen und Otto's Vater bestand, fast unmöglich. Immer war es der Graf gewesen, den ihm sein Vater früher als den Mann bezeichnet, an welchen sich Otto bei einem Aufenthalt in Paris so innig als möglich anzuschließen haben würde.

Die Nachbarin Duisfeldens hatte ihren Kopf von dem Gitter entfernt.

„Wer von uns Beiden wird diesen Ort zuerst verlassen?" fragte sie leise.

„Madame — das überlasse ich Ihnen," antwortete Otto. „Entweder ich gehe sogleich, oder ich warte hier noch eine Viertelstunde. Das letztere würde ich vorziehen."

„So werde ich gehen," sagte die Dame. „Und Sie können mir nicht sagen, wer Sie sind?"

„Nein, Madame."

„Ich kenne Ihre Stimme nicht," sagte sie. „Sie scheinen ein Fremder zu sein, und doch müssen Sie das Schloß genau kennen, da Ihnen das Geheimniß dieses Ganges be-

kannt ist. Auf welchem Wege verlassen Sie das Schloß, mein Herr?"

„Madame, ich bin verhindert, Ihnen dies mitzutheilen," antwortete Otto.

„Nun wohl — ich will nicht in Sie dringen!" sagte die Dame. „Kennen Sie Raymond de Mortoran?"

„Madame — ich bedaure —" antwortete Duisfelden. „Es gehörte zu unserem Abkommen, daß sich Keiner um den Andern kümmern solle."

„Nun gut — Adieu!" sagte die Dame. „Sie werden mir nicht folgen?"

„Jetzt gewiß nicht, Madame," antwortete Otto Duisfelden.

Er hörte das Rauschen ihres Kleides, das sich allmählich entfernte. Der Ton ihrer Stimme war, obwohl sie gedämpft sprach, fest und vornehm gewesen. Vergebens fragte sich Otto, wer sie sei. In ihrer Frage, ob er Raymond kenne, hatte etwas gelegen, was Theilnahme verrieth. Gern hätte er das Räthsel gelöst. Aber fast schien es ihm, als werde dieses Zusammentreffen ihm immer ein Räthsel bleiben. Denn wie sollte er erfahren, wer die Dame gewesen, da er selbst ja nicht davon sprechen durfte, daß er sich in jenem Gange befunden!

Als er sich wieder zu dem Paneel wandte, sah er nur noch wenige Herren in dem Zimmer, unter ihnen Gaston de Carey und Edmond de Ganthoret. Der Erstere gab dem Letzteren einen Wink; sie entfernten sich, wie zufällig, von der Gruppe der Anderen und näherten sich der Oeffnung, hinter welcher Otto sich befand.

„Ich werde mit dem alten Mortoran fahren," sagte Gaston schnell zu Ganthoret. „Man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist, und ihm beweisen, daß von jetzt ab keine Verbindung mehr zwischen ihm und seinem Neffen existiren darf. Dagegen möchte ich Sie bitten, noch heut

bei dem Grafen de Bonargies einen Besuch zu machen. Erzählen Sie ihm ausführlich, was vorgefallen. Es ist besser, er erfährt es von Ihnen, als von mir. Ich möchte jeden Schein der Persönlichkeit vermeiden und werde wahrscheinlich die Sache nur dann erwähnen, wenn er mich fragt, und dann auch nur oberflächlich. Man darf nicht glauben, daß ich irgend ein Gewicht auf die Angelegenheit lege. Monsieur Mortoran muß mir sehr gleichgültig scheinen. Das wird am besten auf den Grafen und die Comtesse wirken."

„Verlassen Sie sich auf mich, mein theurer Herzog," sagte Ganthoret. „Sie haben sich heut unserer Familien-Ehre auf eine Weise angenommen, die Ihnen stets den Dank der Familie sichern wird. Sie sind das wahre Oberhaupt unseres Hauses, der Form und der That nach."

„In meinen Adern fließt altes Blut!" sagte Gaston leicht, aber stolz, und sie kehrten zu den Anderen zurück, mit denen sie dann den Saal verließen.

„Ja wohl, altes Blut, das ihn nicht vor gemeinen Intriguen schützt!" sagte Otto Duisfelden bitter zu sich selbst. „Ganthoret soll den alten Grafen Mortoran beerben — Gaston selbst will Raymond von der Comtesse Bonargies fortdrängen, wo er ihm gefährlich scheint — das sind die Hauptbeweggründe zu einer Handlung, die einen edlen und freimüthigen Menschen vielleicht für sein ganzes Leben unglücklich macht. Diese beiden Intriguanten müßten vor dem Familien-Gericht stehen, denn sie sind es, welche die Ehre ihres Namens schänden! Ich wünschte, ich könnte Raymond warnen! Aber was würde ihm das helfen? Es würde ihn vielleicht noch unglücklicher machen, sein Gemüth mit noch größerer Bitterkeit erfüllen! Auch scheint er mir einer von den Menschen, die bestimmt sind, sich ihren eigenen Weg durch die Welt zu brechen. Wenn er so edel und großherzig ist, wie er mir zu sein scheint, so wird der Himmel seine

Energie unterstützen und er wird über diese niedrigen Seelen triumphiren, die nichts kennen, als ihre erbärmlichen Vergnügungen und die Eitelkeit auf einen Namen, den ihnen vergangene Geschlechter mit Mühe und Eifer errungen haben."

Die Stille, die jetzt in dem leeren Zimmer herrschte, erinnerte ihn daran, daß seine Aufgabe hier beendet sei und daß er daran denken müsse, sich mit derselben Vorsicht zurückzuziehen, wie er gekommen. Der Herzog und seine Gäste hatten wahrscheinlich das Schloß bereits verlassen; dagegen war vermuthlich die Dienerschaft zurückgekehrt und es galt, diese zu vermeiden. Er schloß das Paneel und kehrte langsam nach der Thür zu dem großen Saale zurück. Der Gedanke, daß er von der fremden Dame verrathen sein könne, kam ihm nicht in den Sinn. Sie hatte ja, seiner Ansicht nach, jedes Aufsehen ebenso sehr zu vermeiden, wie er selbst.

Vorsichtig durchschritt er den Saal mit den Ahnenbildern und öffnete die kleine Thür, durch welche er vorher in denselben eingetreten. Er stieg die schmale dunkle Treppe hinab, blieb aber auf der untersten Stufe derselben erschreckt stehen, da er Tritte hörte, und zog sich dann wieder die Treppe hinauf zurück. Ein sehr alter Diener, den er vorher unter denjenigen bemerkt, welche das Schloß verlassen, kam einen Seitengang herauf, blickte sich vorsichtig um und klopfte dann an eine Thür. Sie wurde von innen geöffnet und es erschien eine Dame von hoher Gestalt, in einem dunklen Seidenkleide, mit Hut und Mantille und einem dichten Schleier, nach Art der spanischen. Otto Duisfelden sah das Alles von seinem dunklen Platze aus, da der Gang vor ihm durch einige Fenster erhellt war.

Der Diener verbeugte sich und sagte:

„Es ist Alles frei, Frau Baronin, Sie können das Schloß verlassen, sobald es Ihnen gutdünkt!"

„Ich werde sogleich gehen," antwortete die Stimme, die Otto Duisfelden bereits kannte. „Der Herr Herzog ist fort?"

„Ja, Madame. Ich achtete, wie Sie mir befohlen, auf den Wagen des Herrn Vicomte. Er hat ihn nicht benutzt und ist zu Fuß in das Gehölz gegangen, in der Richtung nach Meudon. Würde die Frau Baronin die Güte haben, das Versprechen zu halten, das sie mir gegeben, und mich von dem Vorgefallenen benachrichtigen?"

„Würden Sie das nicht bequemer durch Jemand anders erfahren können, Martin?" fragte die Baronin.

„Durch wen, Madame?" fragte Martin aufrichtig überrascht.

„Nun, durch denjenigen, dem Sie ebenfalls Zutritt gewährt haben," antwortete die Dame. „Sie hätten mich vorher davon benachrichtigen sollen, dann wäre ich nicht bis auf den Tod erschreckt worden."

„Um Gotteswillen!" rief der alte Diener aufs Aeußerste bestürzt, „was sprechen Sie, Frau Baronin! Ich habe Niemand weiter eingelassen und Niemand hat es auch verlangt!"

„Wirklich? Nun, das wäre seltsam!" sagte die Dame. „Es befand sich ein Mann dort, der seiner Stimme nach zu urtheilen jung war, und dessen Sprache fast zu weich für einen Franzosen klang. Er muß noch dort sein, denn er befand sich noch in dem Gange, als ich ihn verließ."

„Um Himmelswillen — wer kann das sein?" rief Martin starr vor Staunen. „Ich weiß von nichts, Frau Baronin! Ich bin der Einzige, der Einzige, der diesen Gang kennt. Selbst der Herr Herzog, so viel ich weiß, kennt ihn nicht. Er hat mir nie davon gesprochen, und ich wußte nicht, daß es einen andern Schlüssel gäbe, als den ich besitze. Das wäre seltsam, sehr seltsam! Unbegreiflich! Ich zittere bei dem Gedanken! Ich will sogleich nachsehen, ob

sich noch Jemand dort befindet. Die Frau Baronin muß sich getäuscht haben!"

„Davon ist keine Rede, Martin!" sagte die Dame ernst. „In der That, wenn Sie die Wahrheit sprechen, so wird die Sache sehr bedenklich. Ich glaubte bis jetzt, Sie hätten einem Diener des Schlosses, oder irgend einem Mitgliede der Familie, einem minderjährigen Sohne, das Geheimniß verrathen. Einen Augenblick dachte ich sogar, es könne Monsieur de Ganthoret selbst sein. Nun, Martin — da hilft kein Verwundern! Ich habe zwar jenem jungen Manne mein Wort gegeben, mich nicht um ihn zu kümmern — aber ich gäbe viel darum, zu wissen, wer es ist."

„Hat er Sie erkannt, Frau Baronin?" fragte der alte Diener.

„Daran zweifle ich, denn ich halte ihn für einen Fremden," sagte die Baronin.

„Seltsam, sehr seltsam!" flüsterte der alte Mann, sich scheu umblickend. „Ein Diener kann es nicht gewesen sein. Wir haben sämmtlich das Schloß verlassen, der Kutscher des Herrn Herzogs mit einbegriffen, sobald der Herr Herzog auf den Schloßhof gefahren war. Auch hat sich Niemand auch nur mit der Bitte, zugelassen zu werden, an mich gewendet. Was ist denn verhandelt worden, Frau Baronin? Vielleicht würde dies eine Erklärung liefern."

„Nein," antwortete die Dame. „Es handelte sich nur um eine Erklärung über das Verhalten des Vicomte gegen Monsieur de Ganthoret. Man hat Mortoran aus der Familie ausgestoßen. Es könnte ein Freund des Vicomte gewesen sein. Aber wie ist er dorthin gekommen?"

Es trat eine Pause ein, für Otto Duisfelden ebenso peinlich, wie für den Diener und die Baronin. Er war dem Entdecktwerden sehr nahe. Freilich hatte er auch in diesem Falle nicht das Schlimmste zu fürchten, denn die beiden Personen mußten ihr Geheimniß ebenfalls zu bewahren

suchen, und konnten ihn nicht verrathen, ohne sich selbst bloßzustellen.

„Nun, Martin, was thun?" fragte die Dame dann. „Wollen wir die Sache lassen, wie sie ist, und uns nicht darum kümmern? Es ist vielleicht das Beste. Ich kann zwar meinen Besuch an diesem Orte mit meiner Neugierde entschuldigen; aber ich müßte doch immer sagen, daß Sie mir geholfen, und das mag ich nicht. Geleiten Sie mich hinaus und beobachten Sie dann genau alle Ausgänge. Vielleicht entdecken Sie auf diese Weise, wer mein Nachbar war."

„Ein Räthsel, ein Räthsel!" seufzte der Alte. „Wäre ich jünger und kräftiger, so würde ich den Versuch wagen, es mit diesem Fremden aufzunehmen. Aber ich mag Niemand zu Hülfe holen — und allein fürchte ich mich, einem Fremden gegenüberzutreten."

„Hat das Schloß geheime Ausgänge?" fragte die Dame.

„Ja," antwortete Martin. „Aber das ist es ja eben — Niemand kennt sie genau — ich selbst nicht; die Schlüssel sind verloren gegangen — wer kann also auf diese geheimnißvolle Weise in das Schloß gelangt sein? O, mein Gott — diese Nachricht wird mich noch lange quälen, Frau Baronin! Ich werde nicht mehr ruhig schlafen! Ich muß erfahren, wer es ist! Bleiben Sie in diesem Zimmer; ich will durch den Ahnen-Saal nach dem Gange gehen!"

Und entschlossen wandte sich der alte Mann nach der Seite, von der er gekommen.

„Aber bleiben Sie nicht lange, Martin!" rief ihm die Baronin nach.

Die Zeit zum Handeln war für Otto Duisfelden gekommen. Die Aeußerung des alten Martin, daß er selbst die geheimen Ausgänge nicht genau kenne, beruhigte ihn. Wenn er sich eilig entfernte, so war es möglich, daß er den Ausgang am östlichen Portal erreichte, ehe derselbe beobachtet

wurde. Er sah die Baronesse in das Zimmer zurücktreten, hörte, wie sie die Thür desselben hinter sich verschloß und stieg leise und vorsichtig die Treppe hinab. Ohne irgend etwas Verdächtiges zu hören oder zu sehen, erreichte er die nächste geheime Thür, und zu seiner großen Freude sah er sich endlich, nach ungefähr zehn Minuten, vor der letzten Ausgangsthür. Schnell eilte er über den Weg in den Wald. Dort, hinter einem dichten Gebüsch, stand er eine Zeit lang still und beobachtete das Schloß. Das Herz klopfte ihm, und nachdem er so lange zwischen den kalten Steinwänden der geheimen Gänge verweilt, erschien ihm die warme Mailuft fast glühend. Aber er beruhigte sich allmählich, und da er es für besser hielt, sich von dem Schlosse zu entfernen, so schlug er dieselbe Richtung ein, in welcher er vorher gekommen war.

So war das Abenteuer glücklich überstanden! Eigenthümlich bewegt warf er sich mitten im Walde auf den Rasen nieder und dachte über das Erlebte nach. Der Wunsch seines Vaters war erfüllt — er hatte diesem Familien-Rathe beigewohnt. Und welche Absicht hatte der Vater gehabt, als er ihm diese Aufgabe ertheilte? Otto glaubte sie zu errathen. Er war schnell mit den Mitgliedern der Familie Carey bekannt geworden, hatte sie von einer Seite kennen gelernt, von der sie sich sonst dem Fremdling wohl kaum gezeigt hätten — in hohlem Familienstolz, von Haß und Verachtung erfüllt gegen einen Mann, der besser war, als sie. Hatte der Vater den Zweck gehabt, ihm ein schnelles und nicht eben günstiges Bild von den Verwandten in Frankreich zu entwerfen, so war derselbe erreicht. Otto kannte jetzt im Voraus alle diejenigen, mit denen er früher oder später zusammentreffen mußte. Aber war dies der einzige Zweck? Und warum hatte der Vater ihn nicht offen angedeutet? Vieles blieb doch räthselhaft. Wie war der Vater von diesem Familien-Rathe benachrichtigt worden? Hatte man ihn

eingeladen? Otto Duisfelden hoffte bald darüber Nachricht zu erhalten.

Während er das Alles überlegte, hörte er ein Geräusch und sah einen Mann, der von ihm unbemerkt in einiger Entfernung auf einer Bank oder einem Hügel gesessen, sich erheben. Es war Raymond de Mortoran. Der Vicomte hielt den Hut in der Hand, das dunkle Haar hing ihm über die bleiche Stirn, als habe er in demselben gewühlt; ein Ausdruck von tiefer Bitterkeit, von ergreifendem Seelenschmerz ruhte auf seinen blassen Zügen. Er schien einen schweren Kampf durchkämpft zu haben, und seine Lippen waren fest geschlossen, energisch und entsagungsvoll. Der Vicomte näherte sich dem Orte, an welchem Otto Duisfelden sich befand; da er aber den Blick starr vor sich hinrichtete und sich ein Strauch zwischen ihm und Duisfelden befand, so bemerkte er denselben nicht. Er athmete langsam, aber tief und hörbar. Duisfelden konnte die ganze Gewalt der Empfindungen begreifen, welche die Brust des Vicomte erschüttern mußten. Wie gern wäre er aufgesprungen und hätte ihn angeredet! Er mußte mit sich selbst kämpfen, um ruhig auf seinem Platze zu bleiben und diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Inzwischen war ein Wagen, den Duisfelden schon vorher langsam von der Richtung des Schlosses her durch den Wald hatte fahren sehen, näher gekommen. Es war einer von den feineren Miethswagen, deren man sich in Paris bedient. Jetzt wurde der Vorhang an der einen Wagenthür herabgelassen, die Thür geöffnet, dem Kutscher Halt zugerufen und eine Dame stieg aus. Auf den ersten Blick erkannte Otto Duisfelden die Dame, die mit Martin gesprochen.

Sie kam, während der Wagen auf dem Waldwege halten blieb, schnell näher. Noch immer verbarg der dichte Schleier ihr Gesicht. Raymond de Mortoran achtete nicht

auf sie, obwohl sie nur noch durch eine kurze Entfernung von ihm getrennt war. Die Außenwelt schien für ihn nicht vorhanden zu sein.

„Herr Vicomte!“ rief sie endlich, ihm ganz nahe gekommen.

Raymond fuhr zusammen.

„Sie sind es wirklich, Herr Vicomte!“ sagte die Dame. „Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrer Einsamkeit und in Ihrem Traume störe. Aber ich konnte meinem lebhaften Wunsche nicht widerstehen.“

„Madame!“ rief Raymond zweifelnd.

Die Dame schlug den Schleier zurück.

„Madame!“ rief der Vicomte jetzt noch überraschter. „Sie! Was führt Sie hierher?“

Otto Duisfeldens erste Regung war gewesen, sich zu erheben und zu entfernen. Aber er hätte es nicht unbemerkt thun können, und es war ihm, als müsse die Dame, sobald sie ihn erblicke, errathen, daß er ihr Nachbar an dem Paneel gewesen. Er war noch zu sehr Neuling in Geheimnissen und Verstellungskünsten, um nicht zu glauben, man müsse seine Gedanken auf seinem Gesichte lesen können. Das ließ ihn zaudern. Auch begriff er sogleich, daß er hier nicht eine verabredete Zusammenkunft belausche; hätte er dies geglaubt, so würde er sich augenblicklich erhoben und dadurch die beiden Personen gewarnt haben. Nein, jedenfalls war diese Begegnung von Seiten Raymonds eine zufällige, und in einem freien und offenen Walde konnte er kaum beschuldigt werden, absichtlich zu lauschen, wenn Personen unkluger Weise laut über Verhältnisse sprachen, die nicht Jedermann kennen durfte. Doch war die schuldbewußte Furcht, er möchte erkannt werden, der Hauptgrund, der ihn an seinen Platz fesselte.

„Herr Vicomte,“ sagte die Dame, eine noch junge Frau mit ausdrucksvollen Zügen und leuchtenden, braunen Augen,

„Herr Vicomte, ich habe erfahren, daß dieser Tag ein sehr schwerer für Sie gewesen ist."

„Ah, so wissen Sie bereits?" antwortete Raymond bitter. „Ja, das Gerücht fliegt schnell!"

„Ich weiß, was geschehen," sagte die Dame. „Aber ich billige es nicht. Ich fühle Mitleiden und Sympathie für Sie, Herr Vicomte. Monsieur de Ganthoret hat unedel gehandelt, indem er diese geheime Rache nahm und es verschmähte, Ihnen öffentlich gegenüberzutreten."

„Wenn Sie selbst Ihren Gemahl beschuldigen, so habe ich wahrlich keinen Grund, ihn zu rechtfertigen," sagte Raymond de Mortoran noch immer bitter. „Ja, Monsieur de Ganthoret hat unehrlich gehandelt, aber nicht er allein. Ihr Herr Schwager und der Herzog von Carey sind seine Mitschuldigen."

Otto Duisfelden lauschte mit großer Ueberraschung. So war es die Gattin des Mannes, den Raymond angegriffen und dessen Bruder sein Ankläger gewesen, die sich Zugang in das Schloß zu verschaffen gewußt hatte und mit ihm in dem geheimen Gange gestanden!

„Herr Vicomte," fuhr die Dame fort, „ich bin von Allem unterrichtet, und ich achte Ihre Freimüthigkeit ebenso sehr, wie ich die Ränke meines Gatten mißbillige. Sie sind arm, Herr Vicomte, Sie verlieren die Aussicht auf die Erbschaft des Grafen Mortoran. Was gedenken Sie nun zu thun?"

„Madame — ich weiß nicht, welches Interesse Sie an meiner Zukunft nehmen," sagte Raymond befremdet, fast kalt. „Was erweckt diese Sympathie in dem Herzen der Gattin meines Feindes?"

Die Augen der Baronesse leuchteten auf in eigenthümlichem Glanze.

„Herr Vicomte," sagte sie, „Sie werden in der nächsten Zeit wenig Freunde haben. Wollten Sie so skrupulös sein,

jeden Einzelnen nach den Gründen seiner Theilnahme zu fragen? Ich wiederhole, daß ich die Ränke Monsieur de Ganthoret's*) mißbillige, und daß ich von Herzen gern bemüht sein würde, einen Theil seines Unrechts wieder gut zu machen. Wollen Sie mir gestatten, Ihre Freundin zu werden?"

Otto Duisfelden sah, wie Raymond den Blick scharf und mißtrauisch auf die Dame gerichtet hielt.

„Madame" — sagte er, „verzeihen Sie mir — aber ich kenne Sie so wenig, ich habe Sie nur einige Male in Gesellschaften gesehen — meine Lage zwingt mich zur Vorsicht. Will etwa Monsieur de Ganthoret mir auf diesem Wege in Hunderten wiederersetzen lassen, was er mir in Hunderttausenden raubt, und will er mich gar dadurch zu seinem Schuldner machen und zum Schweigen zwingen?"

„Ich hätte dieses Mißtrauen bei Ihnen nicht für möglich gehalten, Herr Vicomte!" rief die Dame erröthend. „Was ich thue, thue ich aus freiem Willen, ohne Vorwissen meines Mannes, dem jeder Gedanke an die Zukunft, die Ihnen vielleicht bevorsteht, fern liegt. Noch einmal, wollen Sie in mir eine aufrichtige Freundin sehen, und meinen Beistand, wenn Ihnen derselbe nöthig erscheinen sollte, annehmen?"

„Madame, ich danke Ihnen, und da ich glaube, Aufrichtigkeit in Ihren Mienen zu lesen, so danke ich Ihnen doppelt," antwortete Raymond de Mortoran. „Auch würde es mir, dem Geächteten, wahrlich schlecht anstehen, einen Freundschaftsdienst zurückzuweisen, selbst wenn er von der Gattin Monsieur de Ganthoret's käme. Sobald ich der Hülfe bedarf, Madame — und vielleicht ist das nicht fern! — werde ich mich Ihrer Güte erinnern!"

---

*) In Frankreich gebrauchen die Eheleute, sowohl in den höheren, als in den niederen Ständen, wenn sie zu oder von einander sprechen, die Worte „Monsieur" und „Madame", und nennen sich „Sie"

Das war höflich, aber so kühl gesagt, daß es einer Ablehnung gleich kam. Das Auge der Baronesse verdüsterte sich.

„Herr Vicomte," sagte sie, „welchen Lebensweg werden Sie nun einschlagen?"

„Madame — denjenigen, den ich immer gewandelt bin, den Weg der Selbständigkeit und der Arbeit," antwortete Raymond fast heiter. „Der heutige Tag hat in meinem Leben nichts geändert."

„Nichts?" fragte die Baronesse aufmerksam.

„Nichts!" antwortete Raymond ruhig. „Die Schmähungen meiner Verwandten haben mir eine kurze Aufwallung verursacht; aber ich fühle, daß sie bei den Blicken der Sympathie einer so schönen Frau vollkommen verschwunden ist."

Gerade in dem Uebermaß der Höflichkeit lag eine verletzende Kälte. Die Baronesse mußte es fühlen.

„Adieu, Herr Vicomte!" sagte sie beinahe unmuthig. „Ich wünsche Ihnen Glück — was Sie auch beginnen mögen! Vergessen Sie nicht, daß der Stolz eine edle, aber gefährliche Tugend ist. Und im Unglück — gedenken Sie meiner! Kein Opfer wird mir zu groß sein!"

„Erlaubt mir Madame, sie nach dem Wagen zurückzubegleiten?" sagte Raymond artig.

„Ich danke, Herr Vicomte! Es ist besser, wenn wir nicht gesehen werden!" antwortete die Baronin kurz und nur mit Mühe ihren Unmuth verbergend. „Adieu! Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Madame!" sagte Raymond sich verbeugend, und er blickte ihr nach, wie sie stolz und langsam nach dem Wagen zurückschritt.

Als sie in diesem verschwunden war, wandte er sich um. Duisfelden sah, wie sein Gesicht vom Hohn fast verzerrt war.

„Also dieses Weib glaubt, sie würde mich heut gefügiger finden, weil ich elend, arm, verlassen bin!" rief er laut. „Schmach auf dieses ganze Geschlecht, das selbst in seinen heftigsten Leidenschaften noch auf das Unglück des Andern spekulirt, und billig kaufen will, was Jedem ein unbezahlbares Heiligthum sein sollte! Nein, Madame! Das Brod der Armuth wird bitter genug sein, aber ich werde es in Frieden essen! Nicht für Millionen möchte ich die Lippen küssen, die sich einem Ganthoret verkaufen konnten!"

Und er lachte so bitter und höhnisch, daß Duisfelden fast erschrak. Dann, mit einem kurzen, verächtlichen Ausruf, wandte Raymond sich nach einer anderen Seite und entfernte sich schnell.

Auch Duisfelden erhob sich bald und schlug gedankenvoll den Weg nach Meudon ein.

III.

Eine gefährliche Stunde.

Der junge Deutsche erreichte ungefähr um sechs Uhr, also um die Zeit des Pariser Diners, mit dem Bahnzuge, den er bei Bellevue bestiegen, die Stadt. Er fuhr nach seinem Hotel, kleidete sich schnell um und fuhr hinüber nach den Boulevards, um dort zu diniren und dann im Freien, vor einem Café sitzend, jenes bunte, sich drängende Leben vorüberziehen zu lassen, das die Pariser Boulevards in den ersten Wochen für den Fremden so anziehend macht.

Dann fiel es ihm ein, in ein Theater zu gehen, und er ließ sich einige Stunden von den gewandt und heiter dargestellten Thorheiten der Variétés belustigen. Er blieb bis zum Schluß, und Mitternacht war vorüber, als er wieder auf den Boulevard Montmartre hinaustrat.

Otto Duisfelden kannte die Hauptstraßen, die von den Boulevards nach der Seine und von dort nach der Gegend führten, in der er wohnte, bereits gut genug, um es zu unternehmen, zu Fuß nach seiner Wohnung zurückzukehren. Er hatte sie in den beiden Tagen seines Aufenthalts in Paris mehrmals zu Fuß und zu Wagen passirt, und da er viel Ortssinn besaß, so hoffte er sich nicht zu verirren. Im Nothfall konnte er ja noch immer zu einem Fiacre seine Zuflucht

nehmen. Die kühle Nachtluft that ihm nach der Hitze des Theaters sehr wohl, und langsam ging er durch die Rue Richelieu hinab nach den Tuilerien.

Noch war es ziemlich lebhaft auf den Straßen. Aber Duisfelden bemerkte doch, daß sie einsamer wurden, je mehr er sich von dem Brennpunkt des Pariser Lebens, den Boulevards, entfernte. Nur wenige Personen gingen noch über den Carousselplatz, den die Tuilerien umschließen. Ein eigenes Gefühl von Einsamkeit überkam den jungen Mann, der sich vor einer halben Stunde noch mitten in einem lärmenden, lachenden Parterre befunden. Er durchschritt das südliche Hauptportal der Tuilerien und trat auf den Pont du Caroussel.

Schon am Tage waren dem jungen Deutschen die Quais, welche sich längs der Seine hinziehen, interessanter und charakteristischer erschienen, als irgend ein anderer Theil der Stadt. Jetzt, im matten Schimmer der abnehmenden Mondsichel, im Scheine der Gaslaternen, die sich in endlosen Reihen zu beiden Seiten der Seine hinziehen, in der duftigen Luft einer sommerlichen Mainacht erschien ihm der Anblick noch fesselnder. Er stand lange, auf die Brüstung der Brücke gelehnt, und betrachtete den still und schweigsam dahingleitenden Strom, in welchem die Laternen der Brücken und Quais sich wiederspiegelten und auf welchem die großen Badeschiffe ruhten, wie eine schweigende Stadt. Sein Auge verfolgte die Formen der Bäume, die hin und wieder auf den schmalen Strecken zwischen dem Wasser des Flusses und den hohen Mauern der Quais sich in üppiger Fülle erheben, und die seltsamen Linien der alterthümlichen und berühmten Gebäude, die in dieser Gegend den ganzen Lauf der Seine begleiten. Er bemühte sich, im Duft der Ferne die beiden Thürme von Notre-Dame zu erkennen, und versank allmählich in ernste Betrachtungen über die schlummernde Riesenstadt, die jetzt so still und träumerisch vor ihm lag und doch

eine Fülle von Leidenschaft und Leben barg, wie wohl keine andere Stadt der Welt. Darüber hörte er die Thurmuhren Eins schlagen und erinnerte sich, daß es hohe Zeit sei, nach seinem Hotel zurückzukehren.

Er war fast erstaunt, sich ganz einsam auf der Brücke zu finden. Nirgends ein Fußgänger, ein Wagen; nur die Laternen schimmerten und am Himmel zogen einzelne Wolken am Monde vorüber. Duisfelden überschritt die Brücke und ging in der Richtung nach dem Institut den Quai hinauf. In weiter Ferne hörte er hallende Tritte oder das Rollen eines Wagens, aber in seiner Nähe sah er Niemand.

Und doch wäre es ihm lieb gewesen, Menschen zu begegnen. Die Ereignisse des vergangenen Tages, der Wein, den er bei dem Diner reichlicher genossen, als er sonst gewöhnt, die Hitze im Theater hatten seine sonst so gesunden Nerven in eine leichte Schwingung versetzt. Einsam über den Quai dahinschreitend, erinnerte er sich, daß er in Paris, dem Schauplatze so vieler dunkler Thaten, sei. Obwohl von Natur muthig, fühlte er sich doch in dieser Einsamkeit beängstigt. Er hatte an den beiden vorhergehenden Tagen, frühzeitig nach seinem Hotel zurückkehrend, Paris nur im vollen, lärmenden Leben des Tages und Abends gesehen. Schon der Gegensatz zwischen jenem Leben und dieser schweigenden Einsamkeit hatte etwas Beunruhigendes. Wenn ihm hier nun ein Unfall zustieße? Wenn er, fremd und ungekannt, hier verschwände, ohne daß eine Spur von ihm zurückblieb? Er erinnerte sich plötzlich, daß sein Vater ihm schon früher einmal gesagt, er möge, wenn er sich in Paris befinde, sich zur Nachtzeit stets eines Fiacre oder des Omnibus bedienen, namentlich in den weniger belebten Stadttheilen. Aber die Omnibus fuhren so spät nicht mehr, und einen Fiacre sah er nicht.

Indessen mußte Duisfelden bald über die Beängstigung, die ihn ergriffen, lächeln. Er hoffte für dieses Mal einem

Unfall zu entgehen, und an anderen Abenden wollte er vorsichtiger sein. Er befand sich jetzt dicht am Institut, dem Eingange der Rue de Seine gegenüber. Ging er die letztere Straße, eine der Hauptstraßen jenes Viertels, hinauf, so erreichte er das Palais du Luxembourg. In der Nähe desselben, dicht bei dem Odeon-Theater, befand sich seine Wohnung. Schnell, aber nicht hastig, schritt er die stille Straße entlang. Sie war eng, wie fast alle Straßen von Paris. Der Mondschein drang nicht bis auf das Pflaster. Wohl aber verbreiteten die Laternen ein genügendes Licht. Duisselden wunderte sich selbst darüber, wie eine Straße, die ihm am Tage so lebendig erschienen, als sie von Wagen und Menschen erfüllt gewesen, in der Nacht einenso unheimlichen Eindruck machen könne. Die tief in die Häuser hineingebauten Thüren, die Thorwege, deren Gitter den Blick in rabenschwarze Nacht frei ließen, schienen einen eigenthümlichen Schatten auf die Straße zu werfen. Dunkelheit lagerte in den vielen Ecken, die durch die unregelmäßige Bauart der Häuser gebildet wurden. Selten noch war Licht an irgend einem Fenster. Hin und wieder sah er Sergeants de ville, Polizei-Beamte. Aber sie hielten sich paarweise so scheu im Schatten der Häuser, daß ihr Anblick eher ein Gefühl der Beunruhigung, als der Sicherheit hervorrief. Zu Zeiten begegneten dem jungen Manne einzelne Männer, die mit schwerem Kopfe ihre Wohnung aufzusuchen schienen. Aber im Ganzen erschien ihm die lange Straße doch entsetzlich einsam. Zahlreiche Ratten, die über das Trottoir und das Pflaster huschten, genossen ungestört die Freiheit der Nacht und wichen kaum vor dem Wanderer aus. Hier und dort beleuchtete ein Lumpensammler mit seiner Laterne einen Kehrichthaufen, den er tief niedergebeugt mit seinem Stabe durchsuchte.

Allmählich wuchs jedoch das Gefühl der Sicherheit in dem jungen Manne. Er näherte sich der Rue de Tour-

non, in welche die Rue de Seine endet, und schnell entschloß er sich, nicht den Umweg bis zu dem Palais du Luxembourg zu machen, sondern durch eine der Querstraßen links unmittelbar nach der Rue Racine zu gehen. Er schämte sich seiner eigenen Aengstlichkeit.

Es war eine schmale, dunkle Straße, in die er eintrat, aber Duisfelden wußte, daß sie in der Nähe eines kleinen Platzes, Carrefour de l'Odeon genannt, oder auf diesen selbst münden müsse. Von dort hatte er nur noch wenige Minuten bis zu seiner Wohnung.

Kaum war er eingetreten, als ein Mann sich ihm näherte und ihn lallend fragte, wo der Platz von St. Sulpice sei. Duisfelden hielt ihn für einen Betrunkenen und antwortete, daß er glaube, der Platz befinde sich ganz in der Nähe. Er rieth dem Fremden, geradeaus zu gehen, dann müsse er bald die Thürme der Kirche von St. Sulpice sehen. Der Betrunkene lallte einige Dankesworte und taumelte weiter.

Im nächsten Moment aber hörte Duisfelden einen Pfiff. Dann sprangen einige Schatten an ihn heran. Kräftige Arme ergriffen seine beiden Hände; ein Tuch wurde ihm auf den Mund gedrückt. Widerstandlos fühlte er seine Taschen von fremden Händen durchsucht. Das Alles geschah im Augenblick.

Wieder ertönte ein Pfiff. Duisfelden versuchte sich loszureißen.

„Die Sergeants!" flüsterten einige Stimmen. „Was machen wir mit ihm? Hinein mit ihm in's Haus! Er ist fremd, Ihr habt es ja gehört! Ich habe seine Börse noch nicht gefunden!"

Ein Schlag, dann ein Stoß. Duisfelden flog durch eine geöffnete Thür. Dieselben kräftigen Arme schleppten ihn durch vollständige Dunkelheit weiter. Einige Thüren wurden geöffnet und wieder geschlossen. Endlich erglänzte Licht.

Der junge Mann wurde in ein erleuchtetes Zimmer gestoßen.

Er schwankte und fiel gegen die Wand, denn er war noch vollkommen betäubt. Aber in dem Moment, in welchem er die Besinnung wieder erhielt und sich aufrichtete, erwachte auch in ihm jenes Gefühl, das allen kräftigen Naturen in solcher Lage eigenthümlich zu sein pflegt: das Gefühl des Widerstandes gegen die rohe Gewalt. Ganz vergessend, wo er war, sprang er mit geballter Faust mitten in das Zimmer und rief in deutscher Sprache:

„Gebt mir mein Eigenthum wieder, Ihr Hunde! Ihr seid gemeine, hinterlistige Schurken!"

Ein Hohngelächter antwortete ihm.

„Was will er denn? Er ist wohl ein Deutscher? Ein Monsieur Sauerkraut! Nix verstahn!" tönte es von allen Seiten. „Will dieser Narr sich zur Wehre setzen? Gebt ihm die Peitsche!"

Der Klang der fremden Worte und der Anblick von sechs bis acht fremden Gestalten gaben dem jungen Manne plötzlich seine Besinnung zurück. Sein Auge flog wie irre über die Bande. Dann, begreifend, daß jede Hoffnung auf die Wiedererlangung des ihm Geraubten eine vergebene sei, sagte er mit einem Seufzer:

„Nun gut, so behaltet, was Ihr habt, und gebt mir die Freiheit wieder!"

„Das geschieht vielleicht, vielleicht auch nicht, je nachdem!" sagte einer von den Dieben. „Für's Erste wollen wir nachsehen, ob Ihre Taschen gründlich sondirt sind. Ziehen Sie Ihren Rock aus, wenn's Ihnen gefällig ist, mein Herr!"

Der höhnische Beisatz „wenn's Ihnen gefällig ist", den der Franzose stets im Munde führt, auch wenn es sich um das bitterste Müssen handelt, rief Duisfeldens Grimm von Neuem wach.

„Laßt mich gehen!“ rief er. „Oder, bei Gott — ich will Rache nehmen!“

Eine Schlinge, die ihm von hinten übergeworfen und so stark zugezogen wurde, daß er beinahe zu Boden gestürzt wäre, machte jedem Widerstande seinerseits ein Ende. Die Schlinge zog ihm die Arme so fest an den Körper, daß er sie nicht bewegen konnte. Er mußte es ruhig geschehen lassen, daß man ihm Alles fortnahm, was man ihm nicht schon vorher geraubt — eine Brieftasche mit einigen Banknoten, eine Börse, einen schönen Ring, den er von seiner Mutter als Erbstück empfangen. Uhr und Kette hatte man ihm schon vorher genommen. Man ließ ihm nur die leere Brieftasche.

Die Diebe legten Alles auf einen kleinen Seitentisch, und einer von ihnen trat heran, die Gegenstände zu tariren. Otto Duisfelden, der sich mehr und mehr sammelte, hatte jetzt Muße, die saubere Schaar zu mustern. Alle waren anständig gekleidet, trugen Haar und Bart in den üblichen modischen Formen und waren zum Theil noch jung. Einige waren sogar elegant gekleidet. Jedenfalls war er in die Hände von sogenannten feinen Gaunern gefallen. Aber ob er darum besser daran sei, blieb noch sehr zweifelhaft.

„Hier sind ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs Banknoten, jede zu hundert Francs,“ sagte der Taxator. „Macht sechshundert Francs. In der Börse ein, zwei, drei Napoleons, macht sechszig Francs, zwei halbe Napoleons und ein Fünffrankenthaler, drei einzelne Francs und einige Sous für den Garçon, macht achtundzwanzig Francs. Zusammen sechshundertachtundachtzig Francs in baarer Münze. Hier die Uhr — ist gute Arbeit, aber mittelmäßiges Gold, wie gewöhnlich in Deutschland, vielleicht hundertzwanzig Francs werth; die Kette französische Arbeit, gutes Gold, ungefähr hundert Francs. Hemden- und Manschettenknöpfe, leidliche Arbeit, zusammen vielleicht sechszig Francs werth. Hier der

Ring — hm! feine Arbeit, scheint ächt, vornehmes Wappen, mag viel werth sein, läßt sich aber des Wappens wegen schwer versilbern; Gold und Stein tarire ich auf mindestens zweihundert Francs — Summa der Werthsachen: vierhundertachtzig Francs, Totalsumme — elfhundertachtundsechszig Francs. Kein besonderer Fang! Ein so anständiger junger Mann, wie Sie, der erst seit so kurzer Zeit in Paris ist, sollte mehr Geld bei sich haben."

„Ich werde mehr zu mir stecken, wenn ich wieder durch diese Straße gehe!" sagte Duisfelden mit kochendem Ingrimm.

„Das ist edel gedacht!" sagte der Spitzbube. „Fridolin, gieb dem Herren einen Feinen als Anerkennung seiner Gesinnung."

Fridolin, ein junger Mann mit Uhr, goldener Kette, lackirten Stiefeln, fein gekleidet wie ein Stutzer, füllte aus einer Flasche ein Liqueur-Glas und wollte es Duisfelden an den Mund setzen.

„Ich danke," antwortete dieser in bitterem Humor, „ich trinke nicht so theure Liqueure!"

Die Spitzbuben lachten.

„Für einen Monsieur Sauerkraut besitzt er ziemlich viel Lebensart!" sagte Einer. „Aber halt, es klopft!"

Man öffnete die Thür, an welche auf eigenthümliche Weise geklopft worden, und es trat ein Mann ein, in welchem Duisfelden augenblicklich trotz des veränderten Anzugs jenen Eduard Pichot erkannte.

„Ah, die Dogge!" riefen die Diebe. „Guten Abend, Dogge! Wo kommst Du her? Wieder in Paris? Zum Teufel, er sieht jünger und hübscher aus, als je!"

Pichot's Auge überblickte schnell die Versammlung, weilte eine Sekunde auf Duisfelden und dem Tisch mit den geraubten Sachen, und ruhte dann auf der Flasche. Freundlich, aber etwas herablassend grüßend, trat er näher, füllte

und leerte das Glas einige Male ohne ein Wort zu sagen, und setzte sich dann sichtlich ermüdet auf ein kleines altes Canapé.

„Ja, ich bin wieder da," sagte er. „Was ist vorgefallen?"

„Nichts von Bedeutung, wie Du siehst, Dogge," antwortete Einer. „Wie ich über die Caroussel-Brücke ging, sah ich diesen jungen Mann in Mondschein-Betrachtungen versunken und erinnerte mich, daß es ein Fremder sein müsse, der vor zwei Tagen im Hotel Lafontaine abgestiegen. Ich hatte ihn dort gesehen, wie er aus dem Fenster sah, und — nun, ich habe ein gutes Auge, ich erkannte ihn wieder, ging schnell voraus und meldete ihn an. Zufällig kam er durch unsere Straße. Es war nur unsere Absicht, ihm die Taschen ein wenig leichter zu machen, und ihn dann laufen zu lassen. Aber da die Sergeants hinzu kamen und wir fürchteten, er möchte Lärm schlagen, so zogen wir ihn mit hinein. Auch hatten wir noch nichts weiter bei ihm gefunden, als die Uhr. Es ist ein Fremder — es kräht kein Hahn nach ihm!"

Inzwischen hatte Duisfelden schnell bei sich selbst überlegt, ob er seine Kenntniß von dem Namen Pichot's vielleicht dazu benutzen solle, sich durch irgend eine Erdichtung zu retten. Aber er sah ein, daß es ihm vielleicht im Gegentheil gefährlich werden könne, seine Kenntniß von der Person Pichot's zu verrathen, und er beschloß, ruhig den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten.

„Ein Fremder?" sagte Pichot. „Was für ein Landsmann?"

„Ein Monsieur Sauerkraut," sagte Fridolin.

„Ah — Wie geht es? — Guten Tag — guten Abend — gut Bier — gut Wein!" rief Pichot lachend in verstümmeltem Deutsch. „Ja und Nein — Sauerkraut und Wurst — deutscher Lümmel!"

„He, Dogge, wo hast Du denn Deutsch gelernt?" rief einer von den Spitzbuben lachend.

„O, ich war einmal drüben, auf acht Tage, in Mannheim und Heidelberg, oder wie sie es nennen," antwortete Pichot. „Ich suchte da ein verteufeltes kleines Frauenzimmer, mit der ich etwas abzumachen hatte, so etwas wie Halsabschneiden, weil sie um etwas wußte, was nur ich zu wissen brauche. Aber ich fand sie nicht, kam auch nicht weit in dem Lande. In den Städten ging es, da sprechen sie noch zum Theil unsere Sprache. Aber auf den Bergen, in den Dörfern ist das Volk so erbärmlich dumm — nicht eine Silbe Französisch verstehen sie! Ich mußte zurück. Aber gutes Bier haben sie da, und einen sauren Wein, den der Teufel nicht trinken mag. Ich dachte mir, jenes Weib müßte längst davon vergiftet sein, und kümmerte mich nicht mehr um sie."

Duisfelden errieth sogleich, daß er die Wiesen-Toni meine, und begriff, wie gerechtfertigt die Furcht jenes seltsamen Weibes vor diesem Manne sei. Auch errieth er, weshalb man Pichot die Dogge nannte. Er verzog, wenn er lachte und sprach, die Oberlippe auf eine jenen Thieren ähnliche Weise, und sein Gesicht, obwohl sonst nicht häßlich, kräftig und energisch, hatte etwas Wildes und beinahe Hündisches.

„Von welcher Seite bist Du hereingekommen?" fragte Fridolin.

Pichot deutete über die Schulter.

„Also nicht von vorn?" fuhr Jener fort. „So hast Du nicht gesehen, ob dort Spürhunde sind?"

Pichot schüttelte den Kopf.

„Sie sind mir heut nah genug auf den Fersen gewesen," antwortete er. „Ich war doch, wie Ihr wißt, in der letzten Zeit in der Provinz. Es ist freilich nicht Paris, aber wenn man zu leben versteht, weiß man dort auch die

Tage angenehm hinzubringen, und an manchen Orten trinkt man einen Wein, der nicht zu verachten ist. Nun kam ich vor ungefähr acht Tagen nach Paris. Aber weiß der Teufel — sie waren mir bald auf der Spur und ich entschlüpfte ihnen nur mit Mühe, um mich in Chaville bei einem guten Freunde zu verbergen. Heute Mittag führte der Geier sie dorthin, um wegen einer andern Geschichte Haussuchung zu halten. Ich schlief gerade und rettete mich nur mit genauer Noth durch ein Fenster. Aber die Hallunken hatten mich bemerkt und setzten mir nach. Erst im Gehölz von Meudon verloren sie meine Fährte, und auf Umwegen erreichte ich Paris. Die Spürhunde sind jetzt, wie es scheint, sehr eifrig in ihrem Handwerk. Wenn das der ganze Vortheil ist, den uns der gute Herr bringt, der sich jetzt zum Kaiser gemacht hat, ei, so wollen wir ihm bei Zeiten ein Bein stellen! — Nun, was zum Teufel wollt Ihr mit diesem fremden Burschen machen? Laßt ihn laufen oder werft ihn in den Kanal!"

Die Spitzbuben sahen sich unschlüssig unter einander an.

„Ich denke, wir lassen ihn laufen," sagte der Eine. „Er ist ein Fremder und wird einsehen, daß er am besten thut, sich um uns nicht weiter zu kümmern. Sein Vater kann ihm mehr Geld schicken."

„Aber wenn der Affe nun Lärm macht?" sagte ein junger, sehr fein gekleideter Gauner, mit sehr elegant frisirtem Haar und wohlgepflegtem Bart.

„Nun, Jeune Amour, so drück' ihm die Kehle zu!" sagte Pichot.

„Das ist nicht mein Handwerk," versetzte der junge Liebesgott.

„Richtig! Du bist zufrieden damit, die Damen süß im Boudoir zu unterhalten, während wir die Schränke ausräumen," sagte Pichot. „Ein angenehmes Handwerk!

Früher habe ich es auch zuweilen getrieben. Aber es ist etwas Edles in mir: ich kann meine Liebe nicht mehr verkaufen."

„Vielleicht, weil sie Keiner will," sagte Jeune Amour geringschätzig. „Also — entweder führen wir diesen Monsieur Sauerkraut mit verbundenen Augen auf die Straße, oder wir werfen ihn in den Kanal. In einer Viertelstunde graut der Tag, und wir müssen uns von hier fortmachen."

„Abstimmen, meine Herren!" rief Fridolin.

„Wozu? Laßt das Loos entscheiden! Kopf oder Schrift!" rief Pichot. „Wir wollen es mit diesem Fünffrancsthaler versuchen, der ihm gehört zu haben scheint. Kopf bedeutet Kanal."

Er warf den Thaler in die Höhe. Klirrend fiel er nieder.

„Kopf!" sagte Pichot. „Also in den Kanal mit ihm."

Duisfelden hatte diesem grausigen Spiele mit jener ungläubigen, zweifelnden Ungewißheit zugesehen, die das unmöglich Gedachte nicht fassen kann, weil es ihr zu plötzlich kommt. War es denn Wahrheit, war es ein böser Traum? Man verhandelte hier über seinen Tod? Fast noch nie war dem jungen kräftigen Manne der Gedanke an den Tod gekommen. Und hier sollte er sterben — in einem Kanal — von der Welt verschwinden, ohne daß selbst eine Spur zurückblieb, die seinem Vater hätte melden können, welch' Ende er genommen? Unmöglich! Ein Grauen durchlief ihn, wie er es nie gekannt, und alle seine Pulse schienen sich zu erweitern, seine Muskeln hoben sich, das Blut rollte ihm rascher durch die Adern. Sterben, gemordet werden, ohne Widerstand, ohne einen Versuch zur Rettung? Nimmermehr! Und wenn er sich mit den Zähnen hätte vertheidigen müssen — er war entschlossen, das Aeußerste zu wagen.

Pichot mochte das Aufleuchten in dem Auge des jungen Mannes bemerkt haben. Er lächelte spöttisch.

„Aha!" sagte er. „Er merkt etwas! Ich hatte früher einmal, als ich noch jung war, einen Hund. Das Thier war krank. Ich nahm die Flinte, rief es und ging mit ihm in den Garten. Wie ich nun die Flinte von der Schulter nahm und es merkte, daß kein ander Wild in der Nähe war, begriff es sogleich, was kommen sollte, und sah mich kläglich an und winselte. Nun, winsele doch, Bürschchen!"

„Nein, ich winsele nicht!" rief Otto Duisfelden mit entsetzlicher Wuth. „Ihr seid Schurken, seid Diebe! Gut! Thut Euer Handwerk und erwartet die Galeeren, wenn es Euch gut dünkt! Aber weshalb wollt Ihr morden, eine solche Gräuelthat auf Euer Gewissen laden, wenn Ihr nicht dazu gezwungen seid? Laßt mich gehen. Ich werde mich nicht weiter um Euch kümmern. Ich kann das Geld entbehren. Ich gelobe Euch, keine Nachforschung anzustellen. Aber wenn ich hier sterben muß, so wisset, daß es einen Vater giebt, der nicht ruhen wird, bis er die Spur seines einzigen Sohnes aufgefunden, und Ihr selbst solltet wissen, daß die Rache Gottes mit einem Vater ist, der sein Kind durch Frevelthat verloren, und daß das Auge eines Vaters schärfer ist, als das irgend eines andern Wesens in der Welt."

Einige von den Spitzbuben waren geneigt zu lachen. Pichot blieb dieses Mal ernst.

„Es ist nicht ganz unrichtig, was Sie sagen, junger Mann!" begann er ruhig. „Auch sprechen Sie unsere Sprache so niedlich — auf Ehre, so ausdrucksvoll! — daß ich Lust hätte, mit Ihnen ein wenig zu disputiren. Sie meinen, es sei überflüssig, Sie zu tödten. Das ist möglich! Aber weshalb sollten wir es nicht thun, schon aus Vorsicht? Ist Ihr Leben deshalb ein anderes, weil Sie das einzige Kind Ihres Vaters sind? Für Ihren Vater hat es mehr Werth, für uns gilt es nicht mehr, als das eines alten Mannes, der im Hospital stirbt. Es ist wahr, Ihr Vater wird uns sehr eifrig nachforschen; aber da Niemand da ist,

der ihn auf die Spur leiten könnte, so wird auch die eifrigste Nachforschung vergeblich sein. Und was die Rache Gottes anbetrifft, junger Mann, so werden Sie mir erlauben, Ihnen zu erwiedern, daß so viele Dinge geschehen, schlimmer als ein einfacher Mord, die nicht von der Rache Gottes ereilt werden, daß es wohl gestattet ist, an dieser Rache selbst zu zweifeln. Ich bin ein wenig Freigeist, mein lieber Freund. Sie sind ein Stück Menschenfleisch, wie ich. Wir wissen nicht, wie wir in diese Welt gekommen, und es fragt Niemand darnach, wie wir sie wieder verlassen. Bin ich Einem hinderlich, und er will mich fortschaffen — gut, er mag es thun, wenn er die Macht dazu hat und die Gelegenheit findet. Ich würde mit ihm ebenso verfahren. Die Gesetze kennen wir nicht; sie sind nur da für diejenigen, die etwas haben. Ich kenne große Spitzbuben, selbst Mörder, die sehr treue und eifrige Anhänger der Gesetze geworden sind, seit sie ein kleines Vermögen gesammelt haben, sich sogenannte ehrliche Leute nennen und ihr Geld zu verlieren fürchten. Sie führen jetzt den Namen Gottes sehr oft im Munde; früher lachten sie, wenn Einer so sprach, wie Sie! Es kommt also Alles auf die Verhältnisse an. Sie haben ein Leben zu verlieren, nicht wir. Ihre Sprache ist begründet, unsere Vorsicht nicht minder. Wir sind die Stärkeren. Sie können also Ihr Schicksal voraussehen."

„Das ist eine Mörder-Philosophie!" rief Otto Duisfelden in der heftigsten Erregung. „Jedes Leben, das Gott entstehen läßt, hat seinen Zweck. Wer es vernichtet vor der Zeit, verfällt dem Arme Gottes. Es giebt eine Strafe, in dieser oder in jener Welt. Wäre sie nicht, so hätte dieses ganze Leben keinen Sinn. Wäret Ihr nicht durch Eure Schuld auf Euren jetzigen Weg geleitet, wäret Ihr ehrliche Menschen geblieben, Ihr würdet sprechen, wie ich. Aber es ist eine Thorheit, mit Mördern zu verhandeln. Wagt es, mir zu nahen! Diejenigen, die mich angreifen, will ich zer-

fleischen! Selbst ein Thier vertheidigt sich, und der Mensch sollte es nicht thun?"

Und in der Verzweiflung sprengte er die Schlinge, die man ihm um die Arme geworfen, und die geballten Fäuste ausstreckend, schien er mehr bereit, sich auf seine Feinde zu stürzen, als ihren Angriff zu erwarten.

Die Diebe wollten sich auf ihn werfen. Pichot hielt sie zurück.

„Laßt doch, Kinder!" sagte er. „Acht gegen Einen! Ich denke, wir sind sicher! Der junge Mann spricht gut. Es ist ein Vergnügen, ihn zu hören. Auch ist es mir lieb, daß er nicht winselt. Ich kann das Winseln durchaus nicht leiden. Also — ja, was den Werth des menschlichen Lebens anbetrifft, so bin ich nicht ganz einer Meinung mit Ihnen. Ich habe zu meiner Zeit, als ich die Rechte studirte, auch derartige philosophische Vorträge gehört; sie haben mich aber nie überzeugt. Wir Menschen sind auf der Erde, was die Maden im Käse, die nordischen Gänse auf einem Felsen, mit etwas mehr Vernunft und Ansprüchen begabt, aber im Grunde genommen doch dasselbe Geschlecht. Und nun ist es doch wahrlich lächerlich, eine so ängstliche Rücksicht zu nehmen auf ein einzelnes zweibeiniges Wesen, das sich für den Inbegriff der Schöpfung hält, und doch aus nichts Anderem geschaffen ist, als der Wurm, den es in demselben Augenblick zertritt, oder das Rebhuhn, das es sich zum Braten für das Diner schießt. Wer weiß, ob das Rebhuhn sich nicht auch für das vollkommenste Wesen der Schöpfung hält und die Rache Gottes über das Haupt des Schuldigen heraufbeschwört. Lieber Freund, ich glaube, es hat einmal Jemand gemeint: die Dinge sind eigentlich an sich nichts, sie werden erst etwas, wenn wir etwas aus ihnen machen. Mache ich also aus Ihrem Leben nichts, lege ich keinen Werth darauf, nun, so ist es eigentlich für mich nicht

vorhanden und ich kümmere mich nicht einen Pfifferling darum. Das waren die großen Männer, die sich aus Menschenleben nicht viel machten und sie opferten, wie Andere Fliegen vergiften. Vor denen nehme ich salutirend meine Mütze ab, zum Beispiel vor Robespierre und Napoleon."

„Bravo, Dogge!" riefen die Spitzbuben. „Er philosophirt wie Cartesius."

„Er philosophirt, wie alle Mörder und Gauner, die mit Ueberlegung schlecht handeln!" sagte Duisfelden laut und verächtlich. „Seine Moral wird sich vielleicht ein wenig ändern, wenn irgend ein Schicksalsschlag ihm das Gewissen weckt. Nun, Mann, es wäre leicht, Ihnen das Falsche Ihrer Ansichten zu beweisen — Robespierre und Napoleon handelten wenigstens zum Theil für eine Idee, oder glaubten es. Sie morden um einiger Banknoten willen. Doch darüber streite ich nicht. Mein Leben gehört Gott und mir, und wer es mir nehmen will, mag das seine wahren!"

Und sich umblickend, gewahrte er auf dem Tische ein Brecheisen. Er nahm es und trat zurück, sich mit dem Rücken an die Wand lehnend. Die Spitzbuben blickten fragend auf Pichot. Dieser winkte sie mit der Hand zurück.

„Laßt nur!" sagte er. „Er hat Muth, und wer Muth hat, hält Wort. Er wird uns das Versprechen geben, nicht weiter nachzuforschen. Tausend Francs zu verlieren, bedeutet für ihn nicht viel. Er weiß, daß er sein Leben riskirt, wenn er im Geringsten Miene macht, uns nachzuspüren. Verstanden, junger Mann?"

„Vollkommen!" antwortete Duisfelden, ein wenig beruhigter. „Ich gebe mein Wort, daß ich, sobald ich sicher meine Wohnung erreicht, keinen Schritt weiter in dieser Angelegenheit thun will."

Pichot wollte antworten. Aber ein Klopfen, ähnlich demjenigen, das seinem Eintritt vorausgegangen, ertönte.

Man öffnete eine Thür, und ein gut gekleideter Mann mit starkem Bart trat ein und begrüßte sich erfreut mit Pichot, der ihn den „grauen Bären" nannte. Man berichtete ihm, was geschehen, und er erklärte sich nach kurzem Besinnen damit einverstanden, daß man den Fremden freilasse. Uebrigens theilte er mit, daß die Straße frei sei. Er habe nur einen einzelnen Sergeanten durch dieselbe gehen sehen.

„Und nun denkt," rief er, „was mir heut passirt ist. Sonst droht man uns für Diebstahl mit Zuchthaus und Galeeren. Heut ist mir ein Anerbieten gemacht worden, dreitausend Francs zu verdienen, wenn ich einen Diebstahl ausführen wolle."

„Nun, das kann unter Umständen ganz einfach sein," sagte Pichot. „Ich bin oft noch besser bezahlt worden, wenn es galt, ein Dokument oder irgend etwas derartiges zu stehlen."

„Nein, darum handelt es sich nicht," antwortete der graue Bär. „Ich soll mich in eine Wohnung schleichen, nachdem man mir vorher Nachricht gegeben, daß der Eigenthümer nicht dort sein werde, soll Alles, was ich an Geld und Kostbarkeiten finde, fortnehmen, was ich nicht tragen kann, vernichten; genug, zerstören und verwüsten, so viel ich nur kann. Alles, was ich nehmen kann, soll mein sein. Tausend Francs erhalte ich vorher, zweitausend wenn das Werk zur Zufriedenheit ausgeführt ist. Und ich soll es so bald als möglich thun."

„Das ist ein seltsamer Fall!" riefen Einige.

„Vielleicht will irgend Jemand sich rächen," sagte Fridolin.

„Was ist es denn für eine Person, die Du von den irdischen Glücksgütern befreien sollst?" fragte Pichot.

„Ich werde es Dir später allein sagen," antwortete der graue Bär. „Die Sache ist geheimnißvoll. Wenn ich nicht

irre, hat eine Dame damit zu thun. Entweder es handelt sich um Rache, oder, was auch nicht unmöglich ist, man will den jungen Mann ruiniren, um ihn dann für gewisse Zwecke zu benutzen."

„Hm! Nicht übel! Aber auch schon da gewesen!" sagte Pichot. „Nun, da sehen Sie es ja, junger Mann," fuhr er zu Duisfelden gewandt fort, „die sogenannten anständigen Leute sind oft noch grausamer und raffinirter, als wir. Auf eine solche Niederträchtigkeit würden wir kaum verfallen. Ist etwas dabei zu gewinnen, grauer Bär?"

„Ich glaube außer dem Honorar nicht viel," antwortete dieser. „Er soll ein junger Mann aus guter Familie, aber nicht reich sein. Indessen einiges Geld und einige Pretiosen werden sich wohl vorfinden."

„Wie steht es denn mit der Affaire in der Rue St. Dominique?" fragte Jeune Amour.

„Was ist das für eine Affaire?" fragte Pichot.

„Nun — ein alter Edelmann, Graf, glaube ich, der allein mit einer Tochter wohnt," antwortete Fridolin, mit einem Seitenblick auf Duisfelden, dessen Gegenwart ihn hinderte, mehr zu sagen. „Sie haben nicht viel Dienerschaft, sollen enorm reich sein und viel baar Geld zu liegen haben. Einer von uns hat dort gekundschaftet. Die Sache soll leicht sein. Und wenn es dem Alten an's Leben ginge — nun, was läge daran!"

Pichot winkte Fridolin, der zu ihm hinantrat. Sie sprachen leise zusammen. Duisfelden, der, ohne zu lauschen, einzelne von den Worten verstand, glaubte deutlich den Namen Carey zu verstehen. Und plötzlich änderte sich der aufmerksame Gesichtsausdruck Pichot's. Er schüttelte unwillig Hand und Kopf.

„Dann ist es nichts!" rief er. „Wenn der die junge Gräfin heirathen will, so dürft Ihr dem Alten weder an sein Geld noch an sein Leben!"

„Aber Pichot, weshalb nicht? Was geht Dich, was geht uns der Herzog an?" riefen die Anderen, die schnell und leise durch Fridolin von dem Gegenstand des Gesprächs unterrichtet wurden.

„Was habt Ihr zu fragen?" rief Pichot mit dem Ausdruck der Energie. „Wenn ich sage, daß ich Rücksichten gegen den Herzog zu nehmen habe, so muß Euch das genügen! Es ist so gut, als wolltet Ihr mir selbst an das Leben oder an die Börse! Genug — daraus wird nichts! In der Rue St. Dominique habt Ihr nichts zu schaffen, und erfahre ich, daß Ihr trotzdem dort ein „Geschäft" machen wollt — nun, so werde ich mit dem, der es thut, später ein Wörtchen sprechen, und zwar ein ernstes."

Die Diebe murrten. Doch war das Ansehen Pichot's so groß, daß Keiner seinen Mißmuth laut äußerte.

„Es ist Keiner unter Euch," fuhr dieser fort, „dem ich nicht schon irgendwie geholfen, und dem ich nicht auch ferner gern helfen würde, wenn er in Gefahr ist. Ich denke, meine Stimme gilt etwas unter Euch. Auch habe ich nie etwas gethan, was unserer Genossenschaft nachtheilig gewesen wäre, habe nie ein gutes Unternehmen gehindert. Wenn ich also verlange, daß nichts gethan werde, was dem Herzog Schaden bringen könne, so muß ich meine guten Gründe dazu haben. Und damit Basta! Aus der Geschichte in der Rue St. Dominique wird nichts! Ich werde Euch nächstens etwas Anderes und Besseres zeigen."

„Nun gut, laßt ihn, er hat Recht, wir müssen seine Ansicht in Ehren halten!" rief der graue Bär. „Die Dogge war stets ein guter Kamerad. Trinken wir einen Feinen und versöhnen wir uns."

Während sie einen „Feinen" tranken, hing Otto Duisfelden dem Gedankengange nach, der sich in ihm entsponnen. Er hatte auf dem Boulevard, im Café, in dem riesigen Adreß-Kalender von Paris nach den Wohnungen einiger

derjenigen Personen gesucht, die er am Nachmittag kennen gelernt, oder die ihn interessirten, auch nach der Wohnung des Grafen de Bonargies. Sie lag in der Rue St. Dominique. Kaum konnte er daran zweifeln, daß dort ein Diebstahl hatte begangen werden sollen. Galt nicht der Herzog von Carey, dessen Namen er deutlich verstanden, für den zukünftigen Gemahl der jungen Comtesse? Woher nun diese seltsame und auffällige Theilnahme Pichots für den Grafen? Was hatte ein Mensch, der sich vom Diebstahl, vielleicht vom Raubmord nährte, mit einem der ersten Adelichen Frankreichs gemein? In welchem Zusammenhang standen Beide? Hatte Pichot einst die Familie Carey gekannt? War er dort mit der Wiesen-Toni zusammengetroffen? Bewahrte er vielleicht einen Rest von Anhänglichkeit oder Dankbarkeit an das Haus Carey, von dem er möglicher Weise Wohlthaten erhalten? Oder besaß er persönliche Vorliebe für den jungen Herzog? Das wäre sonderbar gewesen. Indessen auf all' diese Fragen mußte sich Otto Duisfelden die Antwort schuldig bleiben. Sein Aufenthalt in Paris bot ihm ohnehin schon genug Räthsel. Und wie wunderbar stand Alles im Zusammenhang, was er hier erlebte! —

„Verbindet dem Monsieur Sauerkraut die Augen!" rief Pichot jetzt. „Führt ihn durch die Hinterthür hinaus. Und haltet die Augen offen, daß man Euch nicht sieht! Noch einmal, junger Freund, bedenken Sie, daß Sie es mit Leuten zu thun haben, die keinen Scherz verstehen, und für die das Leben eines Deutschen sehr wenig Werth hat! Machen Sie keinen Versuch, uns nachzuspüren! Seien Sie froh, so leichten Kaufs davon zu kommen!"

„Ich würde Ihnen dankbar sein," sagte Duisfelden, „wenn ich den Ring zurückerhalten könnte, den man auf zweihundert Francs geschätzt hat. Er ist ein Andenken an meine Mutter. Man weiß meine Wohnung. Es wird sich eine Gelegenheit finden lassen, zweihundert Francs von mir

in Empfang zu nehmen und mir den Ring wiederzugeben. Ich hege keine Hintergedanken dabei, und werde Niemand Anzeige davon machen."

„Das glauben wir! Gebrannte Kinder scheuen das Feuer!" rief Pichot. „Mit dem Ring — das läßt sich hören! Wo ist er denn?"

Und er nahm den Ring, den Fridolin ihm reichte. Schon nach dem ersten Blick auf denselben glaubte Duisfelden eine Veränderung in dem Gesichte Pichot's zu sehen. Es schien finsterer zu werden. Der Dieb betrachtete den Ring wohl eine Minute lang mit großer Aufmerksamkeit. Hatte Duisfelden eine Thorheit begangen? Die gefaltete Stirn Pichot's deutete auf nichts Gutes. Und doch — wenn er auch das Wappen erkannte — was lag darin Schlimmes? Der Dieb hatte ja soeben noch Theilnahme für ein anderes Mitglied der Familie Carey gezeigt! Erstreckte sich dieses Gefühl nur auf den Herzog, nicht auf den Vater desselben?

„Also das ist ein Andenken an Ihre Mutter?" fragte Pichot dann, und sein Auge hatte einen eigenthümlich wilden, man könnte sagen rothen Glanz angenommen.

„Ja, ich sagte es bereits," antwortete Otto Duisfelden.

„So war sie eine Französin?" fragte Pichot. „Das Wappen gehört, wenn ich nicht irre, den Carey's!"

„Ganz richtig, meine Mutter war Henriette, Duchesse de Carey!" sagte Otto.

„So sind Sie der Sohn dieses Hundes — wie heißt er doch?" rief Pichot aufspringend.

Duisfelden verstummte vor dem wuthentflammten Blick des Diebes, vor der wilden Verzerrung seiner Züge. Jetzt zum ersten Male ergriff ihn etwas wie Furcht. Was machte diesen Menschen so rasend? Was konnte Duisfeldens Vater, dessen Charakter stets mild gewesen, gethan haben, um die Erinnerung eines solchen Menschen jetzt noch, nach einem

Zeitraum von so vielen Jahren, in wahnsinniger Wuth zu entflammen?

„Wie hieß er — wie hieß er — der Schurke?" rief Pichot, die Fäuste ballend und mit dem Fuß auf den Boden stampfend.

„Wenn Sie von einem Schurken sprechen, so müssen Sie sich irren!" sagte Otto sich bezwingend und ruhig. „Dann war es mein Vater nicht. Mein Vater heißt Duisfelden!"

„Duisfelden — das — das ist der verfluchte Name!" rief Pichot und schien sich auf Otto stürzen zu wollen. „Und Du — Du bist sein Sohn? Ah — Ah! Das ist eine Fügung des Schicksals, daß ich das erfahren habe!"

Und tief Athem schöpfend, kehrte er mit großer Selbstbeherrschung von der äußersten Wuth plötzlich zu fast vollständiger, wenn auch erzwungener Ruhe zurück.

„Kameraden," sagte er mit einem wilden, triumphirenden Lächeln zu den Gaunern, die sich erstaunt und neugierig näher drängten, „Kameraden, das ist ein guter Fang! Ohne diesen Ring hätte ich vielleicht nie erfahren, wer er ist, und hätte nie gewußt, daß ich ein so kostbares Bürschchen so in der Nähe habe!"

„Aber wer ist er denn?" riefen die Diebe. „Und was willst Du mit ihm thun? Die Zeit drängt, der Morgen graut. Wir müssen uns entschließen, zu bleiben, oder zu gehen!"

„O, ich habe nicht viel mit ihm abzumachen, obgleich es mich freuen würde, ihn eine Zeit lang zappeln zu sehen!" rief Pichot grimmig lachend. „Wer er ist? Er ist der Sohn eines hochmüthigen, pedantischen Deutschen, der Schuld ist an so Manchem, ich möchte sagen an Allem! Der Sohn des Mannes, der mich auf die Bahn gedrängt hat, die ich wandele. Versteht mich nicht falsch, Kameraden! Ich will damit nicht sagen, daß es mir leid thäte, zu sein, was ich

jetzt bin. Aber — nun, Ihr Alle wißt, daß der erste Schritt auf unserer Bahn ein schwerer ist, und daß Stunden kommen, in welchen wir den Augenblick verfluchen, der unser Lebens-Schicksal änderte. Ich war damals ein junger Student. Mein Vater verwaltete das Gut eines vornehmen Herrn; der Name thut nichts zur Sache. Der Vater dieses Knaben hier, Duisfelden hieß er, war ein Freund des vornehmen Herrn — wißt Ihr, so einer von der ruhigen, stolzen, anständigen Art, die uns bis in die Seele verhaßt ist, ein sogenannter ernsthafter Mann, ein Ehrenmann — genug, ein pedantischer Deutscher vom Wirbel bis zur Zehe. Ich war damals locker, vergnügungslustig, ein Student, wie nur je Einer das Quartier latin unsicher machte, im Uebrigen nicht schlechter, als alle Welt. In den Ferien war ich zu Hause; eine Pachterstochter aus der Nähe fiel mir auf, sie war dumm, wie eine Gans, aber schön, wie ein Engel. Nach acht Tagen war ich einverstanden mit ihr. Denkt Euch einen lockern Studenten, und eine Pachterstochter! — Der Sieg war leicht, zu leicht, um mich länger als eine Woche zu amüsiren. Ich kehrte nach Paris zurück, und die Grisetten mit ihren Schelmereien ließen mich die rothwangige Schöne vom Lande, die nichts that als seufzte und mir die Lilienhände um den Nacken schlang, bald vergessen. Plötzlich, im Winter, tritt dieser steife Duisfelden bei mir ein. Im Schulmeisterton, mit der Miene eines kalvinistischen Predigers, erzählt er mir, jene Schöne sei fast wahnsinnig; er habe sie getroffen, als sie sich in einem Teich ertränken wollte, er habe sie zu ihrem Vater zurückgeführt, die Familie sei in Verzweiflung. Mir bliebe nichts übrig, als einen Theil meiner Schandthat dadurch wieder gut zu machen, daß ich das Mädchen heirathe. Nun — ich hatte damals eine kleine Liaison mit einer allerliebsten Figurantin vom Odeon-Theater, und es fiel mir nicht ein, sie um einer Gans willen aufzugeben. Ich erklärte diesem Monsieur

Duisfelden, daß seine hochmüthige Art mir stets mißfallen, daß er sich um meine Liebesangelegenheiten nicht zu kümmern habe, daß die kleine Pachterstochter alt genug gewesen, um zu wissen, daß wir nicht Pfänder spielten, und daß er vernünftiger gethan hätte, sie zu trösten und die Sache auf irgend eine Weise mit mir gemeinsam zu arrangiren, als Lärm in der Familie zu schlagen. Nun wurde er wild, sprach von Gemeinheit, Ehrlosigkeit, schändlicher Verführung — genug, ich brauchte mein Hausrecht und nöthigte ihn, mein Zimmer zu verlassen. Die Sache nahm ein schiefes Ende. Man brachte das Mädchen fort; mein Vater bestand auf einer Heirath; ich wollte die Sache in die Länge ziehen und ihn veranlassen, wenigstens vorher meine Schulden zu bezahlen. Später hätte ich vielleicht doch noch einen Ausweg gefunden. Aber zum Unglück starb der Alte, nachdem er mich enterbt; auch der vornehme Edelmann wollte sich nicht mehr um mich kümmern. An ein lockeres Leben war ich gewöhnt, und — nun, ich fand allmählich Kameraden und wurde, was ich jetzt bin. Indessen das Alles hätte ich noch hingehen lassen können. Aber daß dieser Duisfelden einmal, als er mir auf der Straße begegnete, an mich herantrat, mir sagte: das Mädchen ist todt — gestorben vor Gram! und mir in's Gesicht spie, daß er mir Genugthuung verweigerte, indem er sagte, für einen so erbärmlichen Wüstling habe er nur einen Stock, keine andere Waffe! — das, das vergesse ich nicht! Und" — fügte er fast röchelnd und die geballten Fäuste erhebend hinzu — „hätte ich nicht damals Paris schnell verlassen müssen, da man mir auf der Spur war wegen meiner ersten Geschicklichkeits-Probe — dieser Duisfelden wäre von meinen Händen zerrissen worden. Jedenfalls schwur ich ihm und seinem Geschlecht Rache. Und ich werde sie haben! Nenne mir den Ort, wo Dein Vater wohnt, Bube! Ein Jahr lang soll er vergebens suchen nach seinem Einzigen. Und dann, dann soll er von mir

selbst erfahren, daß es Eduard Pichot gewesen ist, der die Brut dieses deutschen Pedanten vernichtet hat!"

Bleich aber gefaßt stand Otto Duisfelden dem Verbrecher gegenüber, dessen erkünstelte Ruhe wieder in Raserei übergehen zu wollen schien. Wohl fühlte der junge Mann, daß sein Leben nur noch nach Minuten zu zählen sei, und blitzschnell zogen die Freuden der Vergangenheit und die Träume der Zukunft an ihm vorüber. Aber er stand hier gleichsam an seines Vaters Stelle. Er empfing die Rache, die für Jenen bestimmt war, und dieser Gedanke bewahrte ihn vor jeder Anwandlung von Schwäche.

„Ich freue mich," sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme, „daß Ihre eigene Erzählung Ihre Worte Lügen straft. Mein Vater war kein Schurke. Er hat damals, wie immer, gehandelt als ein Ehrenmann. Ich würde heut und in Zukunft ebenso handeln!"

„So, Bürschchen, wirklich?" höhnte Pichot. „Nun, was die Zukunft anbetrifft, so ist Jeder vor Deinen deutschen Verrücktheiten sicher! Was? Ihr elendes Volk, das wir vor uns hergejagt haben wie eine Heerde Schafe, Ihr Bauern, die Ihr nicht wißt, was leben heißt, die Ihr stumpfsinnig in Euren Häusern von Lehm sitzt und mit blödsinnigen Weibern Gebete murmelt — Ihr wollt uns in unserem Lande Gesetze vorschreiben, Ihr wollt einem Volke, dem die Ehre über Alles gilt, die Augen darüber öffnen, was Ehre ist? Ihr, die Ihr zu steif und zu albern seid, um ein Weiberherz zu gewinnen, zu fischblütig, um jemals zu empfinden, was Leidenschaft ist, Ihr wollt uns sagen, wie wir uns in Liebessachen zu benehmen hätten und wollt uns Eure puritanischen, veralteten Grundsätze aufdringen? Thut bei Euch, wie Ihr wollt — wir hindern Euch wahrlich nicht in Eurem Lande. Aber wenn es Euch hier nicht gefällt, so kehrt wieder heim, anstatt den Sittenprediger zu machen, und hetzt nicht wegen einer verliebten dummen Gans

das Unglück auf einen jungen Burschen, der mehr Witz im Kopf hat, als Ihr Alle mitsammen! O, ich könnte jetzt noch toll werden, wenn ich daran denke, daß so ein deutscher Pedant mich hofmeistern wollte und daß ich die größte Beschimpfung meines Lebens ungerächt habe hinnehmen müssen von einem Manne dieser Nation, die wir mit Füßen getreten haben! Aber die Rache ist da! Sie kommt spät, aber um so süßer!"

Duisfelden wollte auf diese Schmähungen etwas erwiedern. Aber der Mensch, der mit verzerrtem Gesicht und blutgerötheten Augen vor ihm stand, ekelte ihn an. Er wollte kein Wort mehr verlieren. Aber kämpfen wollte er, sein Leben so theuer als möglich verkaufen. Ja, vielleicht war sogar noch Rettung möglich, wenn er diesen Menschen zu Boden schlug und dadurch den Anderen Schrecken einflößte.

„Nun, Dogge, was soll werden?" rief der graue Bär. „Entschließe Dich! Hier ist unseres Bleibens nicht länger. Wir müssen die Dunkelheit benutzen, um das Haus zu verlassen!"

„Wohlan — so entkleidet ihn!" sagte Pichot. „Bindet ihm die Hände und Füße zusammen, verstopft ihm den Mund und werft ihn in den Kanal, damit er langsam im Schlamm ersticke. Die Rache scheint mir klein und gering. Ich wünschte, ich könnte den Sohn jenes Mannes stundenlang sterben sehen, und könnte dem Alten später jede Zuckung seines Einzigen beschreiben. Aber es ist wahr — wir müssen eilen! Und so mag es darum sein — er mag schnell sterben! Bereite Dich vor, Knabe! Auch mir erschien diese Welt einst schön. Dein Vater war es, der mich aus ihr verjagt hat! Auge um Auge, Zahn um Zahn!"

„Ja wohl, das sage ich auch Dir!" rief Duisfelden, das schwere Eisen in der Rechten erhebend. „Der ist ein Kind des Todes, der mich anzurühren wagt!"

Aber er gewahrte wohl, daß er es hier mit Männern zu thun habe, die auch vor offener Gewaltthat nicht zurückbebten, und wahrscheinlich schon gefährlicheren Kämpfen getrotzt hatten. Er hörte, wie sie höhnisch und verächtlich lachten. Dann sah er, wie der graue Bär nach einer Eisenstange griff, wie man sie gebraucht, um sie zur Sicherheit vor eine Thür zu legen.

„Du willst Dich wehren, Narr?" rief Pichot. „Gut, Du sollst Deinen Willen haben! Ich selbst will Dich niederschlagen!"

Und er nahm die Eisenstange aus der Hand des grauen Bären.

„Halt!" rief in diesem Augenblick Einer. „Was ist das? Das Signal?"

„Ja wohl, das Signal!" riefen die Andern. „Es war die Klingel! Es gehen Leute über die Schwelle, die das Geheimniß nicht kennen! Zum Teufel — fort, fort! Schlagt den Burschen nieder und damit Basta!"

„Verflucht!" rief Pichot. „Nun, so sei es! Er mag sogleich sterben!"

Otto Duisfelden sah die erhobene Eisenstange über sich. Aber in demselben Augenblick und ohne auf die Diebe zu achten, die ihm in den Arm fielen, führte er einen gewaltigen Schlag nach Pichot's Stirn. Er fühlte die Eisenstange schwer auf seine Schulter fallen, aber mit gelähmter Kraft. Pichot taumelte nieder.

„Nur vorwärts, keine Zeit verloren!" riefen die Diebe. „Hört Ihr nicht — sie sind schon in der Nähe! Nehmt Pichot mit. Wir müssen über den Kanal! Wahrscheinlich sind die andern Ausgänge bereits besetzt!"

Für den Augenblick kümmerte sich Keiner um Duisfelden, der todtenbleich, aber mit zum Kampfe erhobenem Arm, auf derselben Stelle stand, die er bisher eingenommen. Pichot wurde emporgerissen und durch eine kleine Thür ge-

zogen. Fridolin wollte das Geld und die Uhr nehmen, die auf dem Tische lagen. Aber als Duisfelden, bei diesem Anblick aus seiner Erstarrung erwachend, auf ihn zutrat, wich er zurück und folgte den Andern durch die Thür. Dann wurde es dunkel. Wahrscheinlich hatte einer von den Dieben die Kerze mit sich genommen.

In demselben Moment wurde heftig an die Thür geklopft und gestoßen.

„Im Namen des Gesetzes — öffnet!" riefen mehrere Stimmen.

„Ich werde versuchen zu öffnen," antwortete Duisfelden. „Ich bin allein hier. Die Schurken sind entflohen. Hier — hier ist eine Thür! Aber ich kann sie nicht öffnen. Stoßt sie ein!"

Dies geschah. Die Thür brach unter gewaltigem Krachen zusammen. Eine Schaar von Sergeanten, Soldaten und in Civil gekleideter Personen drang in das Zimmer. Die Soldaten hatten die Bayonnette aufgepflanzt, die Sergeanten trugen Degen und Pistolen. Duisfelden war fast in Gefahr, von den Bayonnetten verwundet zu werden. Einige von den Sergeanten leuchteten mit Laternen in das Zimmer.

„Dort — dorthin sind sie entflohen!" rief Duisfelden. „Sie sagten, sie wollten über den Kanal fliehen! O, mein Gott — es war die höchste Zeit!"

Und er sank auf einen Stuhl und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Es war ein Moment plötzlicher Abspannung, wie er jeder übergroßen Aufregung zu folgen pflegt. Der Uebergang von der Erwartung des Todes zum Gefühl der Rettung war ein zu schneller gewesen — einem gewaltig erschütternden Traume ähnlich, dem ein jähes Erwachen folgt.

Erst nach einigen Minuten erholte er sich und blickte um sich. Aber das Zimmer war nur von einer Laterne

so spärlich erleuchtet, daß er die einzelnen Gestalten nicht deutlich zu erkennen vermochte. Aus den Reden der Sergeanten und Soldaten, aus dem Gehen und Kommen der Einzelnen entnahm er, daß man die Diebe verfolge, aber vergebens. Ein Sergeant kam zurück und erstattete einem höheren Polizei-Beamten Rapport. Man hatte die Stelle gefunden, an welcher die Diebe das Hintergebäude verlassen. Es war ein Fenster, das auf einen schmalen Kanal hinausging. Von diesem Fenster hatten sie ein Brett nach dem Fenster eines gegenüberliegenden Hintergebäudes gelegt, mit dessen Bewohnern sie einverstanden sein mußten, und waren entkommen. Das Brett war unten im Kanal liegend bemerkt worden. Es galt nun, jenes Haus auf der andern Seite des Kanals ausfindig zu machen und zu untersuchen. Eine Abtheilung Sergeanten und Soldaten wurde sogleich nach jener Straße entsendet. Aber es ließ sich bereits mit einiger Gewißheit voraussehen, daß die Untersuchungen dort ebenfalls zu keinem Resultat führen würden.

„Nun, und wer sind Sie eigentlich, mein Herr?" fragte ein Polizei-Commissar, sich Duisfelden nähernd.

Dieser erhob sich.

„Ich wurde auf der Straße, vor diesem Hause, angefallen!" antwortete er. „Die Räuber stießen mich in das Haus, da sie glaubten, daß sich Sergeanten näherten. Sie kamen im letzten und entscheidenden Moment, meine Herren. Man war soeben im Begriff, mich niederzuschlagen und in den Kanal zu werfen."

„Sie werden die Güte haben, uns auf dem Polizei-Bureau die näheren Umstände anzugeben," sagte der Commissar. „Jetzt bitte ich Sie, die Gegenstände, die man Ihnen vielleicht abgenommen, zu nennen, da sie Ihnen zurückerstattet werden müssen."

Otto Duisfelden deutete auf die Banknoten. Es fehlte eine von ihnen, die wahrscheinlich ein Dieb in der Hast mit

sich genommen. Der Ring wollte sich zuerst nicht finden, aber als man mit der Laterne den Fußboden untersuchte, entdeckte man ihn in einer kleinen Vertiefung. Duisfelden fragte, ob es ihm nicht erlaubt sein würde, den Sergeanten und Soldaten eine kleine Belohnung anzubieten. Der Commissar erwiederte lächelnd, daß die Leute, deren Dienst ein angestrengter sei, herzlich gern einige Flaschen auf das fernere Wohl des befreiten Herren trinken würden.

„Vor Allem aber bitte ich Sie, jenem Herrn Ihren Dank abzustatten," fügte er hinzu, auf einen Mann deutend, den Duisfelden bei der schwachen Beleuchtung bis jetzt nicht bemerkt hatte, da er in einer Ecke saß.

Otto trat auf ihn zu. Der bezeichnete Mann, der bisher ermüdet oder nachdenklich mit gebeugtem Kopfe dagesessen, erhob sich. Duisfelden stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Er erkannte Raymond de Mortoran.

„Ah!" rief er sich schnell besinnend. „Ich glaubte diesen Herrn zu kennen. Aber ich irre mich."

„Dieser Herr war es, der, auf der andern Seite der Straße entlang gehend, den Ueberfall bemerkte," sagte der Polizei-Commissar. „Er sah auch, daß man Sie in das Haus zog, und benachrichtigte sogleich die nächsten Polizei-Sergeanten, die er antraf. Sie dürfen sich nicht darüber wundern, daß eine geraume Zeit verging, ehe wir Ihnen zu Hülfe kommen konnten. Wir wissen, daß diese Diebeshöhlen oft zehn bis zwanzig Menschen beherbergen, und konnten es gar nicht wagen, ohne eine hinreichende Zahl von Bewaffneten einzudringen. Trotz aller Eile verging ungefähr eine Stunde, ehe wir die genügende Mannschaft versammelt hatten. Denn von dem nächsten Wachtposten war ein Theil der Mannschaft zu einer ähnlichen Expedition abberufen worden, und wir mußten ein kleines Detachement von einem entfernteren Posten requiriren. Da dieser Herr uns das Haus, in welchem Sie verschwunden, und das inzwischen

ein Sergeant beobachtet hatte, mit der größten Bestimmtheit bezeichnete, so drangen wir ohne Weiteres mit Gewalt ein, hielten die Bewohner der vorderen Zimmer zurück, damit sie kein Zeichen geben konnten, und drangen vor. Leider sind uns die Schurken trotzdem entwischt. Man muß ihnen irgend ein Zeichen gegeben haben."

Duisfelden erklärte dem Commissair mit einigen Worten das Signal der Klingel, durch welches die Diebe aufmerksam gemacht worden, und wandte sich dann zu Raymond de Mortoran.

„Mein Herr," sagte er, „ich kann Ihnen in diesem Augenblick nur mit Worten danken. Aber mein Dank ist dennoch der wärmste und lebhafteste. Denn Sie haben mir das Leben gerettet in einem Augenblick, in welchem man es mir auf die schmachvollste und furchtbarste Weise entreißen wollte. Sie werden mir erlauben, Ihnen ein anderes Mal die näheren Umstände zu berichten, und werden dann vielleicht begreifen, wie groß mein Dank für eine so wunderbare Rettung sein muß. Darf ich Ihren Namen erfahren?"

„Raymond Mortoran," antwortete der Vicomte, der Anfangs mit der Zurückhaltung der Bescheidenheit und gleichsam widerwillig dem Bericht des Polizei-Commissairs gelauscht hatte, jetzt aber, bei den warmen Worten Duisfeldens und bei dem Anblick des stattlichen jungen Mannes aufmerksam wurde. Er war sehr bleich, und sein mattes Auge, die Abspannung seiner Züge deuteten auf eine tiefe Erschöpfung.

„Sie legen der Sache zu viel Gewicht bei," sagte er. „Mein Verdienst ist nicht so groß, da ich ja nicht wußte, in welcher Gefahr Sie seien. Ich ging zufällig durch diese schmale Straße und fühlte mich plötzlich so ermattet, daß ich mich in die Nische einer Hausthür stellte und den Kopf

gegen die Wand lehnte. Ich glaubte, ich würde krank werden. Da hörte ich Lärm und sah nur wenige Schritte von mir den Angriff, den man auf Sie machte. Daß ich die Polizei sogleich benachrichtigte, werden Sie bei jedem Mann von Ehre natürlich finden."

„Mein Dank ist darum nicht geringer, weil Sie Ihr eigenes Verdienst herabzusetzen suchen!" sagte Duisfelden. „Und da Sie von Ermattung sprechen — so erlauben Sie mir die Frage, ob Ihre Wohnung sehr entfernt ist? Die meinige ist unmittelbar in der Nähe. Darf ich sie Ihnen für einige Zeit zur Erholung anbieten?"

Duisfelden that diese Frage nicht ohne Grund. Er erinnerte sich, als er die Wohnung Raymond's im Adreß-Kalender aufsuchte, den Namen einer sehr entfernten Straße gelesen zu haben.

Raymond zögerte. Aber Duisfelden stand mit so hellem und bittendem Blick vor ihm, daß die flüchtige Bedenklichkeit, mit der man oft vor der näheren Bekanntschaft eines Fremden, selbst wenn er uns verpflichtet ist, zurückweicht, sogleich verschwand.

„In der That," sagte er, „ich wohne in der Rue de Provence, und um diese Stunde dürfte ich keinen Wagen finden."

„So werden Sie mit mir nach der Rue Racine gehen!" rief Duisfelden erfreut. „Ich verlasse mich darauf!"

„Monsieur Mortoran scheint in der That erschöpft zu sein," sagte der Polizei-Commissair. „Wir wollen deshalb die Aussagen der beiden Herren sogleich auf dem nächsten Bureau aufnehmen lassen, damit sie nicht länger verhindert werden, die Ruhe aufzusuchen. Catier, führen Sie die Herren nach dem nächsten Bureau und lassen Sie dieselben sogleich vernehmen."

Duisfelden bat den Commissair, einen Theil der Summe, die er nun wieder erhalten, als Geschenk für die Sergeanten

und Soldaten anzunehmen, und verließ dann, von Catier geführt, mit Mortoran das verhängnißvolle Haus. Auf der Straße bot er Mortoran seinen Arm an, und dieser, der kaum vermochte, sich aufrecht zu halten, lehnte ihn nicht ab. Das Polizei-Bureau war in der Nähe, das Verhör kurz. Duisfelden glaubte über die Einzelnheiten seines Abenteuers mit Pichot hinweggehen zu können, und verschwieg den Zwischenfall mit dem Ringe, der wahrscheinlich zu weiteren Erörterungen geführt hätte. Auch nannte er den Namen Pichot nicht, sondern nur den Beinamen „Dogge", die Beamten wußten jedoch sogleich, um wen es sich handle. Wurde, im Falle der Einziehung Pichot's, eine ausführliche Zeugenaussage oder Anklage nöthig, so konnte Duisfelden dieselbe ja noch immer später abgeben.

Es war heller Tag und die Sonne glänzte bereits auf den hohen Dächern und den eigenthümlichen, röhrenartigen Schornsteinen der Häuser, als Duisfelden mit seinem ermatteten Genossen im Hotel Lafontaine anlangte. Raymond wollte zwar durchaus nicht, daß sich der junge Deutsche, nach dessen Namen er noch nicht gefragt, um ihn bemühe. Aber Duisfelden bewog den Garçon des Hotels durch das Versprechen einer guten Belohnung, ihm trotz der frühen Morgenstunde Kaffee bereiten zu lassen und Wein auf das Zimmer zu senden.

„Ich bitte Sie um Verzeihung," sagte der Vicomte matt, aber mit einem dankbaren Blick, „daß ich Ihnen so sehr viel Störung verursache. Sie werden mich für einen Schwächling halten. Aber — ich war gestern den ganzen Nachmittag über in so großer Gemüthsbewegung, daß es mir nicht möglich war, irgend etwas zu essen oder zu trinken. Besondere Gründe veranlaßten mich, in diesem Theile der Stadt zu bleiben; ich war zu unruhig, um nach Hause zurückzukehren. Lassen Sie mich einige Stunden hier auf

dem Sopha ruhen, dann werde ich Sie von meiner Gegenwart erlösen."

„Wenn mein Vater, dessen einzigen und, ich kann es wohl behaupten, auch geliebten Sohn Sie heut von einem entsetzlichen Tode befreit haben, Sie so sprechen hörte, würde er Ihnen ernstlich böse sein!" sagte Duisfelden.

Raymond versuchte zu lächeln, und durch das freie, offene Antlitz und den beredten Blick Otto's angezogen, reichte er ihm die Hand. Duisfelden ergriff sie mit Wärme und drückte sie eine Sekunde lang gegen seine Brust. Welche seltsame Fügung, daß derselbe Mann, dessen Schicksal ihn am Nachmittage des vergangenen Tages mit so lebhafter Theilnahme erfüllt, nun sein Retter geworden!

Raymond konnte es den inständigen Bitten Duisfeldens nicht abschlagen, ein Glas Wein zu leeren und eine Tasse Kaffee zu trinken. Die Wirkung, die Duisfelden vorausgesehen und herbeigewünscht, blieb nicht aus. Raymond erholte sich ein wenig, aber eben nur genug, um das Bedürfniß des Schlafes zu empfinden, das bisher durch die tiefe Lähmung, in welcher sein Geist befangen gewesen, verscheucht worden war. Er schloß die Augen und schlief nach wenigen Minuten ein. Duisfelden streckte ihn auf dem Sopha aus, hüllte ihn in Decken, schob ihm Kissen unter den Kopf, mit der Sorgfalt und Liebe eines Bruders. Mortoran schien nichts mehr davon zu empfinden. Er schlief fest und tief.

Da stand nun der junge Deutsche und blickte in dem Dämmerlicht, das durch die zugezogenen Vorhänge fiel, auf das bleiche Antlitz des jungen Franzosen, das auch im Schlaf noch die Züge einer tiefen Schwermuth trug. Das war der Mann, den eine vorurtheilsvolle, ahnenstolze Familie aus den Reihen der Ihrigen gestrichen, und der, trotz geistiger Leiden und körperlicher Ermattung, noch Kraft gefunden, einem Unbekannten Hülfe zu bringen! Wahrlich, in diesen Zügen lag nichts Unedles, nichts Gemeines! Auf dieser

freien, hohen Stirn stand Edelsinn, Muth und Unabhängigkeitsgefühl. Diese scharf markirten, aber jugendlich vollen Lippen kannten die Schmeichelei, die Lüge, die Heuchelei nicht. Unklug konnte dieser Mann sein, vielleicht rasch, verwegen, tollkühn — aber nicht feig, erbärmlich, hinterlistig! Nein — Otto Duisfelden ahnte, daß er seinen Retter lieben würde, nicht weil er sein Retter, sondern weil er der Achtung und Liebe werth sei.

Und dieses gräßliche Zusammentreffen mit Pichot! Ein Schauer rieselte durch Duisfeldens Glieder, als das Bild dieses Menschen ihm lebhaft vor die Erinnerung trat! Noch wenige Minuten, und er wäre ein Opfer der Rachsucht dieses Menschen gewesen! Zum ersten Mal trat die Erfahrung, wie nahe der Tod dem Leben liegt, wie bald eine menschliche Existenz vernichtet sein kann, an den bis dahin so sorglosen Jüngling mit allen ihren geheimen Schrecken heran! Er hatte Mühe, seine Gedanken von dieser gräßlichen Erinnerung abzulenken. Unwillkürlich beugte er sein Knie, und indem seine Gedanken gleichzeitig bei dem Wunder seiner Errettung und bei seinem Vater verweilten, flüsterten seine Lippen ein stilles, aber inbrünstiges Dankgebet zu jenem Wesen, das die Schritte Mortorans auf eine so unerklärbare Weise zu jener dunklen Gasse und zu seiner Rettung geleitet hatte. Er empfand nicht nur die Nichtigkeit des menschlichen Daseins, sondern auch der menschlichen Berechnung. Wenige Minuten später, nachdem Pichot mit seiner Mörder-Philosophie verächtlich über die Rache Gottes gesprochen, in dem Moment, in welchem der Verbrecher sein Opfer zu vernichten glaubte, war die seltsame Rettung Duisfeldens eingetreten, der scheinbar Verlorene erlöst, der Arm des Triumphirenden gelähmt worden.

Duisfelden vermochte nicht zu schlafen. Er mußte überlegen, welchen Einfluß diese neue Wendung der Dinge auf sein Leben in Paris üben werde. Seinem Vater mußte er

natürlich Alles bis in die genauesten Einzelnheiten mittheilen. Er vermuthete fast, sein Vater werde aus diesem Zusammentreffen mit Pichot einen Beweggrund entnehmen, ihn aus Paris zurückzurufen. Das wünschte Duisfelden nicht. Gefährlich war es, abermals mit dem Verbrecher zusammenzutreffen, der gewiß jetzt nur um so mehr nach der Vollstreckung seiner Rache dürstete. Aber Duisfelden wollte ihm nicht ausweichen. Er wollte vorsichtig sein, eine andere Wohnung nehmen, sich nie mehr an gefährliche Orte wagen. Aber vor einem Verbrecher zu fliehen — das schien ihm unwürdig. Dürfte ein ehrlicher Mensch noch einen einzigen Schritt durch eine einsame Straße wagen, wenn er nicht seinem guten Gewissen und der Vorsehung vertraute? Auch war es ja leicht möglich, daß den Verbrecher, dem man auf der Ferse war, die gerechte Strafe ereilte, daß man ihn für die menschliche Gesellschaft unschädlich machte. Duisfelden wollte das seinem Vater vorstellen und denselben bitten, wenn sonst nichts seinem Bleiben in Paris entgegenstehe, ihn nicht wegen dieses Zwischenfalles aus Paris zurückzurufen. Auch wollte er um Entschuldigung bitten, wenn er trotz der Weisung seines Vaters, sich den Pariser Verwandten nicht zu nähern — sich Raymond de Mortoran entdecke. Denn seinem Retter gegenüber durfte er kein Geheimniß haben, vorausgesetzt, daß Raymond die Freundschaft annahm, die Otto ihm anzubieten Willens war.

Er schloß auf einige Minuten die Augen und begann dann an seinen Vater zu schreiben. Die Erinnerung an das Erlebte und die Wichtigkeit dessen, was er zu schildern hatte, hielten ihn wach. Er bat seinen Vater um ganz genaue Auskunft, wie er sich jedem Einzelnen gegenüber zu verhalten habe, und berichtete ihm jetzt auch zum ersten Male die geheimnißvollen Beziehungen zwischen jener Wiesen-Toni, Pichot und der Familie Carey. Darüber wurde es zehn Uhr Vormittags. Raymond de Mortoran schlief noch immer tief und

fest, und erwachte auch nicht, als der Concierge*) in das Zimmer trat und Duisfelden einen Brief von seinem Vater überreichte.

Der Brief war zum Theil eine Ergänzung oder Erläuterung der früheren, enthielt jedoch keinen Aufschluß über die geheimnißvollen Beweggründe, welche die Sendung Otto's veranlaßt hatten. Der Vater rieth dem Sohne auf's Neue Geduld und namentlich Vorsicht an. Er schien zu ahnen, daß sich Otto auf einem gefährlichen Boden bewege. Freilich wußte Otto nicht, wie er das deuten solle, da ja der Vater des einzigen, wirklich gefährlichen Feindes, Pichot's, gar keine Erwähnung that. Wen hatte Otto außer Jenem noch zu fürchten? — Doch auch eine beruhigende Stelle war in dem Briefe. Der Vater schrieb, er werde es vermitteln, daß sein Sohn bald den Grafen d'Elnay kennen lerne. Von dessen Rath werde es abhängen, ob Otto andere Familien-Mitglieder kennen lernen solle. Damit zeigte sich dem jungen Manne, der seine Einsamkeit in Paris doppelt fühlte, die Hoffnung, wenigstens einer Person nahe zu treten, von der er ein gewisses Interesse für sich voraussetzen durfte.

Es war fast Mittag. Duisfelden hatte in dem anstoßenden Zimmer, das noch zu seiner Wohnung gehörte, Alles für ein kleines Dejeuner einrichten lassen, und erwartete mit einer Art von freudiger Ungeduld, in welche sich jedoch zuweilen auch etwas Bangigkeit mischte, das Erwachen Raymond's. Er konnte sich nun einmal nicht von dem Gedanken trennen, Raymond werde sein Freund sein. Es schien ihm unmöglich, daß sich der junge Franzose kalt von ihm trennen, und daß er ihn vielleicht nie wiedersehen könne. Da hörte er, mit dem Siegeln des Briefes an seinen Vater beschäftigt, ein Geräusch vom Sopha her und sah, wie Ray-

*) „Concierge" wird in Frankreich derjenige genannt, den man in Deutschland gewöhnlich mit „Portier" bezeichnet.

mond die Augen aufschlug, verwundert um sich schaute, sich aufrichtete und sich gar nicht erinnern zu können schien, wo er sei. Duisfelden lächelte.

„Guten Morgen, Monsieur Mortoran!“ sagte er. „Sie haben acht Stunden vortrefflich geschlafen, und Ihr Unwohlsein, hoffe ich, ist vorüber!“

Raymond fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und schien sich erst allmählich die Ereignisse der Nacht zurückzurufen. Der Schlaf hatte seine Wangen ein wenig geröthet, und sein Auge, wenn auch noch verschleiert, blickte nicht mehr so hohl und düster.

„Ah“ — rief er, „Sie sind es. Ich erinnere mich! Wirklich — mir ist wohler!“

Und er sprang auf und reichte Duisfelden die Hand.

„Sie haben mir Gastfreundschaft gewährt, wie ein alter Germane!“ fuhr er fort. „Ich muß Ihnen in der That dankbar sein. Wer weiß, ob Sie mich nicht durch Ihre Sorgfalt vor einem Fieber, vor dem Tode bewahrt haben. Denn ich war in einem Zustande, der Alles fürchten ließ. Sie sehen, auf diese Weise sind wir quitt!“

„Oh, oh! So leichten Kaufs kommen Sie nicht davon!“ rief Duisfelden. „So schnell lasse ich mir das Recht zum Dank nicht nehmen. Sie befreiten mich von einer wirklichen Gefahr, ich bewahrte Sie nur aus Dankbarkeit vor einer sehr unwahrscheinlichen Möglichkeit! Nun lassen Sie uns zusammen frühstücken!“

„Sie sind kein Franzose,“ sagte Raymond. „Ich höre es jetzt erst. Sie sprechen zu klar und rein für einen Franzosen.“

„Ich bin ein Deutscher,“ antwortete Duisfelden. „Und damit Sie wissen, wen Sie gerettet, so sehen Sie hier die Adresse meines Vaters!“

Und er zeigte ihm den Brief.

„Duisfelden!“ sagte Mortoran nachdenklich, den Namen

mehrmals wiederholend. „Hm — so ähnlich muß der Name eines Verwandten —"

Er stockte bei diesen Worten, sich erinnernd, daß er von der Familie verstoßen. Duisfelden errieth es sogleich.

„Seltsam!" rief er. „Auch ich, als ich in der Nacht den Namen Mortoran hörte, dachte daran, daß unsere Familie, die mit den Carey's verwandt ist, durch diese mit den Mortoran's verwandt sei!"

Raymond's Gesicht verdüsterte sich, und der Blick, den er auf Otto Duisfelden richtete, war finster, fast mißtrauisch.

„O," rief Duisfelden, „Sie sehen mich in diesem Augenblick so eigen an, als würden Sie mir das Leben nicht zum zweiten Male retten!"

„Kennen Sie Ihre hiesigen Verwandten? Wie lange sind Sie in Paris? Ich habe noch nichts von Ihrer Anwesenheit gehört!" sagte Raymond de Mortoran schnell.

„Ich bin seit drei Tagen hier," antwortete Duisfelden, „kenne Keinen meiner Verwandten, und soll — unter uns gesagt! — auf den Wunsch meines Vaters, der nicht sehr von ihnen erbaut scheint, sie gar nicht, oder nur sehr allmählich kennen lernen!"

„Wenn ich nicht irre, so sagte mir Graf d'Elnay einst, Monsieur Duisfelden sei ein sehr ehrenwerther, freisinniger, über alle Vorurtheile erhabener Mann!" sagte Raymond.

„Ich danke dem Grafen für diesen Ausspruch," erwiederte Duisfelden lebhaft. „Er hat die Wahrheit gesagt. Mein ganzes Bestreben geht dahin, meinem Vater nachzueifern."

„Ich nannte mich Raymond Mortoran," sagte der Vicomte. „Es geschah aus keinem anderen Grunde, als weil ich mich nicht mehr zu der adelichen Familie meiner Verwandtschaft rechne."

„Nun, ich will nicht in Ihre Geheimnisse eindringen,"

sagte Duisfelden. „Ich weiß nur, daß Sie an mir sehr ritterlich gehandelt haben. Und außerdem," fügte er lächelnd hinzu, „führen auch wir in Deutschland nicht das Adels-Prädikat, obwohl wir es führen könnten, wenn wir wollten. Somit wären wir Bürgerliche, und nicht nur das, sondern noch außerdem Verwandte. Um so besser für mich!"

Der trübe Zug auf Raymond's Gesicht blieb. Es war leicht zu errathen, daß es ihn bedrückte, einen Verwandten getroffen zu haben, dem gegenüber er sich rechtfertigen mußte. Wie sehr wünschte Duisfelden, offen gestehen zu dürfen, daß er Raymond's ganzes Geheimniß kenne!

„Und wie kommt es, daß Ihr Vater Sie von Ihren hiesigen Verwandten zurückhalten will?" fragte dieser.

„Das weiß ich selbst nicht genau," antwortete Otto, „und ich wiederhole Ihnen, daß ich Ihnen diese Mittheilung nur als eine ganz vertrauliche gemacht habe, und zwar nur Ihnen, dem Retter meines Lebens. Der Einzige, den ich bald kennen lernen soll, wird Graf d'Elnay sein."

„Ein Ehrenmann!" rief Mortoran. „Nun, Ihr Vater scheint seine Verwandten hier gut zu kennen. Fast sollte man meinen, er stände meinen Ansichten näher — doch lassen Sie uns davon abbrechen! Sie werden, wenn Sie Ihre Verwandten kennen lernen, Graf d'Elnay abgerechnet, so viel Schlechtes von mir hören, daß Sie wünschen werden, jedem Andern, nur nicht mir, irgend etwas verdanken zu müssen!"

„Nimmermehr!" rief Duisfelden. „Ich kenne Sie genug und bin bereit, jedem Verwandten in's Gesicht zu sagen, daß er lügt, wenn er Sie schmäht!"

Mortoran blickte ihm aufmerksam in die leuchtenden Augen.

„Erinnern Sie sich Ihrer Worte!" sagte er ernst. „Aber ich will wünschen, daß Sie nie in die Lage kommen mögen, sich meiner anzunehmen. Sie würden sonst in Streitigkeiten verwickelt werden, die Ihr Leben zehnfach in Gefahr bringen könnten! Doch genug davon! Es würde mich freuen, bei

meinen Verwandten in Deutschland eine bessere und mildere Beurtheilung zu finden, als sie mir hier zu Theil geworden. Bei Gelegenheit werde ich Ihnen erzählen, weshalb ich mich nur einfach Mortoran nenne. Jetzt leben Sie wohl!"

„Noch nicht, Sie müssen mein Frühstück theilen!" rief Duisfelden.

„Gut, so will ich Ihr Gast sein!" antwortete Raymond. „Fast will es mir scheinen, als habe mich das Geschick in einem neuen Verwandten Ersatz für das finden lassen wollen, was ich hier verloren. Nur muß ich bitten, mich gleich nach dem Frühstück entfernen zu dürfen; ich will nach meiner Wohnung zurückkehren und noch einige Angelegenheiten ordnen."

Duisfelden führte den Vicomte in das Nebenzimmer und nahm mit ihm an dem servirten Tische Platz. Die Unterhaltung war zuerst einsilbig. Raymond de Mortoran blieb ernst und befangen. Zuweilen schienen seine Gedanken weit entfernt zu sein, und dann lagerte sich jener Zug düsterer Schwermuth über seine Stirn und um seine Lippen, den Otto schon öfter an ihm bemerkt hatte. Er wurde erst aufmerksamer, als Duisfelden ihm das Abenteuer mit Pichot und namentlich den plötzlichen Wuthausbruch Pichot's beim Anblick des Ringes genauer berichtete.

„Nehmen Sie das nicht leicht!" sagte er zu dem jungen Deutschen. „Dieser Pichot, von dem ich schon öfter in den politischen und Gerichts-Zeitungen gelesen habe, soll ein verschlagener Dieb, ein vor keinem Mittel zurückbebender, tollkühner Mensch sein. Ob er bereits im Verdacht des Mordes steht, weiß ich nicht. Aber die ganze Art und Weise, wie man mit Ihnen verfahren, deutet darauf hin, daß der Mord im Geheimen zum Handwerk dieser Menschen gehört. Ihr Vater hat sich damals als ein Ehrenmann gezeigt; ich zolle ihm meine Achtung dafür. Seine Grundsätze sind die meinigen. Ich würde einem Pichot, wenn er mir heut in

ähnlicher Weise als Wüstling begegnete, dieselbe Verachtung zeigen. Und wir sind nicht ärmer geworden an solchen Leuten, Monsieur Duisfelden! Bleiben Sie noch einige Monate in Paris, und Sie werden einsehen, daß die Mehrzahl unserer jungen Männer eine thörichte Pachterstochter nicht anders behandeln würde, als der junge Pichot. Es ist vielleicht in Frankreich niemals viel anders gewesen, und die jungen Männer in andern Ländern mögen häufig ebenso denken. Dann aber werden die üblen Eigenschaften oft durch bessere aufgewogen. Einem Mirabeau kann man viel verzeihen! Wo sind jedoch jetzt bei uns die glänzenden Eigenschaften, die uns für den Verfall der Sitten entschädigen könnten? Tapferkeit im Feld? Mein Gott, welches Volk hat sie nicht, wenn es zur Tapferkeit erzogen wird! — Doch, was rede ich! Ich fange an, Sie von dem Thema zu unterhalten, das mich viel beschäftigt und Sie gewiß langweilt!"

„Sie sprechen, wie einer meiner Freunde in Heidelberg, nur noch tadelnder," sagte Duisfelden. „Man könnte irre daran werden, daß die Franzosen noch eine große Nation seien!"

„Eine große Nation!" rief Mortoran, und in seinen dunklen Augen leuchtete es stolz auf. „Gewiß waren wir das, und sind es auch noch. Aber eben weil man Alles thut, uns allmählich herabzuwürdigen, weil man die sittlichen Grundlagen der Nation mehr und mehr untergräbt, deshalb klage ich und erhebe meine Stimme, gleich dem Prediger in der Wüste. Doch — Sie sind ein Fremder! Ich selbst wäre vielleicht der Schwäche anzuklagen, wenn ich mein Volk vor einem Fremden tadelte!"

Er erhob sich bald. Duisfelden konnte ihn nicht länger zurückhalten. Er bat den Vicomte, Niemand zu sagen, daß er mit ihm zusammengetroffen, und Raymond antwortete bitter lächelnd, daß sich dies von selbst verstehe, da er wohl Keinem seiner Verwandten begegnen werde. Auf den

Wunsch Duisfeldens, daß sie sich Beide öfter sehen möchten, erwiederte er herzlich, daß es ihm nur lieb sein könne, einen neuen Freund gewonnen zu haben. Er ermahnte Duisfelden nochmals zur Vorsicht, rieth ihm an, eine andere Wohnung zu beziehen, oder wenigstens nicht mehr spät in der Nacht allein durch die einsamen Straßen des Quartier latin zu gehen, und verließ dann den jungen Deutschen mit einem herzlichen Händedruck.

Duisfelden beschloß, den Rath nicht zu verachten. Auch wollte er dem Grafen d'Elnay das Abenteuer mittheilen. Vielleicht gelang es dem Einfluß dieses hohen Gerichtsbeamten, die Verfolgung Pichot's kräftiger zu betreiben und diesen gefährlichen Menschen entweder unschädlich zu machen, oder aus Paris zu verscheuchen. Mit Ungeduld erwartete er den Brief seines Vaters, der ihn bei dem Grafen einführen sollte. Inzwischen galt es, der Gefahr die Stirn zu bieten, und Otto Duisfelden, obwohl ernst gemahnt durch die Begegnung der Nacht, fühlte, wenn er an Pichot dachte, jenen eigenthümlichen, wohlthuenden und leichten Schauer, mit welchem ein junger, kräftiger und muthiger Mann stets der Gefahr entgegenzusehen pflegt.

IV.

Raymond und Celina.

Die Rue de Provence ist eine jener Straßen, nördlich von dem Boulevard des Italiens, die trotz der Nähe dieses belebtesten Theiles von Paris eine Art von Stille und Einsamkeit zeigen. Sie ist nicht glänzend. Ueberhaupt imponiren nur wenige Straßen in Paris durch Pracht, wohl aber viele durch das Massige und die Höhe ihrer Häuser, die um so bedeutender wirkt, je schmaler die Straßen sind, durch das Getümmel von Wagen und Fußgängern, durch die Schaufenster der Magazine. Von diesem Glanze weiß die Rue de Provence nichts. Ihre Läden sind einfach, ihre Häuser schmucklos. Aber gerade dies deutet bei der fast unmittelbaren Nähe der Boulevards darauf hin, daß sie von einer mehr genießenden, als kaufmännischen oder arbeitenden Bevölkerung bewohnt ist. Mit ihr beginnt bereits das sogenannte Quartier Breda, das einen Theil der Gegend zwischen den belebtesten Boulevards und dem Montmartre einnimmt und das in neuerer Zeit berühmt oder berüchtigt geworden ist, als das Viertel jener „unterhaltenen" oder auch nicht unterhaltenen Weiber, deren die fashionablen Pariser nicht mehr entbehren können, und deren Zahl Legion geworden ist. Wie fast überall in Paris, befinden sich auch hier die elegantesten und gesuchtesten Wohnungen nicht unmittel-

bar an der Straße, sondern in den Höfen, deren Stille zum ruhigen Genuß einladet. Die Zahl der Wohnungen jener Frauen ist hier noch beschränkt. Nur die vom Glück begünstigten dieser modernen Aspasien, die zur athenischen Aspasia ungefähr in demselben Verhältniß stehen, wie ein französischer Senator des zweiten Kaiserreichs zum Perikles, haben sich bis in diese Straße vorgewagt und führen hier ihre stille und doch so bekannte Existenz. Die Mehrzahl der Bewohner bilden die Rentiers und ältere oder jüngere unverheirathete Männer aus den bessern Familien. In den Wohnungen, die nach Gärten und ruhigen Höfen hinausgehen, wohnen auch wohl Gelehrte, Künstler und Schriftsteller, welche die doppelte Annehmlichkeit der Einsamkeit und der Nähe der Boulevards anlockt.

In eines dieser Häuser trat Raymond de Mortoran, nachdem er, langsam und gedankenvoll gehend, fast eine Stunde gebraucht, um den Weg von der Rue Racine bis hierher zurückzulegen. Er durchschritt den saubern Hof, der von freundlichen Gebäuden umgeben war und stieg hinauf nach dem zweiten Stockwerk eines dieser Gebäude. Noch ehe er klingelte, öffnete ihm ein alter Diener im Frack, Schuhen und Strümpfen.

„Um Himmelswillen — Herr Vicomte, wo bleiben Sie denn?" rief der Alte. „Ich habe doch wahrhaftig geglaubt, es sei Ihnen ein Unglück widerfahren. So lange sind Sie ja nie ausgeblieben! Nun, Gott sei Dank, Sie sind da!"

„Das bin ich, Jacques!" antwortete Raymond und versuchte zu lächeln. „Ich war bei einem Freunde und habe Dir eine angenehme Nachricht mitzutheilen!"

„Ei, Herr Vicomte, Sie haben mir noch nie etwas Unangenehmes gesagt!" rief der Alte. „Nun — und das wäre?"

„Ich reise vielleicht schon heut Abend mit einem Freunde auf's Land, gehe womöglich sogar mit ihm auf Reisen," ant-

wortete Raymond. „Da wäre denn endlich eine passende Gelegenheit für Dich gekommen, Deine Pariser Einsamkeit zu verlassen und zu Deiner Tochter und Deinen Enkeln auf das Land zu gehen. Du kannst noch heut Abend abreisen — wenn Du willst. Das Wetter ist herrlich — ich bedarf Deiner auf einige Monate nicht, also — geh', alter Freund, und freue Dich von Herzen mit Deiner Tochter und tummele Dich mit den kleinen Rangen, verziehe und verwöhne sie nach ächter Großvater-Art. Es muß jetzt herrlich sein auf dem Lande!"

Der alte Diener stand überrascht und bewegt.

„Ach, Herr Vicomte, das ist eine große Freude!" stammelte er endlich. „Wie wird sich Jeannette freuen! Und die Kleinen! Und mein Schwiegersohn! Ich danke dem Herrn Vicomte unterthänigst! Aber — Du lieber Himmel — wie wollen Sie denn ohne mich auskommen, Monsieur Raymond?"

Der Vicomte lachte, obgleich ihm das gar nicht leicht zu werden schien.

„Nun, wirklich, Jacques, Du denkst, ich sei immer noch ein kleines Kind, und Du müßtest mir die Schuhe reichen und dafür sorgen, daß mein Kragen sauber sitzt!" rief er heiter. „Ich bin groß und alt geworden, Jacques. Ich kann Dich schon auf einige Wochen entbehren. Und wenn das auch nicht wäre," fügte er schnell und bestimmt hinzu, als er sah, wie das Gesicht des Alten sich verdüsterte, „so will ich, daß Du endlich einmal Deine Tochter wiedersiehst. Du sollst eine Freude in Deinen alten Tagen haben, sollst nicht wie ein Maulwurf hier leben, während draußen die Sonne lacht, und Deine Enkel mit Jeannette im Schatten einer Ulme spielen! Mach' mich nicht böse durch Deinen Widerspruch, Jacques! Pack' Deine Sachen zusammen, kaufe ein paar Kleinigkeiten für die Kinder und fahre nach dem Bahnhof. So will ich es und so wird es geschehen!"

Es wurde dem alten Diener herzlich sauer, alle die Einwände zu unterdrücken, welche die Liebe und Anhänglichkeit an seinen jungen Herrn in ihm wach rief. Jacques war alt geworden in der Familie der Mortorans. Er betrachtete den Vicomte als seinen Schützling, sein Mündel, und hegte die felsenfeste Ueberzeugung, daß der Vicomte auch nicht einen Tag ohne ihn leben könne. Zweifel, selbst Schmerz mischte sich in seinen Zügen mit Freude und Dankbarkeit. Er wollte versuchen, seinen Herrn zu überzeugen, daß er wenigstens noch acht Tage in der Wohnung bleiben müsse, um Alles zu ordnen. Raymond wollte es nicht dulden. Er bestand darauf, Jacques solle noch am Abend abreisen, damit er am andern Morgen früh seine Tochter und seinen Schwiegersohn überrasche, die in einem Dorfe bei Bourges lebten. Er mußte dem Alten endlich fast im Ernst drohen, ihn hinauszuwerfen.

„Aber die Wäscherin kommt morgen, Herr Vicomte!" stöhnte Jacques.

„Nun gut, sie wird die Wäsche bei dem Concierge abgeben und ihr Geld empfangen," sagte Raymond.

„Und der Schuhmacher kommt morgen, um sich zu erkundigen —"

„Ob meine Stiefeln in Ordnung sind, ganz richtig!" rief Raymond lachend. „Du siehst, das weiß ich selber. Und nun zum Trost will ich Dir nur sagen, daß Philipp jeden Morgen kommen kann, um zu hören, ob mir etwas noth thut. Du sagtest mir ja wohl, er sei Dein Freund?"

„Philipp — Philipp — nun ja, wenn der kommt, dann könnte es gehen!" rief Jacques mit einem Stoßseufzer und Thränen in den Augen. „Aber lassen mich der Herr Vicomte doch wenigstens bis morgen bleiben, bis Sie abgereist sind!"

„Nein, ich will nicht!" antwortete Raymond entschieden.

„Ich kann Tag und Stunde meiner Abreise nicht bestimmen. Du kämest nie fort, wenn ich Dir den Willen ließe. Also — Allons! Vorwärts! Marsch! Zu Philipp — Du alter Maulwurf! Bestelle ihn auf morgen früh! Und dann laß Dich nicht länger als bis fünf Uhr in diesen Zimmern sehen. Sonst schicke ich zur Polizei und lasse Dich nach Bourges transportiren!"

Mehr bestürzt und verwirrt über diese plötzliche Energie seines Herrn, als erfreut über die Reise, entfernte sich der alte Diener, um Philipp, seinen Freund, einen alten pensionirten Diener, aufzusuchen und ihn zu bitten, Vaterstelle bei dem jungen Vicomte zu vertreten.

„Ich will nicht, daß er das Unheil sehe, das bald über mich hereinbrechen wird!" sagte Raymond, als er allein war. „Es würde den alten Mann ins Grab bringen. Er fragt viel darnach, ob ich Aristokrat oder Demokrat bin, er liebt mich, wie sein Kind, und würde bei mir ausharren selbst im Elend. Er soll glücklich sein in seinen alten Tagen und womöglich nie erfahren, daß ein Mortoran aufgehört, Vicomte zu sein!"

Er ging langsam durch die Wohnung. Sie war freundlich, wenn auch nicht groß — ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer, ein Empfangszimmer, ein Stübchen für den Diener, wohnlich und mit Geschmack eingerichtet. Die Fenster gingen auf einen kleinen Garten hinaus, durch dessen hohe Bäume die Hinterhäuser der Rue Taitbout herüberblickten. In seinem Arbeitszimmer, das außer einer reichen Bibliothek manches alte Erbstück der Familie enthielt, Gemälde, Sessel, Waffen und Kunstwerke in Bronze, Marmor und Alabaster, setzte er sich vor seinen Arbeitstisch. Ein Brief, der auf einem kleinen, zierlichen Teller von getriebener Arbeit lag, fiel ihm in die Augen.

„Von dem Grafen!" sagte er und öffnete ihn schnell.

Während des Lesens verdüsterte sich seine Stirn. Es

war ein Brief von seinem Oheim, dem alten Grafen Mortoran, geschrieben von der zitternden Hand des Greises. In Worten, die deutlich den Kampf der alten Zärtlichkeit und Liebe mit dem Unwillen über die Handlungsweise des Neffen verkündeten, erklärte er, daß Rücksichten der Ehre ihn zwängen, jede Verbindung mit Raymond abzubrechen, daß er aber hoffe, sein Neffe werde bald eine Bahn einschlagen, die ihn zur Versöhnung mit seiner Familie und also auch mit dem alten Grafen führen müsse. Er sehe dieser Stunde mit Sehnsucht entgegen und werde den reuevollen und gebesserten Neffen mit offenen Armen empfangen. Dem Billet beigefügt war eine Anweisung für eine sehr bedeutende Summe auf den Banquier des Grafen.

„Es war nicht anders zu erwarten!" sagte Raymond bitter. „Der Herzog fuhr mit ihm nach Hause — die Intrigue ist gelungen. Ich kann von einem alten Manne nicht verlangen, daß er meine Gesinnungen theile und sich meinetwegen in einen hartnäckigen Kampf mit seiner ganzen Familie stürze."

Und er schrieb sogleich folgendes Billet:

„Herr Graf!

Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die aus Ihrem Briefe spricht. Sie beweist mir, daß die freundlichen Erinnerungen, die Sie für mich hegen, sich nicht so leicht verwischen lassen. Bewahren Sie mir einen Theil derselben; ich glaube, sie zu verdienen. Die Worte, die Sie gestern von mir gehört haben, müssen verwundend in Ihr Herz gedrungen sein; denn Ihre Anschauungen gehören einer Welt, die für mich und wie ich glaube überhaupt nicht mehr existirt. Sie, mit Ihren edlen Gesinnungen, mit Ihrem vertrauensvollen Gemüth, sehen in dem Adel etwas, das er war

und nicht mehr ist. Wären alle Adelichen wie Sie — wahrlich, dann würde ich der eifrigste Vorkämpfer des Adels sein, anstatt ihn anzugreifen. Doch ich kann nicht hoffen und kaum wünschen, Sie zu überzeugen. Ich würde Ihnen den Glauben an eine alte Welt nehmen, ohne Ihnen die freudige Hoffnung auf die Entwicklung einer neuen, glücklichen Zeit bieten zu können. Alles, was ich von Ihnen wünsche, Herr Graf, ist nur, daß Sie in mir einen Mann sehen mögen, der ehrlich gesprochen und es ehrlich meint. Es verstand sich früher von selbst, daß der Adeliche ehrlich sei. Jetzt ist die Ehrlichkeit auch unter den Adelichen eine seltene Tugend geworden. Ich will versuchen, sie auch in den Schranken des bürgerlichen Berufs zu üben, den ich mir erwählen werde. Haben Sie Dank, Herr Graf, für alle Liebe, alles Wohlwollen, das Sie mir erwiesen! Ich werde nie vergessen, daß hinter der Thür, die ein hartes Familien-Urtheil mir verschlossen, ein Mann wohnt, der meine innigste Verehrung verdient und den meine heißesten Segenswünsche stets begleiten werden. Auch ich, Herr Graf, hoffe, daß die Stunde kommen wird, die uns versöhnt. Sie würde die glücklichste meines Lebens sein!

Wenn ich das Geschenk, das Sie mir freundlich senden, zurückschicke, so bitte ich Sie, mir nicht deshalb zu zürnen. Es ist nicht Hochmuth, der mich dazu bewegt. Sie wissen, daß ich früher Geschenke von Ihnen mit der ganzen Freude und Dankbarkeit angenommen, welche der gütige Sinn des Gebers verdiente. Nach dem gestrigen Tage ist mir das nicht mehr erlaubt, wenn ich mich nicht vor mir selbst erniedrigen will. Ich bin nicht reich, Sie wissen es. Aber da ich keine Familie mehr habe, so darf ich auch keine Unter-

stützungen mehr von denen annehmen, zu deren Familie ich nicht mehr gehöre. Auch möchte ich Ihr Gewissen und Ihre Ueberzeugung nicht beunruhigen. Ihre Freundlichkeit schätze ich deshalb nicht weniger hoch, und wenn es einen Menschen giebt, vor dem jemals die Festigkeit meiner Gesinnung sich beugen, von dem ich unverdiente Wohlthaten annehmen könnte, so sind Sie es, Herr Graf. Für jetzt aber bedarf ich einer Unterstützung nicht.

Ich küsse Ihre wohlwollende Hand, Herr Graf, und bin und bleibe wie immer in höchster Verehrung und Dankbarkeit, in unvergänglicher Treue

Ihr

Raymond Mortoran."

Er legte die Anweisung in den Brief, versiegelte und adressirte ihn und trug ihn selbst hinab zu dem Concierge, damit derselbe ihn sogleich absende.

Wieder zurückgekehrt, begann er sich zu entkleiden, um einen anderen Anzug anzulegen. Aber er hielt oft inne, um sich seinen Gedanken zu überlassen. Jacques kam zurück, um zu melden, daß Philipp am nächsten Morgen pünktlich um acht Uhr bei dem Herrn Vicomte sein werde. Raymond schickte ihn fort, damit er seine Einkäufe besorge und seinen Koffer packe. Er wollte allein sein.

„Die große That ist geschehen!" sagte er mit trübem Lächeln zu sich selbst. „In einigen Tagen werden die Leute, die meinen Namen kennen, wissen, daß meine Familie mich verstoßen hat, daß ich einer der größten Schurken auf dieser Welt bin. Nun — was liegt mir daran! Was kümmert sich diese Menschenfluth von Paris um einen einzelnen Menschen! Sie rollt über mich fort und wirft mich an den Strand, wie das kalte Ungeheuer Ocean täglich spielend seine Leichen an den Strand wirft. Ich fürchte mich weniger

vor denen, die mich hassen, verachten und vergessen, als vor denen, die glauben, ich wolle mir einen Namen machen, ich wolle nach der ekelhaften Sitte dieser Zeit mit meiner eigenen Person Aufsehen erregen. Schmachvolles Geschlecht, das den verdienten General übersieht und sich um den Salonhelden drängt, der ein schönes Weib entführt; das den unscheinbaren Dichter mit Göttergedanken hinter der hohen Stirn achselzuckend betrachtet, und um einen Blick von dem modischen Romanschreiber buhlt, der den Preis der Unsittlichkeit oder der Ueberspanntheit davongetragen; das den ehrlichen Industriellen geringschätzt und wie einen Bauer behandelt, während es um die Ehre bettelt, den Gauner, der einen Bankerott von funfzig Millionen gemacht, bei sich diniren zu sehen! Wahrlich, der Monthyon'sche Tugendpreis wird bald nur dem zuerkannt werden, dem es gelungen, den meisten Skandal zu erregen, wie man jetzt schon die Bilder von Malern kauft, die mit einem Mohren hinter sich ausfahren, oder die Sudeleien von Charlatans liest, die dem Kaiser von Marocco den Fuß geküßt haben! Schaales Geschlecht, ohne inneren Werth, ohne die Kraft, Ernst und Muth zu bewundern, nur zum oberflächlichen Skandal hinneigend, und heute den vergessend, vor dem es gestern noch scherwenzelte! Und vielleicht, wer kann es wissen, war die große Menge immer so! Aber nein — es gab Zeiten, in denen man sich nur vor Männern beugte, und in denen die Charlatans auf den Pont neuf verbannt wurden! Nun — mir werden sie nicht nachsagen, daß ich mich an den Pranger gestellt, nur um gekannt zu sein! Ich werde mich nicht in die Salons drängen, ich werde meinen stillen und beschwerlichen Weg fortsetzen, wie unsere Ahnen und die Engländer in Amerika langsam den Weg durch die Wildniß bahnten, damit ihre Nachfolger Zeit und Raum gewännen, Felder anzubauen. Jetzt bin ich nichts mehr, als ein Arbeitsmann, wie Adam und seine Nachkommen. Ich möchte

wissen, wo da der Edelmann gewesen! Vielleicht ist der erste Ritter vom Himmel gefallen, oder es gab ein eigenes Nest, in welchem die edle Raçe ohne menschliches Zuthun ausgebrütet worden! Ja, wenn ein Volk, müde der strengen Tugenden und der Gefahren einer Republik, sich ein königliches Oberhaupt wählt, oder in Treue an dem Stamme eines alten Herrschergeschlechts hängt, so begreife ich das und gewahre in dem Monarchen das Prinzip des Königthums, eine geheiligte, unverletzliche Persönlichkeit, erhaben über die Kämpfe und Leiden der ringenden Menschheit! Aber daß eine ganze Kaste Alles, was Ehre, Rang und Reichthum heißt, für sich in Anspruch nehmen, sich als die Götter dieser Erde geberden sollte — daß sie sich nach anderen Gesetzen regieren sollte, als die gesammte verständige Menschheit, und dies Alles im Angesicht einer furchtbaren, Alles umwälzenden Zeit, welche Helden aus niedrigen Bürgerstuben emporhob bis an die Spitze der Welt, und den sonnenklaren Beweis lieferte, daß es nur einen Menschengeist und ein Menschenblut giebt — das kann man nur Wahnsinn nennen, und wer in die Familien dieser Götter hineinschaut, wer ihre Geheimnisse kennt, der kann nur lächeln, spotten, verachten und zuweilen auch hassen! Fort mit Allem, was mich an diese Klasse fesselte. Ich will Mensch sein und nichts weiter!"

Er blickte fest und zuversichtlich auf die Bäume im Garten.

„Und doch ist es damit nicht abgemacht!" fuhr er dann fort. „Ein Bürger-, ein Bauernkind kann arbeiten. Es wird erzogen, sich sein Brod zu verdienen. Was kann ich? Man hat mich gelehrt, daß ich ein Vicomte sei und daß ich Handschuhe tragen müsse bei Tag und bei Nacht, um mir die Hände nicht zu verderben. Mein Vermögen ist erschöpft. Der Rest, wenn ich ihn irgendwo anlegen will, reicht eben nur hin, um mir ein Obdach und Kleidung zu sichern. Welchen Weg soll ich einschlagen? Was kann ich? Die

Sprößlinge verarmter Familien schmuggelt man in die Verwaltung, giebt ihnen Stellen im Heer. Mich wird kein Präfekt beschäftigen; ich wäre der Wolf unter den Schafen, der Bock als Gärtner. Und in das Heer treten? Bin ich nicht nach der Erklärung meiner Familie ein Feigling? Welcher Offizier wird neben mir dienen wollen? Ah — das ist schwer, schwer zu ertragen! Aber es muß ertragen werden. Ich schlage mich nicht mit einem Ganthoret, weder heut noch jemals! — Also was wird mit mir? Welcher Tischler wird mich in die Lehre nehmen, mit meinen weißen Händen und siebenundzwanzig Jahren? Welcher Advokat wird einen Schreiber beschäftigen, der ihm sein vergangenes Leben geheim halten muß und den er schon deshalb für einen Schurken hält? Und nenne ich ihm meinen Namen, so schwatzt er aus der Schule und Monsieur Ganthoret oder Monsieur Carey kommen und drohen, ihm ihre Gunst zu entziehen, wenn er mich nicht fortjage! — Schriftsteller werden, mich in die Literatur werfen? Habe ich das Talent dazu? Hat meine Broschüre aus einem anderen Grunde Aufsehen erregt, als weil sie Skandal-Geschichten enthielt? Haben nicht selbst meine Freunde über meine Moral-Philosophie gelächelt? Wie Viele haben weder Anfang noch Ende, sondern nur meine Angriffe gegen Persönlichkeiten gelesen! Ernährt die Literatur einen Mann, der sich nicht vor den Frivolitäten des Tages beugen, der sie bekämpfen will? Und vor Allem — kann ich denn schreiben? Hat Gott mir die Gabe verliehen, meine Gedanken klar auszusprechen, denkende Männer zu überzeugen und den zündenden Funken der Theilnahme, der Begeisterung in empfängliche Gemüther zu werfen? Wird meine schwache Stimme nicht verhallen in dem Getümmel dieses riesigen Strudels, der nur nach Vergnügen drängt, werden mich nicht die Umstehenden steinigen oder mir den Athem rauben, ohne daß die Welt auch nur erfährt, was ich gewollt? Giebt es nicht eine Censur bei uns,

die selbst gegen den einschreiten würde, der die Sitten verbessern will, nur weil er die Sitten der Herrschenden angreift? Verdankt meine Broschüre ihre Duldung einem andern Grunde, als demjenigen, den Carey richtig angab: daß sie einzelne Männer der vorigen Regierung schonungslos angreift? Ach, es wird eine schwere Zeit werden! Aber nur vorwärts, vorwärts! Die Schiffe sind hinter mir verbrannt! Ich kann nicht wieder zurück, auch wenn ich wollte! Und noch will ich nicht!"

Er hatte sich zurück gewandt, und sein Blick fiel auf ein Kruzifix von Elfenbein, das einst auf dem Betpult seiner Mutter gestanden und das er in kindlicher Pietät neben seinem Arbeitstisch aufgestellt. Sein Auge wurde feucht, sein Blick ernst. Unwillkürlich legte er die Hand an das Symbol des Erlösers.

„Es soll mir ein Wahrzeichen sein, daß mein Blick auf Dich gefallen!" sagte er leise. „Wer hat mehr gelitten als Du? Gekreuzigt, in das göttliche Antlitz gespicen, nur weil Du kamest, um zu verkünden, daß alle Menschen gleich seien vor dem Höchsten, der sie geschaffen, und daß die Bruderliebe das erste aller Gesetze sein müsse? Welch' Leiden könnte größer sein, als das Deinige? Und ist nicht die Lehre dessen, in dem Gottes Geist wohnte, obwohl er nur eines Zimmermanns Sohn war, triumphirend durch die Welt gezogen? Triumphirend — ach, leider nur dem Worte, nicht der That nach! Sind es nicht zum Theil seine Priester, die Gemeinschaft machen mit den Mächtigen, und den Armen auf das Himmelreich verweisen, anstatt ihm die leichte Freude an den Gütern dieser Erde zu gönnen? Dem Worte, nicht der That nach hat die Lehre von der wahren Sittlichkeit und Menschenlehre gesiegt, das Evangelium ist verkündigt und gepredigt, aber nicht geübt worden! Die Apostel der That sind es, die Dir folgen müssen, Heiliger, die Liebe predigen, die Sitte und die Rechtlichkeit, damit der Bedrängte

nicht nur auf den Himmel zu blicken habe, auf den beschränkte Priester ihn verweisen, damit das Evangelium eine Wahrheit werde und dem Strebenden die freie Entfaltung der ihm von Gott verliehenen Gaben, der Genuß seiner Arbeit gegönnt werde. Freie, glückliche Menschen zu schaffen, die in ihrem Herrscher göttliches und menschliches Gesetz ehren, nach dem Edlen, Großen und Schönen in Gottesfurcht streben, Recht thun und Niemand scheuen — das will das Evangelium! Einen Himmel auf Erden will es schaffen. Kein Jammerthal soll die Welt sein, aus dem der Leidende sehnsüchtig hinaufblickt nach dem Himmel, der ihm Erlösung winkt; sondern eine Stätte des Rechts, der Zufriedenheit, die der müde Pilger sanft und ruhig verläßt, um aus irdischen Schranken und Banden einzugehen in ein höheres, reineres Reich der Vollendung!"

„Das ist nicht die Wahrheit!" sagte eine tiefe Stimme hinter Raymond. „Christus hat gesagt: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Das Christenthum kennt den Genuß irdischer Lebensgüter nicht!"

Raymond wandte sich überrascht um und sah die lange hagere Gestalt eines Franziskaner-Mönchs mitten im Zimmer stehen. Der Mönch war noch nicht alt, vielleicht kaum vierzig Jahre. Aber das spärliche Haar, der lange, röthlichblonde Bart, die tiefen Falten im Gesicht und die hohlen Augen gaben seinem Gesicht etwas Greisenhaftes, und in seiner hohen, etwas gebückten Gestalt lag etwas eigenthümlich Hinfälliges. Der Mönch schien des Lebens müde zu sein.

„Verzeihung, ehrwürdiger Bruder," sagte Raymond, „wer sind Sie? Was führt Sie zu mir?"

„Kennst Du mich nicht mehr?" antwortete der Mönch mit seiner eigenthümlich tiefen, dem Rollen fernen Donners ähnlichen aber nicht unangenehmen Stimme. „Gleichviel! Du behauptest, daß das Christenthum aus der Erde eine

Stätte des Genusses machen wolle. Du irrst! Das will es nicht! Christus sagt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!"

„Ich bin weit entfernt, dies zu bestreiten, ehrwürdiger Bruder," antwortete Raymond, den Franziskaner genau beobachtend. „Aber glauben Sie, daß derjenige, dessen erster und letzter Gedanke die Menschenliebe war, das Elend, die Unterdrückung, die Herrschaft der Gewalt verewigen wollte? Gewiß ist derjenige verächtlich und verdient kaum den Namen eines Mannes, der ausschließlich nach der Befriedigung seiner Sinne trachtet, und in einer Zeit des Genusses, wie jene es war, in welcher Christus auftrat, mußte er das Hauptgewicht auf das Streben nach dem Himmlischen, nach moralischer Glückseligkeit legen. Schließt das den einfachen und bescheidenen Genuß der irdischen Güter aus? Und vor Allem, steht die christliche Lehre irgendwo in Widerspruch mit dem Grundsatz der gleichen Berechtigung aller Menschen? Doch — ehrwürdiger Bruder, Sie sind gewiß nicht gekommen, um mit mir über Religion und Politik zu disputiren. Kann ich Ihnen oder dem Orden, dem Sie angehören, irgend einen Dienst erweisen?"

„Du kennst mich also nicht mehr?" sagte der Mönch und stützte sich mit der Hand auf die Lehne eines Sessels, während seine großen hellen Augen fragend und wehmüthig auf Raymond weilten.

Der Vicomte wurde aufmerksam, schien sich zu besinnen — vergebens!

„Der Klang Ihrer Stimme ist mir so bekannt, als hätte ich ihn erst vor Kurzem vernommen," sagte er. „Aber dieses Gewand, dieses Gesicht — wahrlich, ich kann mir die Erinnerung nicht zurückrufen!"

„Das Kind vergißt die Eltern, der Knabe den Lehrer," sagte der Mönch sanft.

„Mein Lehrer — Monsieur Reuber — mein lieber

Lehrer!" rief Raymond plötzlich freudig erschreckt. „Ist es möglich? Sie sind es? Ja wohl, ja wohl! Wie konnte ich Sie nicht wieder erkennen! Freilich so verändert!"

Und mit allen Zeichen freudigen Erstaunens ergriff er die Hand des Mönchs und schaute diesem in das durchfurchte Antlitz, das von einem matten Schimmer der Befriedigung erhellt wurde.

„Ja, ich bin es!" sagte dieser. „Aber nicht mehr Oswald Neuber, sondern Bruder Johannes. Eine Mission, die mir von dem Obern meines Klosters zuertheilt worden, hat mich nach Paris geführt. Heut Morgen bin ich angekommen. Es war eines meiner ersten Bedürfnisse, Dich wiederzusehen."

„O, so bleiben Sie, ich bitte!" rief Raymond drängend. „Wie oft habe ich an Sie gedacht! Wie sehr habe ich gewünscht, Sie, den Verschollenen, einmal wiederzusehen! Erlaubt es Ihnen die Regel Ihres Ordens, bei mir zu wohnen?"

„O ja," antwortete der Mönch. „Doch habe ich meine Wohnung bereits angewiesen erhalten. Auch kann ich jetzt nicht bleiben. Ich wollte Dich nur wiedersehen, und trat, da ich den alten Jacques vor der Thür beschäftigt sah, ohne mich melden zu lassen in Deine Wohnung. Wie geht es Dir, mein Sohn? Daß Deine Eltern, Deine Brüder gestorben sind, habe ich bereits früher erfahren. Du stehst allein. Deine Miene ist ernst, Deine Stirn zeigt frühe Falten. Das Leben hat Dir früh seine trübe Seite gezeigt!"

„O ja, mein Bruder!" antwortete Raymond. „Doch wollen wir nicht daran denken. Lassen Sie uns von meiner Jugend plaudern, von den schönen Stunden, in denen ich Kenntnisse und Belehrung von Ihnen empfing, mit Ihnen durch den Wald hinter unserm Schlosse wandelte und die Welt bei Ihren Worten sich vor mir öffnen sah. Ich denke

sehr oft an jene Zeit, aber ich vermag nicht immer sie mir klar zurückzurufen. Sie werden mich darin unterstützen, hoffe ich."

„Es ist kein gutes Zeichen, wenn ein junger Mann in Deinen Jahren gern an die erste Jugend zurückdenkt," sagte der Mönch ernst. „Die Gegenwart muß Dir leer und düster scheinen, wenn Du jetzt schon zurückfliehst in die Vergangenheit. Wir wollen ein ander Mal davon plaudern. Mein Aufenthalt in Paris wird unbestimmte Zeit währen, je nachdem ich die Zwecke meiner Mission früher oder später erreiche. Ich hoffe Dich also öfter zu sehen."

„Und darf ich denn erfahren, was Sie bewogen, dieses fromme Gewand anzulegen?" fragte Raymond. „Ich erinnere mich Ihrer als eines gelehrten, aber heiteren Mannes, der die Annehmlichkeiten der Welt nicht verschmähte."

„Vielleicht finde ich eine Stunde der Sammlung, um Deinen Wunsch zu erfüllen," antwortete Bruder Johannes. „Für jetzt verlasse ich Dich. Nur Eines muß ich Dir noch sagen. Wenn Du findest, daß die Welt nicht geschaffen ist für Dich, daß Du sie nicht lieben kannst, wie sie ist, so erinnere Dich, daß es noch Ruhestätten giebt, in denen der Mensch über die Nichtigkeit dieses Daseins nachdenken und über die Thorheiten der Welt lächeln kann!"

„Wie meinen Sie das, ehrwürdiger Bruder?" fragte Raymond befremdet.

„Ich meine es gut und aufrichtig!" sagte der Mönch sanft. „Ich war heut Mittag bei einem hohen Würdenträger unserer Kirche, als der Herzog von Carey gemeldet wurde. Mich erinnernd, daß er mit Dir verwandt sei, fragte ich nach Dir. Er sprach lange über Dich, Du wirst ahnen, in welcher Art. Ich entwarf mir ein Bild von Deinem Wesen — nicht in seiner, sondern in meiner Art, denn ich kannte die Anlagen, die Gott in Dich gelegt hat, und die Richtung Deines Charakters. Deshalb, Raymond,

wenn diese Welt Dir widerwärtig scheinen sollte, so schließe Dich mir an. Ich will Dir den Weg zeigen, der allein zur Ruhe führt, ich will Dir beweisen, daß die Richtung Deines Geistes nur zur Entsagung führen kann. Laß uns jetzt nicht weiter darüber sprechen. Denke, wenn Du Zeit findest, daran, daß Jemand in Deiner Nähe ist, der Dir den Weg aus der Welt herauszeigen könnte, wie er ihn Dir einst in die Welt hineingewiesen!"

Raymond blickte den Mönch erstaunt, fast zweifelnd an.

„Heiliger Bruder," sagte er, „ich glaubte stets, daß der Kampf mit dem Leben, nicht die Flucht aus demselben, mein Loos sei. Was sollte aus der Welt werden, wenn alle ernster Denkenden sie verließen? Die Apostel Christi gingen nicht in ein Kloster, sondern in alle Welt und lehrten alle Heiden!"

„Wenn Du eine unüberwindliche, göttliche Kraft in Dir fühlst, so bleibe und kämpfe!" sagte der Mönch ernst. „Aber wehe dem, dessen Kraft zu schwach ist, um gegen den Strom zu kämpfen! Denke an meinen Rath! Wir sprechen mehr darüber, mein Kind! Jetzt lebe wohl! Ich sehe Dich bald wieder!"

Und mit dem Zeichen des Segens verließ der Mönch das Zimmer.

Ueberrascht schaute Raymond der hohen aber gebückten Gestalt nach. Dieser Besuch, diese plötzliche Erinnerung an die schönen Jahre seiner ersten Jugend, diese seltsame Aufforderung waren traumhaft schnell an ihm vorübergegangen. Es giebt Lagen des Lebens, Stunden der Erregung, in denen man geneigt ist, an eigenthümliche wunderbare Winke einer höheren Macht zu glauben. War dies ein solcher Wink? Plötzlich, in einem Momente, in welchem die Frage der Zukunft sein ganzes Wesen aufregte, war eine Gestalt aus der Jugend, ein Mann, an den seine freundlichsten,

reinsten und unschuldigsten Erinnerungen sich knüpften, der Mann, der ihm den Keim des Wissensdranges und des Freiheitsdurstes in das Herz gepflanzt, wie aus dem Grabe erstehend vor ihm aufgetaucht und hatte ihn gemahnt, diese trügerische Welt zu verlassen und die beschauliche Einsamkeit, die Ruhe des Klosters zu suchen! In tiefen Gedanken stand er und blickte lange vor sich hin.

„Nein, nein!" sagte er dann kopfschüttelnd. „Noch bin ich nicht enttäuscht, noch muß ich kämpfen; noch bin ich nicht überzeugt von der Niederlage. Ich weiß nicht, durch welche Schicksalsschläge dieser Mann, den ich in der Blüthe der Jugend und Kraft vor mir gesehen, in die Einsamkeit eines Kerkers getrieben worden. Vielleicht verzweifelte er an der Welt. So tief ist mein Muth noch nicht gesunken. Die Einsamkeit, die Thatenlosigkeit des Klosters würde mich quälen, da ich sie nicht aus Ueberzeugung, aus Resignation gesucht hätte. Nein, ich bin jung und will kämpfen! Dieser letzte Hafen bleibt mir immer! Das Kloster ist der Tod, und ich will nicht sterben, ohne gekämpft zu haben!"

Er beendigte seinen Anzug, rief Jacques, um ihm noch einmal zu befehlen, pünktlich das Haus zu verlassen, damit er den Bahnzug nicht versäume, wies ihn an, die Schlüssel dem Concierge zu überliefern, und stieg in den nächsten Fiacre, den er traf, um nach der Rue St. Dominique zu fahren.

Er wollte versuchen, den Grafen de Bonargies, vielleicht auch Celina zu sprechen. Auch dort wollte er Gewißheit haben. Er vermuthete, daß man dort seine Verstoßung aus der Familie kenne. Aber er wollte sich persönlich überzeugen, wie man sie aufgenommen. Freilich — er konnte im Voraus wissen, daß der Graf trotz alles Wohlwollens, das er ihm stets bewiesen, ihm sein Haus schließen werde. Er hätte sich die Demüthigung sparen können, die ihm bevorstand. Und dennoch wollte er den Schritt wagen, wäre

es auch nur, um Celina noch einmal zu sehen, noch einmal zu sprechen.

Schon am vergangenen Tage, als er von Schloß Mortoran zurückkehrte, hatte ihn die Sehnsucht seines Herzens nach der Rue St. Dominique gezogen, und nur die Furcht, seine Aufregung könne ihn zu einem leidenschaftlichen Schritte hinreißen, hatte ihn davon zurückgehalten, den Grafen zu besuchen. Doch war es ihm unmöglich gewesen, nach seiner Wohnung zurückzukehren, und er hatte bis tief in die Nacht hinein die Gärten und Straßen jenes Stadttheils durchwandert, und wie wir wissen, bei dieser Wanderung die Gelegenheit gefunden, Otto Duisfelden einen Dienst von der höchsten Wichtigkeit zu erweisen.

Auch jetzt klopfte ihm das Herz, als sein Fiacre in die engen Straßen des Faubourg St. Germain rollte, in welchem die Rue St. Dominique sich befindet. Dieser Stadttheil, von jeher der Wohnsitz der hohen und alten Aristokratie, zieht sich südlich von der Seine hinauf bis zu der langen Rue de Vaugirard und dem Luxembourg-Garten. Seine Straßen sind eng, uneben, ungesund, düster, selbst schmutzig. Dennoch bemerkt derjenige, der Paris nur ein wenig kennt, sehr bald, daß er sich in einem aristokratischen Viertel befindet. Es fehlen die Café's, die Gasthäuser, die Läden werden seltener, das Menschengetümmel verrinnt oder beschränkt sich auf einige Hauptstraßen, und die Seitenstraßen werden zum Theil von hohen und einförmigen Mauern eingefaßt, hinter welchen die Hotels der Aristokratie sich befinden. Hier und dort ragen hohe Bäume, theils zu Privat-, theils zu Klostergärten gehörig, über die Mauern. Das ganze Viertel scheint nicht zu der Weltstadt Paris zu gehören, sondern eine Art von Stadt für sich selbst zu bilden, die denen der Provinz und auch manchen Städten Deutschlands ähnlich ist.

Der Fiacre hielt vor einem Thore in der Rue St.

Dominique, einer der breitesten, hellsten und ebensten dieses Viertels. Eine Seitenpforte öffnete sich, als er stark an der Klingel gezogen, und er trat auf einen Hof, dessen drei Seiten von zweistöckigen Gebäuden umgeben waren, die mit ihrem Reichthum von Fenstern und ihrer leichten Bauart nach eher einem Sommerhause, als einem alt-adelichen Hotel ähnlich sahen. Und doch war das Hotel Bonargies noch eines der solidesten dieser Gebäude, die, zwischen dem Vorhof und dem Garten liegend, in der That oft nur Gartenhäusern gleichen und mehr durch ihre Ausdehnung oder auch durch den alten Namen, den sie tragen, als durch ihren Anblick imponiren.

Der Hof war vollkommen einsam. Ein schöner Hund lag in einer Ecke und erhob kaum den Kopf, als er Raymond bemerkte. Fast an allen Fenstern waren die Vorhänge und Marquisen herabgelassen. Nur der Concierge saß hinter dem Fenster seiner Loge. Ihn leicht grüßend, blickte Raymond hinüber, und da der Concierge nur dankte, ohne ein anderes Zeichen zu geben, so wußte Raymond, daß der Graf sich zu Hause befinde, schritt über den Hof und trat unter das marquisenartige Schirmdach, mit welchem fast alle Auffahrten in Paris versehen sind. Selbst vor dem Haupt-Eingange der Tuilerien fehlt diese große, helle Marquise nicht, eigenthümlich leichtfertig kontrastirend mit dem dunklen Gestein und dem ernsten Ansehen des welthistorischen Gebäudes.

Hier klingelte Raymond nochmals. Ein Diener erschien; der junge Mann fragte ihn, ob Graf de Bonargies zu sprechen sei, und in den Vorsaal tretend, harrte er einige bange Minuten lang auf Antwort. Es war möglich, daß ihn der Graf gar nicht annahm. Doch nein! Die Antwort lautete, daß der Herr Vicomte dem Herrn Grafen angenehm sein werde.

Raymond Mortoran durchschritt die ihm wohlbekannten Zimmer, deren Ausstattung glänzender und solider war, als das leichte Aeußere des Hotels erwarten ließ, und trat in das Wohnzimmer des Grafen, dessen Fenster auf einen Garten mit schönen alten Bäumen hinausgingen.

Der Graf saß in einem Lehnstuhl am Fenster und erhob sich, sobald Raymond über die Schwelle trat. Er war ein Mann von fast sechszig Jahren, von kleiner Gestalt, mit weißem Haar und sanften, wohlwollenden blauen Augen. Es lag etwas Zartes, Einnehmendes in seinem Wesen und in seinen Zügen, die mehr den Stempel germanischer als romanischer Abkunft trugen. Graf Bonargies stammte aus einer Schweizer-Familie, und noch jetzt besaß er Güter in der französischen Schweiz. Er hatte in seiner Jugend kurze Zeit einen Posten bei der Gesandtschaft in London bekleidet und dort seine spätere Gemahlin, eine Engländerin, kennen gelernt und sich mit ihr verbunden, bald darauf aber sein Amt aufgegeben, um mit seiner Gattin zu reisen und an ihrer Seite ein stilles, glückliches Leben zu führen. Sie war seit einer Reihe von Jahren gestorben, und seit dieser Zeit sah man den Grafen nur selten in der Welt; er lebte einsam, zurückgezogen mit seiner Tochter, die nicht, der französischen Sitte gemäß, in einem Kloster oder Pensionat, sondern unter seiner unmittelbaren Aufsicht und Obhut von den Lehrern und Lehrerinnen, die er ihr bestimmt, erzogen worden war. Raymond, der den Grafen schon seit Jahren kannte, hatte in ihm einen gutunterrichteten, zartfühlenden, kunstsinnigen und mildthätigen Mann von sanftem Charakter und von den angenehmsten Umgangsformen gefunden. Er schätzte ihn auch wegen seiner liberalen Gesinnung. Der Graf sah nur sehr wenige Besucher bei sich. Mortoran, Carey und einige andere Mitglieder der Familie waren jedoch Verwandte des Grafen, dessen älterer, längst gestorbener Bruder mit einer ebenfalls gestorbenen Verwandten Carey's und Mortoran's

vermählt gewesen. Ihnen war also das Hotel Bonargies immer geöffnet. Die Ehe jenes älteren Bruders war kinderlos geblieben; somit waren der Graf und seine Tochter, so viel man wußte, die einzigen Mitglieder der Familie Bonargies.

Raymond versuchte nicht, sich den Anschein der Unbefangenheit zu geben. Er wußte, daß ihm eine Erklärung mit dem Grafen bevorstand. Selbst wenn dieser noch nicht von dem Beschlusse des Familien-Rathes benachrichtigt worden, war es Raymond's Pflicht, das Vorgefallene zu erwähnen. Er verbeugte sich ernst; der Graf erwiederte den Gruß höflich, selbst freundlich. Aber er reichte Raymond nicht, wie es sonst wohl geschah, die Hand.

Die beiden Männer wechselten die gewöhnlichen Fragen und Begrüßungen. Raymond erkundigte sich nach der Comtesse. Sie war, wie der Graf ihm antwortete, am Morgen nach Versailles hinübergefahren, um dort eine Freundin zu besuchen. Das war eine bittere Enttäuschung für Raymond, der fest gehofft hatte, Celina zu sehen. Seine Stirn wurde noch düsterer.

„Herr Vicomte," sagte der Graf dann, „ich habe gestern und heut Nachrichten über ein trauriges Zerwürfniß erhalten, in welches Sie mit Ihrer Familie gerathen, und ich wünschte, mit Ihnen darüber zu sprechen, vorausgesetzt, daß es Ihnen nicht unangenehm ist."

„Im Gegentheil, Herr Graf," antwortete Raymond. „Ich bin sogar in der Absicht hergekommen, Ihre Meinung über das Vorgefallene zu hören und Sie um Rath zu bitten."

„Herr Vicomte," sagte der Graf, „ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß diese Nachrichten auf mich einen sehr betrübenden Eindruck gemacht haben. Sie sind gewiß davon überzeugt, daß Sie unter den wenigen Personen, die mein

Haus besuchen, zu denen gehörten, die hier vorzugsweise gern gesehen wurden. Nicht nur unsere langjährige Bekanntschaft, sondern auch die Vorliebe, die ich für Sie empfunden habe, ließ mich eine lebhafte Theilnahme für Ihr Schicksal fühlen. Ich wußte längst, daß Ihre Ansichten in vielen Punkten wesentlich nicht nur von denen der Adelichen überhaupt, sondern namentlich von denen Ihrer nächsten Verwandten abweichen. Was ich gestern und heut gehört habe — gestern durch Monsieur de Santhoret, heut Morgen durch den Herzog von Carey — scheint freilich darauf hinzudeuten, daß es sich hier nicht mehr um Ansichten, sondern um Haupt-Grundsätze handelt. Darf ich Sie bitten, mir die Ursachen und den Verlauf Ihrer Zwistigkeiten mit Ihren Verwandten zu erzählen? Ich weiß wohl, daß ich kein Recht habe, diese Mittheilungen von Ihnen zu verlangen. Ich dringe also nicht in Sie! Dennoch würde mir, nachdem ich die Schilderung Anderer gehört, auch eine Schilderung aus Ihrem Munde erwünscht sein."

„Ihr Wunsch ist ein neues Zeichen Ihrer Theilnahme für mich, Herr Graf; ich danke Ihnen dafür!" antwortete Raymond, und er begann nun, dem Grafen kurz und einfach, aber ohne irgend eine Thatsache zu verschweigen, den Verlauf dieser Angelegenheit mitzutheilen. Es entging ihm nicht, daß das anfangs ruhige und erwartungsvolle Gesicht des alten Herrn immer ernster wurde. Als Raymond seine Erzählung beendet, saß der Graf noch eine Zeit lang, vor sich hinblickend, in tiefem Schweigen da.

„Herr Vicomte," sagte er dann, „Ihr Bericht stimmt vollkommen genau mit der Erzählung jener beiden Herren überein — genauer, als mir angenehm ist!"

„Diese Worte würden mir andeuten, daß auch Sie meine Handlungsweise nicht billigen," sagte Raymond.

„Es wird mir nicht leicht, Ihnen auszusprechen, was ich über diese Angelegenheit denke," erwiederte der Graf.

„Sie kennen meine Ansichten über Politik, über unsere Regierung, über den Zustand unserer heutigen Gesellschaft. Sie sind nicht so weitgehend, nicht so entschieden ausgeprägt, wie die Ihrigen; trotzdem stimmen wir in vielen Punkten überein. Daß Sie Ganthoret als Beamten angreifen, daß Sie ihm persönlich keine Genugthuung für Angriffe geben wollen, die öffentlich widerlegt werden müßten, das läßt sich billigen. Daß Sie aber die späteren Beleidigungen des jüngeren Ganthoret sowie Carey's ohne eine energische Antwort gelassen haben — das erscheint mir bedenklicher. Ich für mein Theil bin überzeugt von Ihrem Muthe, von Ihrer Ehrenhaftigkeit. Welche Beweise dafür wollen Sie aber Männern geben, welche die persönliche Ehrenhaftigkeit von der Aufrechterhaltung gewisser Formen abhängig machen? Indem Sie selbst sagen, daß Sie sich nicht mehr für adelich halten, geben Sie allen Denen Recht, die behaupten, daß Ihre Gesinnungen unadelich seien. Es scheint mir, als hätten Sie übereilt gehandelt, Herr Vicomte. Ein so vollständiger Bruch mit allen Sitten und den überlieferten Gewohnheiten unseres Standes wäre nicht nothwendig gewesen. Sie hätten sich mit dem jüngeren Ganthoret, der Sie beleidigte, schlagen sollen. Das war keine politische, sondern eine persönliche Angelegenheit, wenn sie auch aus jenem politischen Zwiste hervorging."

„Herr Graf," antwortete Raymond, „Johannes Huß konnte einen Scheiterhaufen besteigen, um seinen Glauben mit dem Tode zu besiegeln. Aber wenn irgend ein fanatischer Priester ihn zu einem persönlichen Zweikampfe herausgefordert hätte, so glaube ich, würde er ihn nicht angenommen haben."

„Wollen Sie sich mit Huß vergleichen?" fragte der Graf.

Es lag etwas in dem Tone dieser Frage, was Raymond sogleich daran erinnerte, daß er eine Unklugheit be-

gangen habe. Der Graf stand in dem Rufe, ein gläubiger, wenn auch nicht fanatischer Katholik zu sein. Die Ansichten seiner Gemahlin, einer katholischen Engländerin, sollten, wie man sagte, in dieser Hinsicht nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sein.

„Ich führe nur ein Beispiel an, daß man den Tod nicht scheuen und doch ein Duell zurückweisen könne," antwortete Raymond. „Ich lehnte es ab, mich mit Ganthoret und Carey zu schlagen, weil ihre Herausforderungen nur jenen politischen Streit zur Ursache hatte, den ich öffentlich ausgefochten zu sehen wünschte."

„Gut," sagte Bonargies, „trotzdem können Sie es den Adelichen nicht verargen, wenn sie in Ihrem Benehmen eine krasse und auffällige Abweichung von allen bisherigen Gewohnheiten des Adels erblicken. Ich will nicht darüber sprechen, ob es nicht für Ihre eigenen Zwecke ersprießlicher gewesen wäre, wenn Sie einen solchen entschiedenen Bruch mit Ihren Standesgenossen vermieden hätten. Denn auch mir will es scheinen, als ob trotz der allgemeiner gewordenen Bildung und der Hebung des persönlichen Bewußtseins der Adel auch jetzt noch immer denjenigen Stand bilde, an welchen die ruhig Denkenden sich anschließen müssen, wenn sie eine Verbesserung der gesellschaftlichen und politischen Zustände herbeiführen wollen."

„Verzeihen Sie, Herr Graf, das ist meine Ansicht nicht!" fiel ihm Raymond etwas schnell ins Wort. „Wären die Adelichen noch so, wie sie sein sollten, dann möchten Sie Recht haben. Aber wie ich sie kenne, sind sie nicht nur nicht im Stande, den Kernpunkt einer Verbesserung unserer Zustände zu bilden, sondern verschwinden jetzt vollkommen unter der Menge von geistig ausgezeichneten Bürgerlichen."

Das Gesicht des Grafen wurde noch ernster. Auch er schien eine schnelle Antwort auf den Lippen zu haben, hielt sie aber zurück.

„Nun gut, Sie stellen sich auch mir gegenüber auf einen bürgerlichen Standpunkt," sagte er dann etwas kalt. „Verzeihen Sie mir, wenn ich mich noch immer zu den Adelichen zähle und bei meinen Gesinnungen verharre. Ich wollte vorher nur hinzufügen, daß der Adel stets mit Recht das größte Gewicht auf die persönliche Ehre des Mannes gelegt hat. Auch ich glaube, daß die hervorragendsten Männertugenden, diejenigen, die ihn zum Manne, zum Charakter machen, aus einem starken Ehrgefühl entspringen, und ich billige es, wenn der Adeliche dieses Gefühl als Hauptmerkzeichen eines adelichen Charakters betrachtet."

„Herr Graf," sagte Raymond sanft, fast bittend, „nimmermehr kann ich glauben, daß Sie mir ein solches Gefühl absprechen würden, nur weil ich Gründe gehabt habe, ein Duell mit bestimmten Persönlichkeiten und aus bestimmten Gründen abzulehnen. Ich glaube, daß man durchaus eine Unterscheidung machen muß zwischen dem Ehrgefühl eines braven Mannes, und den Anforderungen einer tyrannischen, auf willkürlichen und veralteten Grundsätzen beruhenden Adels-Ehre!"

„Herr Vicomte," sagte der Graf, „es würde uns viel zu weit führen, wollten wir dieses Thema auch nur annähernd erschöpfen. Ich billige den harten Entschluß, den Ihre Familie gefaßt hat, gewiß nicht. Aber andererseits muß ich zugestehen, daß Ihre Gegner durch Ihre Verachtung aller bisher üblichen Grundsätze gereizt worden sind. Ich wünsche nichts aufrichtiger, als daß bald eine Versöhnung zwischen Ihnen und Ihrer Familie stattfinden möge. Sie werden einsehen lernen, daß es schwer und wenig fruchtbringend ist, sich von einem Stande zu trennen, in dem man geboren ist und dem man so lange angehört hat. Ihre Familie andererseits wird, wie ich hoffe, bald Gelegenheit finden, einzusehen, daß die Vorwürfe, die man Ihnen gemacht hat, unbegründet sind. Ich für mein Theil gebe

Ihnen das Versprechen, Alles zu thun, um diese Versöhnung vermitteln zu helfen."

Ein schmerzliches Erstaunen zeigte sich auf Raymond's Gesicht. Er erhob sich; mit ihm zugleich der Graf.

„Auch Sie, Herr Graf, verlangen eine Aenderung von mir, oder setzen sie wenigstens voraus," sagte Raymond. „Ich kann Ihnen keine Versprechungen in dieser Beziehung machen. Bis jetzt habe ich jedoch aus Ihrem Munde nur Ansichten über mein Verhalten im Allgemeinen vernommen. Sagen Sie mir offen, Herr Graf, ich bitte Sie darum, ob Sie mein Benehmen bis zu einem Grade mißbilligen, der unsere persönlichen Beziehungen zu einander stören würde."

„Ich will Ihnen offen antworten, Herr Vicomte," erwiederte Bonargies. „Ihnen meine persönliche Achtung zu entziehen, wird mir immer unmöglich sein; denn ich glaube, daß Ihr Charakter an sich untadelhaft ist, und daß jugendliche Schwärmerei und heißes Blut Sie nur zu Extravaganzen, zu Uebereilungen, nicht aber zu Handlungen hinreißen könnten, die von den allgemeinen Gesetzen der Ehre abweichen. Dagegen haben Sie, meiner aufrichtigen Ansicht nach, einen Verstoß gegen die Ehre und Gesetze unseres Standes begangen und Ihrer Familie einen Grund zum Zerwürfniß mit Ihnen gegeben. Ich wiederhole, daß ich hoffe, dieses Zerwürfniß bald beendigt zu sehen. Bis dahin aber möchte ich Sie bitten, Ihre Besuche bei mir auszusetzen. Ich und meine Tochter werden Ihre Besuche am meisten entbehren. Aber wir müssen uns diese Entbehrung auferlegen, um Ihnen selbst unangenehme Begegnungen zu ersparen. Denn der Herzog von Carey und seine Freunde werden sich jetzt öfter, als früher, und mit einigem Rechte in meinem Hause einfinden, da ich heut Morgen dem Herrn Herzog die früher flüchtig gegebenen Versprechungen in bestimmter Form erneuert und ihm die Hand meiner Tochter zugesagt habe."

Das Blut war aus Raymond's Gesicht gewichen. Also heut Morgen war das geschehen! Stand das im Zusammenhang mit dem gestrigen Ereigniß? Hatte der Graf sich erst dann entschlossen, dem Herzog die Hand seiner Tochter förmlich zuzusagen, nachdem Raymond aus seiner Familie ausgestoßen und dadurch ein Nicht-Ebenbürtiger, eine Person geworden war, der man niemals die Hand einer Tochter bewilligen durfte? Zum ersten Male durchzuckte den jungen Mann der entsetzliche Gedanke, daß seine Träume, seine Wünsche, seine unbestimmten Hoffnungen vielleicht zur schönsten Wahrheit hätten werden können, daß der Graf ihm vielleicht trotz der Bewerbung Carey's die Hand Celina's gewährt hätte — wenn jenes Gestern nicht gewesen wäre! — —

„Der Herzog wird ein glücklicher Mann sein," sagte er, sich mit Mühe fassend. „Kennt Mademoiselle bereits Ihren Entschluß?"

Der Graf blickte den Vicomte etwas verwundert an.

„Sie wird ihn erfahren, gewiß!" antwortete er.

„So leben Sie wohl, Herr Graf!" sagte Raymond. „Ich werde diese Räume, in denen ich so viel Gutes und Angenehmes genossen, wahrscheinlich nicht wiedersehen. Denn eine Wiedervereinigung mit meiner Familie scheint mir unmöglich. Aber vielleicht wird das Andenken an die Personen, die mir hier stets so freundlich entgegen gekommen, gerade deshalb um so fester in meiner Erinnerung haften. Empfehlen Sie mich der Comtesse, Herr Graf! Wird es mir vergönnt sein, wenn ich Sie an einem anderen Orte wiedersehe, einige Worte an Sie oder an die Comtesse zu richten?"

Der Graf zögerte einen Moment; dann sagte er schnell und lebhaft:

„Gewiß, Herr Vicomte! Ueberhaupt wünsche und verlange ich, daß Sie mich stets als Ihren Freund betrachten."

„Ich danke Ihnen; leben Sie wohl!" sagte Raymond, und mit einer tiefen Verbeugung verließ er das Zimmer.

Sein Schritt war fest, sein Gang schnell, als er das Hotel verließ. Er grüßte den Diener, der ihm öffnete, und den Concierge, der die Klingelschnur zog, freundlich wie immer. Aber er sah und hörte dennoch nichts. So war auch dieser Theil der Welt hinter ihm versunken — dieser Theil, der ihm bisher der schönste geschienen. Der Graf wies ihn von sich; Celina wurde Carey's Gattin. Alles, was ihn je an die Vergangenheit, an das Leben gefesselt, was ihm schön und wünschenswerth, heißen Ringens würdig erschienen, war todt für ihn. Vor ihm lag nur eine schwere, dornenvolle Laufbahn, die ihm nichts bieten konnte, als Arbeit, Anstrengung, Entsagung und vielleicht am Schluß eine Märtyrerkrone! —

Er war vorher, ganz von dem Gedanken an die bevorstehende Unterredung mit dem Grafen und Celina erfüllt, aus dem Fiacre gestiegen, ohne den Kutscher zu bezahlen. Dieser wartete; er glaubte auf Zeit genommen zu sein.

„Wohin nun, mein Herr?" fragte er.

„Ja, wohin nun!" rief Raymond bitter. „Gleichviel — ich muß sie noch einmal sehen! Nach dem Bahnhof von Montparnasse."

Er stieg ein. Der Wagen rollte die Straße hinauf, und hielt nach ungefähr zehn Minuten vor dem Eingange des West-Bahnhofes, auf dem Boulevard Montparnasse. Raymond nahm ein Billet für Versailles. Es war beinahe fünf Uhr. Wenige Minuten darauf rollte der Zug hinaus auf die Höhen von Issy.

Raymond saß allein in einem Coupé. Es war ihm eine Wohlthat. Er brauchte seine Bewegung, die Thränen, die ihm zuweilen schwer und langsam aus den Augen drangen, nicht zu verbergen. Was wollte er nun? War es möglich, Celina in Versailles zu sehen? Mußte eine solche

Begegnung, unmittelbar nachdem er von dem Vater Celina's jene Mittheilungen erhalten, nicht auffällig erscheinen? Gleichviel! Er hatte in der letzten Zeit viel gekämpft, seine Energie war ermattet. Er vermochte dieser heißen Sehnsucht seines Herzens nicht zu widerstehen. Nur ein einziges Mal noch wollte er Celina sehen, ihr sagen, daß er nicht so schlecht sei, als seine Feinde ihn schilderten. Dann lag dieser erste Abschnitt seines Lebens mit all' seinen Träumen, Kämpfen und Hoffnungen hinter ihm! Wäre ihm in diesem Augenblick ein Ganthoret oder Carey gegenübergetreten, um ihn herauszufordern, er würde ihm nicht den Rücken zugewandt haben. Aber nicht, weil sein Muth zurückgekehrt, sondern nur, weil er gewichen, weil die moralische Energie seines Charakters erschlafft, weil er wieder für den Augenblick empfänglich gegen die Reizungen eines trügerischen Ehrgefühls geworden war.

Er wußte, bei wem sich Celina in Versailles befand. Ein Freund des Grafen Bonargies, ein alter Oberst, lebte dort auf einem freundlichen Landgute in der Nähe des Parks von Versailles mit seiner Tochter, die vor nicht langer Zeit durch den in Algier erfolgten Tod ihres Gatten — eines Offiziers — Wittwe geworden. Madame de Beauval war eine der wenigen Freundinnen Celina's, eine guterzogene, liebenswürdige Frau, die, wie Raymond von Celina erfahren, nach dem Tode des geliebten Gatten in eine schwere Krankheit verfallen war, von der sie sich nur mit Mühe und langsam erholte. Raymond wußte, daß Celina die Freundin besuchen wollte. Aber daß sie gerade an diesem Morgen abgereist, schien kein Zufall. Wahrscheinlich hatte Graf Bonargies seine Tochter unmittelbar nach der Mittheilung Ganthoret's aufgefordert, ihre Freundin in Versailles zu besuchen, damit sie Raymond nicht wiedersehe. Denn dem Grafen konnte das Gefühl, das der Vicomte für Celina empfand, nicht entgangen sein, und vielleicht ahnte er auch,

daß Celina den Vicomte lieber sehe, als den Herzog. Es war ohne Zweifel eine absichtliche Trennung. Aber selbst gegen den Willen des Vaters wollte Raymond noch einmal die Comtesse sehen. Er hoffte nichts für sich von Celina. Nie war ein Wort der Liebe zwischen Beiden gewechselt worden, und hätte er es jetzt wagen dürfen, seine Empfindungen zu äußern, jetzt, da er soeben die Erklärung des Vaters erhalten? Er folgte nur dem unwiderstehlichen Drange seiner Sehnsucht. Und er durfte nicht zögern. Vielleicht empfing Celina schon morgen Mittheilungen von ihrem Vater, die sie bewegen mußten, ein Zusammentreffen mit Raymond zu vermeiden.

Raymond kannte den Obersten de Lamoray, den Vater der Frau von Beauval. Er war ihm in Gesellschaften begegnet und hatte ihn einmal in Versailles besucht. Auch war ihm der Lieutenant Beauval befreundet gewesen. Auf diese Weise konnte es kaum auffällig scheinen, wenn er dem Obersten und seiner Tochter durch einen Besuch seine Theilnahme ausdrückte. Wenig lag ihm daran, ob die Damen später erfuhren, daß er unmittelbar von dem Grafen Bonargies gekommen, wenn er nur Celina sah.

Die Stille eines Sommer-Nachmittags ruhte über dem einsamen Versailles, als Raymond durch die Orangeriestraße nach dem westlichen Theile der Stadt schritt. Das Landhaus des Obersten lag eine Viertelstunde von der Stadt, auf dem Wege nach St. Cyr, mitten in der herrlichen Natur, welche den Park von Versailles nach dieser Seite hin umgiebt. Er glaubte annehmen zu können, daß Celina jetzt mit Madame de Beauval einen Spaziergang mache, und hoffte ihnen zu begegnen. Aus der Ferne tönte die Militair-Musik herüber, die an einzelnen Nachmittagen unterhalb des Bassins der Latona im Park von Versailles spielt. Vermuthlich aber war Madame de Beauval mit ihrer Freundin nicht dorthin gegangen; ihr Schmerz war zu groß und zu

neu, als daß er ihr hätte erlauben können, die Gesellschaft zahlreicher Menschen aufzusuchen. Wahrscheinlicher dünkte es den jungen Mann, daß sie in einer der entlegeneren Alleen promenirten, und er blickte in diese hinein, ohne jedoch zwei Damen zu bemerken.

An dem Gitter des Vorgartens, der die Villa des Obersten von der Landstraße trennte, stand ein Diener. Er antwortete dem jungen Mann auf dessen Frage, daß der Oberst heut zum ersten Male wieder nach Versailles gegangen sei, um dort im Casino seinen Kaffee zu nehmen, da eine Freundin der Madame de Beauval angelangt sei, um derselben Gesellschaft zu leisten; die beiden Damen aber seien unmittelbar nach dem Diner in der Richtung des Parks spazieren gegangen. Das genügte Raymond. Er sagte, er werde wiederkommen, und gab seine Karte nicht ab. Dann, mit dem Park von Versailles und dessen Umgebung genau vertraut, verfolgte er die Richtung, in welcher, wie der Diener ihm sagte, die Damen verschwunden waren.

Er ging schnell durch die einsamen Alleen, die zahlreich und ausgedehnt genug sind, um eine Begegnung, die nicht vorher verabredet ist, als eine große Gunst des Zufalls erscheinen zu lassen. Raymond spähte scharf durch den Wald, dessen laubige Gehege den Fernblick erschwerten. Er begegnete nur wenigen Personen, meistens Landleuten. Plötzlich jedoch bemerkte er zwei in Schwarz gekleidete Damen, welche eine Seiten-Allee heraufkamen, und denen ein Diener folgte. Das Herz klopfte ihm und seine Schritte stockten Er hatte Celina und Madame de Beauval erkannt.

Es war nicht leicht für Raymond, seine Unbefangenheit zu bewahren und dieser Begegnung den Schein der Zufälligkeit zu geben. Vielleicht war es sogar besser, wenn er offen aussprach, daß er Celina's wegen gekommen. Zögern, Zaudern, Verlegenheit hätten eine Scene herbeiführen können, die Raymond auf jeden Fall vermeiden mußte.

Er bog in die Seiten-Allee ein und ging den Damen entgegen. Celina schien ihm bleich und ein eigenthümlicher Ernst ruhte auf ihrem Gesicht. Aber vielleicht war das nur die Folge des schwarzen Anzugs, den sie, um die Trauer ihrer Freundin zu ehren, angelegt, und der gesammelten Stimmung, die nothwendig durch das Beisammensein mit einer so schwer geprüften und beklagenswerthen jungen Frau hervorgerufen werden mußte. Raymond sammelte seine ganze Kraft, und wandte sich nach einem ehrerbietigen Gruße zuerst an Madame de Beauval, ihr sein Beileid in wenigen herzlichen Worten aussprechend. Die junge, bleiche Wittwe dankte ihm mit bewegter Stimme. Die Erinnerung an den Gatten schien sie zu erschüttern. Raymond mußte abbrechen und sich zu Celina wenden.

Die Comtesse de Bonargies war eine jener Erscheinungen, in denen sich Einfachheit und Schönheit, natürlicher Adel und feinste Bildung in einer Weise vereinigen, die auf den ersten Blick fesseln muß. Ihre Schönheit war nicht auffallend, zur Bewunderung reizend; das etwas blasse Antlitz fesselte anfangs nur durch seine Sanftmuth, durch die Harmonie des Ganzen, durch die Klarheit des großen Auges, bis man allmählich auf die Regelmäßigkeit und Feinheit der Züge, auf die Schönheit der Einzelnheiten aufmerksam wurde. Ihre schlanke, mittelgroße Gestalt, ihre Haltung, ihr kunstlos gescheiteltes Haar, die geschmackvolle Einfachheit ihres Anzugs erinnerte an die Frauen Englands. Aber ihr Teint war bleicher, als man ihn dort gewöhnlich findet, und ihr Haar, sowie die untadelhaft geformten Augen glänzten im reinsten Lichtbraun. Die Gestalt entsprach dem Antlitz; sie war zart, regelmäßig, anmuthig. Ihr ganzes Wesen umwehte jener Hauch edler Einfachheit, den man in allen Ständen bei allen Frauen findet, denen die Natur das unschätzbare Geschenk natürlichen Adels, natürlicher Grazie verliehen hat — ein Geschenk, das selbst die kunstvollste Aus-

bildung nicht zu ersetzen vermag, und das, wenn es sich mit der Bildung und Vollendung höheren Ranges vereint, vornehmen Frauen einen bezaubernden Reiz verleiht, der sie selbst dem verwöhnten und scharfprüfenden Auge als ideale Persönlichkeiten erscheinen läßt. Solche Wesen würden, selbst ihres Ranges und Schmuckes entkleidet, entzücken, wie umgekehrt ihre niedriggeborenen Schwestern durch Glanz und Schmuck kaum fesselnder werden könnten.

„Ich komme von Ihrem Herrn Vater, Comtesse!" sagte Raymond. „Er sagte mir, daß Sie sich in Versailles befänden, und da es möglich, sogar sehr wahrscheinlich ist, daß ich Paris und Frankreich auf einige Zeit verlasse, so wollte ich nicht zögern, mich Ihnen zu empfehlen, um so mehr, da eine sehr traurige Pflicht mich zu Madame de Beauval rief."

„Sie wollen in das Ausland gehen, Herr Vicomte?" fragte Celina. „Das überrascht mich. Sie sagten mir, wenn ich mich nicht irre, noch vor Kurzem, daß sich in einer Zeit, wie der jetzigen, Niemand seinem Vaterlande entziehen dürfe."

„Nun, ich denke zurückzukehren," sagte Raymond, sich bemühend, leicht zu sprechen und in dem Gesicht Celina's zu lesen. „Entweder ist es anderswo besser, und dann lerne ich einsehen, was meinem Vaterlande fehlt. Oder es ist überall ebenso, wie bei uns, und dann werde ich in Zukunft weniger Widerwillen gegen dasjenige empfinden, was mir hier nicht gefällt. Denn man sagt ja, daß die Dinge nur so schlimm seien, wie sie uns erscheinen. Auf diese Weise kann man auch wohl das Widerwärtige erträglich finden."

„Darüber ließe sich streiten, Herr Vicomte," sagte Celina. „Das Böse ist immer böse, auch wenn es uns durch Gewohnheit erträglich werden sollte. Aber jedenfalls werden Sie überall lernen, denn Sie sind ein aufmerksamer

Beobachter. Doch wollen wir unsere Promenade nicht fortsetzen?"

„Ich möchte für mich um einige Ruhe bitten," sagte Madame de Beauval. „Ich bin erschöpft."

„So bleiben wir hier und setzen uns," sagte Celina, auf eine Gartenbank in der Nähe deutend.

„Ich werde es thun," erwiederte die Freundin, „die Luft und die Promenade haben mich ermattet. Mit Dir kann das nicht der Fall sein, Celina. Willst Du mit Monsieur de Mortoran inzwischen die Allee auf und ab gehen, so nimm keine Rücksicht auf mich. Jean wird bei mir bleiben. Ich bin recht gern einige Minuten allein."

Die Bewegung ihrer Züge, die Thränen in ihren Augen verriethen, daß die Erinnerung an den Gatten ihren Schmerz von Neuem wachgerufen habe. Vielleicht wünschte sie in der That, kurze Zeit mit sich allein zu sein, um ihre Bewegung bekämpfen zu können. Celina und Raymond erriethen es zu gleicher Zeit.

„Wenn Monsieur de Mortoran mir so viel Zeit widmen will," sagte sie, „so möchte ich die Allee hinaufgehen bis zu jener Gruppe. Man hat von dort einen Durchblick hinüber nach Trianon. Wir sind bald wieder bei Dir, Florentine!"

Sie wechselten einen Blick inniger Freundschaft und drückten sich die Hand. Dann reichte Raymond der Comtesse seinen Arm; sie nahm ihn an und Beide gingen langsam die Allee hinauf.

Beide schwiegen anfangs. Es lag etwas in dem Wesen Celina's, das darauf hindeutete, sie kenne bereits die Ereignisse des gestrigen Tages, etwas Zurückhaltendes, Befangenes, das Raymond früher nicht an ihr bemerkt hatte, und zugleich etwas Theilnehmendes und Trübes.

„Das wäre also in der That ein Abschiedsbesuch, Herr Vicomte?" sagte Celina endlich. „Sie verlassen Paris —

für diesen Sommer, nicht wahr? Oder gedenken Sie länger fortzubleiben?"

„Ich weiß noch nichts Bestimmtes, Comtesse," antwortete Raymond. „Aber selbst wenn ich in Paris bliebe, würde ich nicht mehr das Glück genießen können, mit Ihnen die Gedanken und Ansichten zu tauschen, die mich beschäftigen. Ich würde Lebenskreise wählen müssen, die mich von Ihnen trennen."

„Monsieur de Mortoran," sagte Celina ruhig, „ich will Sie nicht täuschen, mich nicht verstellen, Sie nicht zu der Mittheilung von Thatsachen veranlassen, die ich zum Theil kenne. Aus Ihren eigenen Andeutungen, sowie aus mehreren flüchtigen Worten des Herzogs weiß ich, daß Sie mit Ihrer Familie zerfallen sind. Mein Vater theilte mir gestern Abend mit, daß dieses Zerwürfniß zu einem vollständigen Bruch geführt habe. Ganz klar liegt die Angelegenheit nicht vor mir; man scheint mir Manches verschwiegen zu haben. Wie dem auch sei, Monsieur de Mortoran, so kann ich unmöglich glauben, daß Sie etwas gethan haben, was Sie entehren könnte. Dann würden Ihre Thaten mit Ihren Gesinnungen im schreiendsten Gegensatze stehen. Wie ich höre, haben Sie es verweigert, sich mit den Ganthoret's zu schlagen. Ich achte männlichen Muth sehr hoch; ein Mann, der ihn nicht besäße, würde in meinen Augen eines der edelsten Zeichen männlicher Würde entbehren. Aber ich begreife, wie auch ein muthiger Mann ein absichtlich ihm aufgedrungenes Duell verweigern kann."

„Comtesse," rief Raymond lebhaft und freudig, „Comtesse, Sie richten mein Herz wieder auf. Dies ist das erste tröstliche Wort, das ich seit dem gestrigen Unglückstage vernommen habe! Sie verdammen, Sie verachten mich nicht!"

„Ich bin nicht so leichtsinnig, die Achtung, die ich vor einer Person empfunden habe, nur auf die Anklage anderer

Personen hin in Verachtung zu verwandeln, namentlich, wenn diese Anderen mir kein unbedingtes Vertrauen einflößen," antwortete Celina. „Ich begreife andererseits, daß ein Zerwürfniß mit Ihrer Familie Ihnen Rücksichten auferlegen, Sie für eine Zeit lang zu einem einsamen Leben nöthigen kann. Aber wollen Sie mir sagen, weshalb ein Streit mit Ihrer Familie Sie hindern würde, das Haus meines Vaters zu besuchen?"

„Comtesse," antwortete Raymond nach kurzem Zögern, „ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Meinem eigenen Entschluß gemäß werde ich mich in die Einsamkeit zurückziehen. Dies wäre freilich kein Grund, diejenigen zu vermeiden, die mir auch ferner noch von höheren Lebenskreisen aus ihre Theilnahme schenken wollen. Der arme, der zum Bürgerlichen gewordene Mortoran würde sich nicht zurückhalten lassen, der Schönheit und Liebenswürdigkeit seine Huldigung darzubringen. Wir sehen ja Bürgerliche in allen Salons, in den höchsten Kreisen. Freilich müßte ich zuvor bewiesen haben, daß ich auch als Bürgerlicher, nicht nur als Mitglied der Familie Mortoran etwas zu gelten vermag. Aber das Hinderniß ist von einer ganz bestimmten Art. Ich komme von Ihrem Herrn Vater. Er hat mir mitgetheilt, daß meine Gegner, der Herzog von Carey und seine Freunde, in der nächsten Zeit sein Haus mehr als je besuchen würden, und daß er um meiner selbst willen wünsche, jede unangenehme Begegnung zwischen mir und jenen Herren in seinem Hause vermieden zu sehen!"

Es währte einige Minuten, ehe Celina antwortete.

„Das wußte ich nicht, konnte es auch kaum ahnen," sagte sie dann. „Mein Vater sprach gestern Abend ernst, aber in wohlwollender Weise über Ihre Angelegenheit. Seine Ansichten mußte ich billigen. Ihre scharfe und vollständige Trennung nicht nur von Ihrer Familie, sondern von dem Adel überhaupt trägt das Gepräge eines übereilten,

in Aufwallung gefaßten Entschlusses. Daß der Adel in früheren Zeiten eine Nothwendigkeit war, haben Sie mir selbst eingestanden. Seine Aufgabe, der Träger der Ehre, Ritterlichkeit und edler Gesinnungen zu sein, mag jetzt allerdings von der ganzen Welt getheilt werden. Nichtsdestoweniger existirt er noch, und man kann sich eines alten und geehrten Namens so wenig wie eines großen Vermögens entäußern, ohne den Vorwurf der Unklugheit, mindestens der Uebereilung auf sich zu laden. Persönlichen Vorzug verleiht allerdings nur der persönlich erworbene, also neue Adel, nicht der ererbte. Wohl aber legt der ererbte Adel Pflichten auf — die Pflicht, in Wort und That die Ehre der Familie aufrecht zu erhalten, ein Beispiel edler Gesinnung zu sein, Anderen in guten Werken, in einem untadelhaften Leben voranzugehen. Nur wer sich selbst täglich wieder zum Adelichen macht, ist adelich. Deshalb sehe ich nicht ein, weshalb Sie das Alles, was Sie als Bürgerlicher zu erreichen streben, nicht ebenso gut als Vicomte de Mortoran, ja vielleicht mit mehr Wirkung hätten erreichen können."

„Comtesse," sagte Raymond ernst und bewegt, „Alles, was Sie mir sagen, ist mir oft und ernst durch die Seele gegangen, und ohne den unseligen Zwist, der sich zwischen mir und meinen Verwandten erhoben, würde ich vielleicht nie daran gedacht haben, mich von meinem Stande zu trennen. Aber es blieb mir keine andere Wahl. Wenn der Adel nur denjenigen als einen Standesgenossen anerkennt, der sich den Gesetzen der Standesehre fügt, seine Ueberzeugung verleugnet, so mußte ich zurückkehren in die große Allgemeinheit der Menschen, die sich nur von natürlichen und bürgerlichen Gesetzen bestimmen lassen. Ich denke über viele Punkte und namentlich über das Duell anders, als meine Verwandten. Wenn mir nun nicht nur meine Gegner, sondern auch wohlgesinnte Männer, wie Ihr Herr Vater, er-

klären, daß ich mich den bisherigen Adelsbegriffen beugen müsse, so bleibt mir keine andere Wahl, als bürgerlich zu leben, damit man nichts Anderes als Bürgerliches von mir verlange. Das Duell hatte in früheren Zeiten ein Art von Berechtigung als Gottesurtheil zwischen denen, die keinen höheren Richter auf Erden über sich anerkannten. Jetzt ist es zu einem gefährlichen Spiel mit dem heiligsten Gute geworden, das der Mensch erhalten hat, dem Leben. Unser Leben gehört Gott, dem Vaterlande, der Menschheit. Wer es ohne die zwingendste Nothwendigkeit auf's Spiel setzt, erkennt den vollen Werth desselben nicht, ist kein ernst denkender Mann. Aus diesen Gründen, die ich zehnfach vermehren könnte, bin ich jeden Augenblick bereit, das Leben für das Vaterland und meine Mitmenschen zu wagen; aber ich weigere mich, es auf's Spiel zu setzen, um die Laune eines Einzelnen zu befriedigen."

„Ich billige diese Gründe vollkommen," sagte Celina, „und da ich weiß, daß auch mein Vater im Allgemeinen mit mir übereinstimmt, so bin ich erstaunt darüber, daß er Ihren Gegnern so bald nachgegeben hat. Seine Wünsche sind mir jederzeit heilig gewesen, und ich werde sie stets, so weit es mein Gewissen mir gestattet, erfüllen, im Vertrauen darauf, daß er nichts Unbilliges von mir fordern wird. Aber bisher war ich von ihm gewohnt, daß er seine Beschlüsse mit Gründen unterstützte, und es überrascht mich, daß er Ihnen gegenüber anders gehandelt, als ich nach seinen Andeutungen gegen mich voraussetzen konnte. Bisher hatte ich geglaubt, es würde eines kräftigeren Grundes bedürfen, um einen Freund unserer Familie von uns zu entfernen. Vielleicht hat mein Vater noch andere Gründe."

„Gewiß, Comtesse; sie liegen in dem Verhältnisse zu dem Herzog," sagte Mortoran schnell. „Der Herr Graf hat Rücksichten zu nehmen auf seinen künftigen Schwiegersohn."

Celina stand still. Trotz der glühenden Strahlen der tiefstehenden Sonne, die voll auf ihr Gesicht fielen, schien es blasser geworden.

„Hat mein Vater auch hierüber mit Ihnen gesprochen, Herr Vicomte?" fragte sie.

„Ich darf den Mittheilungen, die der Herr Graf Ihnen machen wird, nicht vorgreifen," antwortete Raymond. „Aber Sie dürfen nicht außer Acht lassen, Comtesse, daß man Sie längst als die Zukünftige des Herzogs betrachtete."

„Dann begreife ich allerdings das Verhalten meines Vaters," sagte Celina. „Es müssen neue Besprechungen zwischen ihm und dem Herzog stattgefunden haben. Ich vertraue jedoch darauf, daß mein Vater in dieser Angelegenheit auch meine Stimme hören wird. Er weiß, daß ich nichts für den Herzog empfinde, und kann nicht glauben, daß mein Herz sich in einem Tage geändert habe. Ich will keine Worte darüber verlieren. Niemals werde ich einem Manne gegen den Willen meines Vaters die Hand reichen; die Grundsätze der kindlichen Ehrfurcht und des Gehorsams, die mir von Jugend auf eingeprägt worden sind, verbieten mir das. Ebenso wenig aber werde ich die Gattin eines Mannes werden, den ich nicht lieben, kaum achten kann. Und ich bin fest überzeugt, mein Vater wird meine heiligsten Gefühle nicht verletzen wollen!"

Diese in festen, ruhigen Worten gegebene Erklärung hatte Raymond nicht erwartet. Er war nicht hierher gekommen, um Hoffnung für sich selbst zu suchen; auch ward sie ihm selbst durch diese Erklärung nicht zu Theil. Aber sie gab ihm wenigstens die Versicherung, daß Celina nicht die Gattin eines Mannes sein werde, den er verabscheute, und das war für Raymond's Herz ein unendlicher Trost. Das Herz schlug ihm heftig, die Wangen glühten ihm vor Erregung.

„Comtesse," sagte er, „das sind Worte, wie ich sie

von der edelsten Dame, die ich kenne, erwarten mußte. Verzeihen Sie mir! Es ist mir nicht erlaubt, über diese Angelegenheit zu sprechen. Aber ich freue mich, endlich einmal Selbständigkeit in einem so jugendlichen Geiste zu finden. Was das Familienleben unseres Adels, aller höheren Klassen unserer Gesellschaft verdirbt, das sind diese Heirathen, die zwischen Personen geschlossen werden, die sich nie vorher gekannt haben, und die nothwendig Gleichgültigkeit, ja oft Haß zwischen den Zusammengeschmiedeten hervorrufen müssen. Dächten alle Französinnen wie Sie, folgten sie ihrem Herzen und verweigerten sie diese so hochwichtige Verbindung, wenn ihr Herz nichts empfindet, so würden unsere ehelichen Verhältnisse eine andere Gestalt annehmen, die Ehe würde aufhören, ein Kauf zu sein, und die Mehrzahl unserer Gattinnen hätte, wenn sie von ihren Männern vernachlässigt wird, nicht mehr zwischen herber Entsagung oder leichtsinniger Verachtung der ehelichen Gesetze zu wählen. Die Ehe würde sein, was sie sein soll, ein festes, heiliges Band für das Leben."

Celina antwortete nicht darauf. Sie ging schweigend neben dem erregten jungen Manne. Auch Raymond hing seinen Gedanken nach. Sie waren ernst, aber freudig. Der Gedanke, daß Celina gezwungen oder freiwillig die Gattin des hochmüthigen, leichtfertigen, herzlosen Gaston de Carey werden könne, hatte wie ein Alp auf seinem Dasein gelastet. Er, der nie gehofft, sie zu besitzen, konnte auf sie Verzicht leisten. Aber er wollte sie glücklich wissen. Jener düstere Alp war nun von ihm genommen. Celina hatte fest und bestimmt gesprochen, und in ihren Worten war die entschiedene Erklärung enthalten, daß sie Gastons Bewerbung nicht annehmen werde.

„Herr Vicomte," sagte Celina dann, „ich weiß oder ich ahne vielmehr, daß Sie einem schweren Kampfe, einem herben Dasein entgegen gehen. Aber ich glaube, mein

Kampf wird nicht leichter sein. Die Natur meines Vaters ist sanft, aber von jener fast weiblichen Sanftmuth, die mit großer Hartnäckigkeit verbunden sein kann. Hat er, was ich fast fürchten muß, da er Ihnen eine solche Mittheilung gemacht, dem Herzog sein Wort gegeben, so wird er Alles versuchen, es zu erfüllen. Und dann erwartet mich eine lange und schwere Zeit unablässigen Widerstandes, einsamer Trauer und nagender Schmerzen — denn ich liebe meinen Vater über Alles, und es wird mir die höchsten Schmerzen bereiten, Schmerzen, die ich jetzt nur ahnen kann, einen seiner Wünsche, und einen so großen, nicht zu erfüllen. Wenn Ihnen das Leben Bitterkeiten, Täuschungen, Leiden bereitet, so denken Sie daran, daß mein Loos nicht viel glücklicher sein wird, als das Ihre. Wir werden uns nicht wiedersehen. Ich begreife jetzt die Worte meines Vaters. Aber ohne uns zu sehen, werden wir wissen, daß wir einen dornigen Pfad wandeln!"

„Der meinige wird leicht und süß sein, wenn ich weiß, daß Sie an mich denken!" rief Raymond glühend.

„Sagen Sie das nicht, Monsieur de Mortoran!" antwortete Celina sanft und traurig. „Es handelt sich hier nicht um ein flüchtig vorübergehendes Leid, sondern um Jahre der Entsagung, die uns zuletzt selbst für die Hoffnung unempfindlich machen. Ich glaube, ich weiß, daß Sie ein entschlossener Mann sind. Aber Sie werden Ihre Laufbahn sehr düster, Ihre Aufgabe riesengroß, ja unlösbar finden, Meine Wünsche begleiten Sie! Verzagen Sie nicht, wenn Sie endlich begreifen, daß der Einzelne nicht bewirken kann, was Jahrhunderte schaffen müssen. Gewöhnen Sie sich an die Beschränkung Ihrer Ziele, Ihrer Hoffnungen. Der Einzelne kann nur wenig erreichen, und wohl ihm, wenn er dieses Wenige erreicht."

Sie waren bei der Marmorgruppe angelangt, von der Celina vorher gesprochen; dort stand sie still. Sie schien

hinüberzublicken über den großen Kanal und das sogenannte Kreuz — einen in Kreuzesform angelegten See — nach Trianon. Aber der ernste Ausdruck ihres Auges verrieth, daß die von der sinkenden Sonne vergoldete freundliche Landschaft sich nicht in ihrer Seele wiederspiegelte. Sie dachte an die Zukunft.

„Lassen Sie uns zurückkehren!" sagte sie dann gefaßt. „Florentine erwartet uns! Wie glücklich sind wir im Vergleich zu dieser Unglücklichen, die den unersetzlichen Verlust eines geliebten Gatten betrauert! Wir können noch hoffen, wir können uns am Ende einer traurigen Laufbahn ein Leben voll des reinsten Glückes ausmalen. Wir stehen noch nicht auf den Trümmern des Glücks, sondern nur am Fuße eines steilen Hügels. Kommen Sie, Monsieur de Mortoran! Wenn wir uns wiedersehen, werden wir älter sein. Mögen wir nicht zu alt sein, um noch zu hoffen!"

Sie gingen zurück. Raymond sprach nicht mehr; ihm war das Herz zu voll, und er ehrte das ernste Schweigen seiner Begleiterin. Madame de Beauval kam ihnen einige Schritte entgegen. Auch sie war gefaßt; sie begann von der Stille und Einsamkeit des Parkes zu sprechen, und das Gespräch nahm einen allgemeinen Charakter an.

Raymond begleitete die Damen zurück nach dem Landhause; als er jedoch erfuhr, daß der Oberst noch nicht zurückgekehrt sei, hielt er es nicht für schicklich, einzutreten. Er sagte den Damen Lebewohl. Celina reichte ihm ihre Hand.

„Adieu, Herr Vicomte!" sagte sie, ihn voll und fest mit ihren großen Augen anblickend. „Auf Wiedersehen!"

Raymond sah noch einmal zurück, als er eine Minute von dem Landhause entfernt war. Celina stand auf der Freitreppe und erhob leicht die Hand mit dem Taschentuch, um ihn zu grüßen. Raymond verneigte sich tief und es war ihm, als habe er die Hand auf das Herz gelegt. Aber er wußte es nicht genau.

In der nächsten Stunde, während er nach Paris zurückkehrte, dachte er nicht an die Zukunft, die vor ihm lag; er dachte nur an die glücklichen Momente, die er eben verlebt. Hätte er kühn sein wollen, so hätte er manchem Worte Celina's eine für ihn beseligende Deutung geben können. Aber das wagte er nicht. Sie war ihm stets eine ideale Erscheinung gewesen, war ihm stets unerreichbar erschienen. Indessen sie empfand Theilnahme für ihn, sie wünschte ihm Glück, sie tadelte ihn nicht, sie zeigte sich ihm als eine nachsichtige Freundin, sie wollte mit ihren Gedanken seine Laufbahn verfolgen — das war ihm genug! Kein Ritter zog nach dem verheißenden Lächeln seiner Geliebten zuversichtlicher in den Kampf, als Raymond heut in die Riesenstadt zurückkehrte, in welcher ihn der mühsame, aufreibende geistige Kampf erwartete, dem sich die hochherzigen Geister unseres Jahrhunderts nicht entziehen können. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Erst in Paris erinnerte sich Raymond, daß er noch nicht dinirt habe*). Der nächste ihm bekannte Restaurant wohnte in der Nähe des Luxembourg. Er ging dorthin, kaufte sich von einem der Straßenverkäufer die Abendzeitung und durchlas sie, auf seine Suppe wartend.

Er dachte nicht im Entferntesten daran, daß er in derselben etwas auf sich Bezügliches finden werde; er hatte nach

*) Bekanntlich wird das Frühstück (Dejeuner) in Paris um 11 Uhr Morgens, das Mittagsmahl (Diner) um sechs Uhr Nachmittags eingenommen. Doch kann man beide Zeiten auch noch bis 12 oder 1 Uhr und bis 7 Uhr hinausrücken, und erhält dann eine dem deutschen Mittag- und Abendbrod entsprechende Eintheilung. Ein wirkliches Abendbrod (Souper) gehört nicht zu den Pariser Mahlzeiten. Es wird nur bei ungewöhnlichen Veranlassungen ungefähr um Mitternacht eingenommen. Mit dem Diner, um sechs Uhr, schließt in den meisten Fällen der Pariser Arbeitstag, und der Rest des Tages ist der Erholung und dem Vergnügen gewidmet.

dem beglückenden Wiedersehen den gestrigen Tag vergessen. Da fiel sein Blick auf die Anfangsbuchstaben seines Namens und er las Folgendes:

„R. de M., der Verfasser jener bekannten Broschüre, in welcher unsere moralischen Zustände und einzelne hohe Beamte mit so großer Schärfe besprochen wurden, hat, wie wir hören, gestern vor dem Rathe seiner Familie erscheinen müssen, um sich gegen verschiedene Anklagen zu vertheidigen. Wie man uns mittheilt, hatte Mr. R. de M. mehrere Herausforderungen, die ihm in Folge verletzender Beschuldigungen gegen einen seiner Verwandten, einen hochgestellten Beamten, von diesem und anderen Familien-Mitgliedern zugegangen, abgelehnt. Wir kennen die Einzelnheiten der gestrigen Verhandlung nicht, glauben aber nicht zu irren, wenn wir mittheilen, daß das Resultat derselben für Mr. de M. ungünstig gewesen ist, und daß seine Familie ihn von jetzt ab nicht mehr zu ihren Mitgliedern zählen will."

Bitter lächelnd schob Raymond die Zeitung bei Seite. „Also das ist das Geheimniß, in welchem diese Angelegenheit verborgen bleiben sollte, das ist das Schweigen, das der Marquis Allen anempfahl!" sagte er zu sich selbst. „Jedermann wird mich in dem Bezeichneten erkennen, man wird mich mit Fragen bestürmen, oder verächtlich die Achseln zucken, wenn man mich sieht, man wird mich für einen Feigling halten. Nun — ich konnte es erwarten — ich war darauf vorbereitet! Aber ich glaubte nicht, daß man mich so schnell und so rücksichtslos an den Pranger stellen würde. Fast möchte ich glauben, ich sei diesem Carey als ein sehr gefährlicher Feind erschienen, und nach dem, was heut Celina gesprochen, irrt er sich nicht. Wahrscheinlich wußte er schon seit langer Zeit besser als ich, wie Celina

über ihn denkt, und schob diese Abneigung meinem Einfluß zu. Nun wohlan, Herr Herzog, wir werden sehen, ob Sie triumphiren!"

Er nahm die Zeitung wieder und suchte den Polizei-Rapport auf. In diesem war erwähnt, daß ein junger Deutscher im Quartier latin überfallen, in ein Haus geschleppt und nur durch die Dazwischenkunft von Polizei-Sergeanten und Soldaten gerettet worden sei. Mortoran's war als eines „heldenmüthigen" jungen Mannes erwähnt, der, obwohl selbst krank, die Polizei von dem Ueberfall benachrichtigt habe. Sein Name war nicht genannt.

„Die Polizei verschweigt das, was allenfalls an mir zu loben wäre," sagte er sarkastisch zu sich selbst, „und meine Verwandten lassen meine Schlechtigkeit ausposaunen. Auf diese Weise wird es nicht leicht sein, durch die Welt zu kommen. Nun, ich will weder von den Lobeserhebungen der Polizei leben, noch mich von dem unwürdigen Verfahren meiner Gegner einschüchtern lassen. Nur vorwärts! Aber — was ist denn das?"

Er las an einer andern Stelle:

> „Wir hören, daß das Journal „die freie Stimme" heut nicht mehr erschienen ist, und wohl auch nicht mehr erscheinen wird. Die liberale Partei verliert an diesem Blatte einen geschickten und talentvollen Vertheidiger."

Das war eine sehr unangenehme Nachricht für Raymond. Er arbeitete seit einem halben Jahre für dieses Journal, eines der wenigen, die ihre Stimme für die Freiheit der Presse und liberale Institutionen zu erheben wagten. Wenn dieses Blatt wirklich einging, so verlor er nicht nur eine Gelegenheit, seine Gedanken auszusprechen und sich zugleich in der schriftstellerischen Kunst zu üben, sondern eine nicht unbedeutende Einnahme-Quelle. Denn das vielgelesene

Journal hatte die lebhaft und glänzend geschriebenen Artikel des jungen Mannes gut honorirt. Noch am Nachmittage hatten sich seine Hoffnungen für die Zukunft vorzugsweise auf dieses Blatt gegründet, dem er sich von jetzt ab ganz hatte widmen wollen. Auch diese Aussicht war ihm zerstört. Das Diner wollte ihm nicht mehr munden. Er stand auf und beschloß, sogleich nach dem Café zu gehen, in welchem sich die Mitarbeiter des Journals gewöhnlich des Abends zu versammeln pflegten, und das in demselben Viertel, in der Nähe der medizinischen Schule lag. Nach ungefähr zehn Minuten war er dort.

Die Mehrzahl der französischen Café's besteht aus zwei Stockwerken, dem Parterre, das vorzugsweise von den ruhigeren und älteren Kaffeetrinkern eingenommen wird, und dem darüber liegenden niedrigen Entresol, in welchem sich häufig die Billards befinden, und die jüngeren oder lustigeren Gäste, oft in Gesellschaft von Grisetten, ihr Bier trinken, lärmen und singen. Bier ist jetzt ein Haupt-Getränk der Franzosen geworden; „Maaß", „Kanne" und „Schoppen" hört man dort so häufig, als bei uns „Seidel", „Töpfchen". Dem Deutschen will das Bier dort freilich nicht munden.

Die Redakteure der „freien Stimme" hatten ihren bestimmten Tisch im Entresol. Dort fand sie Raymond — eine lustige Gesellschaft von theils jüngeren, theils älteren Männern, rauchend, plaudernd und Bier trinkend. Raymond wollte nach dem Schicksal der Zeitung fragen, aber man kam ihm zuvor.

„Sie haben gestern vor einem Familien-Gericht gestanden? Man hat Sie verurtheilt? Sie haben sich nicht mit Ganthoret schlagen wollen? Ihre hochadelichen Verwandten wollen nichts von Ihnen wissen?" so tönte es von allen Seiten.

Raymond bejahte ruhig die Thatsache und fügte hinzu, daß er niemals zum Pistol greifen werde, um für die Wahr-

heit einer Thatsache einzustehen, die er, falls der Angeklagte es verlange, vor Gericht beweisen könne. Es erhob sich ein Streit darüber unter den Redakteuren; die Mehrzahl aber war auf der Seite Raymond's. Endlich antwortete man diesem auf seine wiederholten Fragen nach der Zeitung.

„Es ist alles ganz richtig," sagte man ihm. „Man hat uns den Stuhl vor die Thür gesetzt. Der Eigenthümer der Zeitung, den wir für einen treuen Bundesgenossen hielten, hat sie an einen Unbekannten, wahrscheinlich an einen Agenten der Regierung verkauft. Wir hätten das Recht gehabt, sie bis zum ersten Juli fortzuführen; aber der Eigenthümer, wahrscheinlich verblendet durch die Summe, die man ihm geboten, forderte entweder die plötzliche Rückzahlung der Vorschüsse, die er uns gemacht hat, oder das Eingehen des Blattes. Auch erklärte der Drucker, durch ähnliche Intriguen bestochen, den Kontrakt wegen eines Formfehlers für aufgehoben und verweigerte den Druck. So blieb uns nichts übrig, als zähneknirschend unsere Arbeitsröcke zu nehmen, sie als Trauerfahnen zu entfalten und unser geliebtes Redaktions-Bureau im feierlichen Zuge mit Protest zu verlassen. Was wir nun thun werden, wissen wir nicht. Wir überlegen. Einige wollen nach Belgien, Andere nach England gehen. Die wenigen liberalen Blätter, die hier noch existiren, werden in den nächsten Wochen ebenfalls zu Tode gemaßregelt werden, für neue Unternehmungen gewährt man uns nicht die Concession, und wenn man sie uns auch gewährte, so fehlt uns das Geld. Sie müssen ja reiche Leute kennen, Mortoran! Verschaffen Sie uns einen Kapitalisten!"

„Ich fürchte, die Thüren der Reichen und Vornehmen werden sich jetzt vor mir schließen," sagte Raymond traurig. „Mein Vermögen besteht in siebzigtausend Francs. Ich habe sie in Werthpapieren zu Hause liegen. Wenn damit ein neues Unternehmen begonnen werden kann, so bin ich bereit, sie unserer Sache zu widmen."

„Bravo, Mortoran!" tönte es von allen Seiten. Doch nahm man das Anerbieten nicht an.

„Erstens ist es zu wenig," sagte einer der Redakteure, „und zweitens können wir Ihnen nicht zumuthen, ein solches Opfer zu bringen. Denn das Geld wäre verloren. Man unterdrückt jedes freisinnige Blatt. Es bleibt uns nichts übrig, als auszuwandern oder irgendwo ein nothdürftiges Unterkommen zu suchen. Hoffentlich ist Keiner von uns schurkisch genug, in das feindliche Lager überzugehen! Meine Herren — wir leben in einem glücklichen Lande! Es lebe die Freiheit — zu schweigen und zu verhungern!"

Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft und ein Polizei-Agent, wäre er in der Nähe gewesen, würde Manches zu berichten gehabt haben. Einzelne suchten zu berechnen, ob sich nicht auch mit siebzigtausend Francs irgend ein kleines politisches Blatt gründen lasse. Aber die Berechnungen waren ungünstig.

Als Raymond das Café verließ, war seine Stimmung wieder düsterer geworden. Was sollte er nun eigentlich thun, was sollte er in den nächsten Tagen beginnen? Zu Hause lagen auf seinem Pult einige Artikel, die für das Blatt bestimmt gewesen und an denen er noch hatte arbeiten wollen. Jetzt war es überflüssig, sie zu vollenden. Raymond fürchtete das Unbeschäftigtsein, das ihn erwartete. Er wußte, daß für den strebenden Menschen ein Dasein, das keinen Zweck hat, auf die Dauer unerträglich ist. Wo sollte er sich einen Wirkungskreis schaffen? Sollte er wirklich in's Ausland gehen, wie er zu Celina gesagt? Sollte er versuchen, sich als Beamter an einer der großen industriellen Unternehmungen in Frankreich zu betheiligen? Besaß er die Kenntnisse dazu? Würden ihn seine Verwandten nicht auch aus einer solchen Stellung verdrängen? Leer und langweilig lag die Zukunft vor seinem geistigen Auge.

Es war zehn Uhr vorüber. Raymond ging nach dem

Place St. Sulpice und stieg dort auf die Imperiale des Omnibus, der nach dem Boulevard des Italiens fährt.

Die Omnibus sind in Paris, wie in London, die gesuchtesten und billigsten Verbindungsmittel zwischen den einzelnen Stadttheilen. Sie durchschneiden die Stadt in allen Richtungen; keine Hauptstraße, die nicht von einem Omnibus berührt würde. An allen Kreuzungspunkten sind Bureaux errichtet, in denen die Fahrlustigen bei Regenwetter ein kurzes Obdach finden. An Sonntagen, oder wenn der Verkehr stark ist, folgen sich die Omnibus derselben Linie alle fünf Minuten. Arm und reich benutzt sie — diejenigen natürlich ausgenommen, denen eigene Equipagen zu Gebote stehen, oder die den Luxus der Fiacres bestreiten können. Das Innere der Omnibus ist stets von Frauen aus allen Ständen und von älteren Herren besetzt. Bei gutem Wetter aber benutzt jeder Herr, dem die Kniee das Hinaufsteigen noch erlauben, die Imperiale, das heißt die Sitze oben auf dem Dach des Omnibus. Die Pariser steigen während der schnellsten Fahrt auf und ab; die Personen wechseln in jeder Minute; der Wagen hält nur an, um Damen oder ältere Herren aufzunehmen. Starke Pferde von der Raçe der Percherons ziehen die Wagen. Im Trabe geht es selbst steilere Straßen hinauf; nur nach dem Montmartre zu bedürfen die Pferde des Vorspanns. Geht es bergab, so rollen die Omnibus im schärfsten Trabe mit donnerähnlichem Krachen in die schmalen Straßen hinein. Man glaubt, sie müßten Alles, was ihnen entgegenkommt, zermalmen. Und in der That sind manche Straßen, selbst die belebteren, so eng, daß zwei Wagen nicht neben einander passiren können. und daß die Fußgänger, namentlich bei Regenwetter und schmutzigem Boden — nichts Seltenes in Paris! — genöthigt sind, sich in die Nischen der Haus- und Ladenthüren zu flüchten. Aber auch dort werden sie oft von dem unerbittlichen Schmutz erreicht. Wer also nur irgend sechs Sous

besitzt, fährt bei schmutzigem Wetter im Omnibus, um den vielfältigen Unannehmlichkeiten einer Fußwanderung auszuweichen. Bei schönem Wetter sieht man Männer jeden Standes auf der Imperiale, Männer in Uniformen, Fracks, bürgerlichen Röcken, Blousen, Kinder, Handwerker mit Packeten. Das Bedürfniß — dieser große und strenge Lehrmeister — hebt jeden Unterschied des Ranges und des Standes auf.

Vor dem Bureau auf dem Boulevard des Italiens, auf dem Tausende von Menschen unter dem milden Abendhimmel und im Schein von unzähligen Gasflammen hin und her wogten, stieg Raymond ab und ging nach seiner Wohnung in der Rue de Provence. Er sehnte sich, mit sich allein zu sein und sich noch einmal in der Einsamkeit seiner stillen Wohnung das süße Bild Celina's in seiner ganzen tröstenden Gewalt zurückrufen zu können.

Als er an der Loge des Concierge vorbeiging, rief ihn dieser an und sagte ihm, daß Jacques abgereist sei, nachdem er dem Concierge noch eine Menge von Grüßen an seinen Herrn aufgetragen; auch sei zweimal vor nicht allzu langer Zeit ein Herr dagewesen, der nach dem Vicomte gefragt, jedoch seine Karte nicht abgegeben und geäußert habe, er werde vielleicht noch einmal wiederkommen.

Da Raymond heut nicht von Jacques erwartet wurde, so ließ er sich einige Zündhölzchen von dem Concierge geben und ging über den Hof nach seiner Wohnung. Aus den erleuchteten Fenstern einer Wohnung des Hofes drangen Töne eines Piano's, Gesang und Gelächter. Dort, in einem reizenden Quartier, wohnte Adele, die Geliebte des Herzogs von Carey. Gaston schien bei ihr zu sein; Raymond glaubte sein Lachen zu hören. Eine widerwärtige Empfindung stieg in ihm auf. Celina sollte einst die Nachfolgerin dieser Adele werden? Nimmermehr! Und doch! Wie viele Frauen, vielleicht ebenso edel, gut und schön wie Celina, hatten den

Besitz ihrer Männer mit Weibern theilen müssen, die schlimmer waren, als diese Adele!

Raymond öffnete die Thür zu seiner Wohnung, trat ein, schloß sie hinter sich und suchte im Vorzimmer nach dem Leuchter, den er auf dem Platze fand, auf den ihn Jacques gewöhnlich stellte, wenn sein Herr so spät nach Hause kam, daß er ihn nicht mehr erwarten durfte. Er zündete die Kerze an und ging nach seinem Wohnzimmer. Die Fenster desselben waren geöffnet; vom Garten her drang die Luft kühl und angenehm in das Zimmer. Raymond zündete seine Arbeitslampe an und ging nach dem Arbeitszimmer, um sich ein gutes Buch zu holen und durch das Lesen einiger Seiten seine verwirrten Gedanken zu sammeln. Er fand Alles in derselben sauberen Ordnung, in welcher Jacques stets das Zimmer seines Herrn zu erhalten pflegte.

Er hatte ein neueres Buch ernsten Inhalts genommen, das er noch nicht ganz gelesen, und setzte sich an seinen Arbeitstisch, um einige Blätter aufzuschneiden. Mechanisch suchte er, während sein Auge bereits las, mit der rechten Hand nach einem jener stumpfen Messer, die man zum Aufschneiden von Büchern gebraucht, und das stets auf seinem Arbeitstische lag. Er fand es nicht, blickte auf, erhob die Lampe und sah es nicht. Ueber die Platte des Tisches blickend, schien es ihm, als sei auf derselben nicht Alles in der gewöhnlichen Ordnung, als fehle Manches. Ein Petschaft, von welchem der Griff abgeschraubt worden, fiel ihm in die Augen. Der Griff war werthvoll, mit Edelsteinen besetzt; er hatte es von seiner Mutter ererbt, deren Lieblingspetschaft es gewesen. Raymond sprang auf — eine Ahnung ergriff ihn. Er blickte höher, nach den Fächern des Schreibtisches. Sie waren zum Theil geöffnet. Blitzschnell griff er nach einem bestimmten Fach; es schien verschlossen. Aber in einem andern, unter jenem befindlichen Fach, das geöffnet war,

fehlte eine goldene Kette und ein Schmuckkästchen, die er in diesem Fache aufbewahrte. In fieberhafter Ungeduld steckte Raymond einen kleinen Schlüssel, den er aus der Tasche gezogen, in das Schloß des oberen Faches. Es schloß nicht, aber das Fach ließ sich aufziehen. Raymond stieß einen Ruf des Schreckens aus. Das Fach war leer. Es hatte seine siebzigtausend Francs in Werthpapieren enthalten, sein ganzes Vermögen, das er erst am vergangenen Tage von einem Banquier, der ihm nicht sicher schien, zurückgezogen, um es einem andern, ihm befreundeten Banquier anzuvertrauen — ein Vorsatz, an dessen Ausführung ihn nur seine Sehnsucht, den Grafen Bonargies zu besuchen und Celina wiederzusehen, gehindert hatte.

Einige Minuten lang stand Raymond wie vom Donner gerührt. Dann suchte er mit zitternder Hand in den anderen Fächern. Aber nein, nein — er hatte sich nicht geirrt, die Papiere waren in jenem Fache gewesen. Verschiedene Gegenstände von Werth fehlten — auch das Schubfach, in welchem sich Gold und Banknoten befunden, war leer. Man hatte ihn bestohlen — ein Dieb war in der Wohnung gewesen, nachdem der treue Jacques sie verlassen.

Es verging eine geraume Zeit, ehe Raymond sich fassen, seine Gedanken sammeln konnte. Gelang es nicht, den Dieb zu entdecken — und er wußte, wie schwer das in dem großen Paris war! — so war er jetzt arm, ein Bettler! Er hatte nur vierzig Francs in der Tasche. Das war dann sein ganzes Vermögen, hinreichend, ihn drei oder vier Tage zu ernähren! Es schwindelte ihn — er mußte sich auf den Tisch stützen. Jene siebzigtausend Francs hätten ihm eine jährliche Rente gewährt, von der er die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens hätte bestreiten können. Wäre ein Erwerb durch schriftstellerische Arbeiten hinzugekommen, so wäre er im Stande gewesen, eine bescheidene, aber für ihn genügende Existenz zu führen. Jetzt war er im vollsten

Sinne des Wortes arm. Vernichtet sank er endlich auf einen Sessel.

Der Gedanke, daß vielleicht noch Hülfe möglich sei, riß ihn empor. Vielleicht war der Dieb noch im Hause? Wie war er überhaupt hereingekommen? Er rannte hinab zu dem Concierge, theilte ihm mit, daß er bestohlen sei, bat ihn, nach dem Polizei-Bureau zu schicken und befahl ihm, Niemand aus dem Hause zu lassen, der ihm irgendwie verdächtig scheine, und eilte dann wieder hinauf nach seinem Zimmer, um seine Nachforschungen fortzusetzen.

Es fehlte nichts, als die erwähnten Gegenstände und einige andere Schmucksachen. Der Dieb hatte nur genommen, was er sehr bequem mit fortnehmen konnte. Raymond untersuchte die Fenster. Einzelne waren geöffnet gewesen. An einem derselben befand sich ein starker eiserner Haken, an diesem ein Strick mit Knoten. Nun war es klar, daß der Dieb vom Garten aus den Strick mit dem Haken hinaufgeworfen zum Fenster und vom Garten aus eingestiegen. Jener Fremde, der wiederholt bei dem Concierge nach dem Vicomte gefragt, war ohne Zweifel ein Helfershelfer des Diebes gewesen, beauftragt, dem Diebe die Rückkehr des Vicomte zu melden, oder diesen selbst unter irgend einem Vorwande aufzuhalten. Alles war klar — die That gelungen. Der Dieb mußte aus einem andern Garten, der entweder zu einem Hause der Rue de Provence, oder der Rue Taitbout, oder der Rue Laffitte gehörte, in den Garten unter den Fenstern des Vicomte gestiegen sein. Es schien fast unmöglich, seine Spur jetzt, in der Nacht, zu entdecken und zu verfolgen.

„Und heut, gerade heut!" rief Raymond, sich vor die Stirn schlagend. „Heut, wo ich den guten Jacques von mir gewiesen! Morgen früh hätte ich das Geld zu einem Banquier getragen! Ich habe mir nicht einmal die Num-

mern der Papiere notirt, und ehe der frühere Banquier sie mir nennen kann, sind sie längst irgendwo umgesetzt! Der Dieb hat gewußt, daß die Wohnung leer stand! Und heut, gerade heut, wo ich dem Grafen Mortoran seine Anweisung zurückgesandt, und dadurch wahrscheinlich auch diesen erbittert habe. Ihr habt triumphirt — Gaston und Ganthoret! Ich bin, wozu Ihr mich machen wolltet, ein Bettler, ein Vagabond! Ihr werdet mich die Straße kehren sehen! O, hätte ich das Geld bei der Zeitung verloren — so hätte es wenigstens einen Zweck gehabt! Hätte ich es in die Seine geworfen, so wüßte ich, wo es wäre! Aber ein Dieb, ein Dieb! Das ist gräßlich!"

Es kamen Polizei-Beamte. Ihre Nachforschungen bestätigten nur, was Raymond selbst schon entdeckt. Die Untersuchungen wurden ausgedehnt. Ohne großen Lärm zu machen, fragte man bei den Bewohnern des untern Stockwerks an, ob sie nichts bemerkt, und durchsuchte den Garten. Niemand hatte den Dieb gesehen. Das Fenster, welches sich unter demjenigen befand, zu welchem er den Haken hinaufgeworfen, war mit einem Laden verschlossen gewesen und Niemand hatte sich in dem Zimmer befunden. Es war also weder beim Hinauf-, noch beim Hinabklimmen des Diebes ein Geräusch gehört worden. Im Garten fanden sich Fußspuren; aber jetzt, beim Laternenlicht, war es unmöglich, diejenigen des Diebes herauszuerkennen und die Richtung zu bestimmen, in der er geflohen. Die Polizei-Beamten versprachen dem Vicomte, Alles zu thun, was in ihren Kräften stände, und sogleich in allen Hinterhäusern Nachforschungen und Nachfragen anstellen, sowie am nächsten Morgen früh alle Banquiers benachrichtigen zu lassen. Aber sie konnten dem Vicomte nicht verhehlen, daß wenig Aussicht auf Wiedererlangung des Geldes vorhanden sei, wenn der Dieb sein Handwerk nur einigermaßen verstehe. Uebrigens waren sie der Ansicht, daß der Dieb durch irgend eine Person benach-

richtigt worden sein müsse, der Vicomte habe die Wohnung verlassen. Jeden Gedanken, daß Jacques oder sein alter Freund Philipp bei dem Diebstahl betheiligt sein könnten, wies Raymond mit Entschiedenheit zurück. Um Mitternacht war Alles vorüber; die Beamten entfernten sich, und wenige Bewohner des Hauses mochten etwas von dem Unglück erfahren haben, das dem jungen Manne zugestoßen.

Inzwischen hatte sich Raymond so weit gesammelt, um sich zu sagen, daß er womöglich einer augenblicklichen Hülfe bedürfe. Sein Leben war schon seit Jahren so geregelt gewesen, daß ihm der Gedanke, man könne ihm am andern Morgen eine Rechnung senden, die er nicht sogleich zu bezahlen im Stande sei, fast einen Schauder einflößte. Aber zu wem sollte er gehen? Der Einzige, bei dem er auf bereitwillige und schnelle Hülfe rechnen konnte, war der Graf d'Elnay, der außerdem ganz in der Nähe wohnte. Es war freilich Mitternacht, oder darüber. Aber in Paris ist Mitternacht noch immer eine Zeit, in welcher man im Fall der Noth den Concierge herausklingeln und nachfragen lassen kann, ob irgend eine Person des Hauses noch wach sei. Raymond entschloß sich also schnell und eilte nach der Rue Laffitte, in welcher Graf d'Elnay wohnte. Der Concierge war noch munter, da große Abendgesellschaft bei einem Miether des Vorderhauses war. Er sagte dem Vicomte, daß Graf d'Elnay, so viel er wisse, verreist sei, doch könne er es nicht mit Bestimmtheit angeben. Auf dem Hofe traf der Vicomte den jüngeren Diener des Grafen mit einigen Kutschern sprechend, und dieser bestätigte die Nachricht. Graf d'Elnay war am Mittag mit seinem älteren Diener abgereist, nach Madrid, so viel der Diener wußte. In der That erinnerte sich Raymond plötzlich, daß er vor einigen Tagen gelesen, ein bekannter Jurist werde sich nach Spanien begeben, um mit der spanischen Regierung über den formellen Theil eines Vertrages zu unterhandeln.

So war auch diese Hoffnung eine vergebene. Raymond kehrte nach Hause zurück, den Kopf gebeugt, mit schwankenden Schritten, ähnlich, wie am vergangenen Abend. Sollte dies von jetzt ab sein Leben sein? Sollte er jeden Abend so verzweifelnd nach Hause zurückkehren? Und wenn er nun keine Wohnung besaß? —

Als er wieder in seine Wohnung trat, den Kopf schwer und matt von all' den Gedanken, Plänen und Befürchtungen, die ihm in den letzten Stunden das Hirn durchkreuzt hatten, hörte er ein fröhliches Lachen, dem bald darauf ein Lied von einer Mädchenstimme folgte, in welches eine männliche Stimme einfiel. Gelächter und Lied waren so froh, so frisch, daß es ihm in das Herz schnitt. Er erinnerte sich, die Stimme schon öfter gehört und von Jacques auf seine Frage die Auskunft erhalten zu haben, oben in den Mansarden des vierten Stockes wohnten zwei hübsche junge Mädchen, Arbeiterinnen, bei einer Wittwe.

„Ich will hinaufgehen!" rief Raymond. „Ich will nicht allein sein! Ich will lernen, wie man arm sein und doch lachen und singen kann. Man wird mich nicht gern sehen. Aber gleichviel! Das Unglück findet seine beste Stätte bei den Fröhlichen! Und wenn man mich fortweist, so weiß ich doch, was ich in Zukunft von den Menschen im Allgemeinen zu erwarten habe!"

Er nahm seine Kerze und ging hinaus.

Wir aber wollen ihm vorauseilen.

V.

Französinnen.

Oben in einem Mansarden-Stübchen, dessen Fenster ebenfalls nach dem Garten hinausgingen, saßen schon seit ungefähr neun Uhr ein junger Mann und ein junges Mädchen. Sie arbeitete künstliche Blumen und er half ihr dabei, indem er die farbigen Stoffe zerschnitt oder feinen Draht in bestimmte Formen bog. Das Mädchen mochte wenig über achtzehn Jahre alt sein, und war frisch und hübsch, fast schön; denn ihre Züge hatten einen edlen Schnitt, und der Ausdruck derselben, meist schelmisch und froh, war wohlthuend und angenehm. Nach ihrem schwarzen, etwas gelockten Haar und ihren blauschwarzen Augen mußte man sie für eine Süd-Französin halten, ein Kind jener mittelländischen Küsten, die schon italienische Sonnengluth schlürfen. Und in der That verrieth ihre Sprache den Dialekt der Provence, aber nur in so schwachen Andeutungen, daß er dazu beitrug, den Klang ihrer heiteren Stimme noch angenehmer zu machen.

Der junge Mann zeigte ein ächt französisches Arbeitergesicht, scharf markirt, etwas gebräunt, mit frischen Wangen, lebhaften Augen, dunklem Haar und Schnurrbart. Auch er schien die Fröhlichkeit selbst; ihm war wohl, wie dem Fisch im Wasser. Und er hätte ein Narr oder Greis sein müssen,

wäre ihm nicht wohl gewesen bei den Blicken und Worten eines so schönen Mädchens, das seine Geliebte war — und zwar nicht Geliebte im frivolen Pariser Sinne, sondern seine wirkliche herzinnige Geliebte, seine Braut.

Auf dem Tische standen eine Schiebelampe, eine Karaffe mit Wasser und einige Gläser; daneben ein Teller mit Orangen und Zucker. Der Tisch war sauber, wie die Blumen in der Hand des Mädchens, wie das Mädchen selbst, wie überhaupt das ganze Zimmer. Und es war, als ob all' diese Sauberkeit und Nettigkeit sich in dem Auge des jungen Mannes wiederspiegele, denn es glänzte so frisch und klar, wie ein Thautropfen am Maimorgen in einem Blüthenkelch.

„Genug, genug, George, ich bitte Dich!" rief das Mädchen plötzlich. „Um Himmelswillen — dreimal mehr Rosenblätter, als ich das ganze Vierteljahr lang nöthig habe. Hör' auf, hör' auf!"

„Desto besser!" rief George lachend, und schob einen ganzen Haufen gleichmäßig geformter Blätter, die er aus einem Stücke rosafarbenen Zeugs geschnitten, von sich. „Damit wären wir fertig! Und was nun, Clarisse?"

„Ei, nun sitz' einmal still und erzähle mir etwas Vernünftiges!" sagte Clarisse. „Mußt Du denn immer etwas in den Händen haben? Du hast mir wahrhaftig das ganze Stück Zeug zerschnitten, das ich noch zu anderen Blättern gebrauchen wollte!"

„Nichts thun — nichts thun!" sagte George bedenklich. „Das wird schlimm werden!"

Und sich über den Tisch beugend, kniff er Clarisse in die volle Wange.

„Oho, Monsieur, was soll das heißen?" rief diese, ihm auf die Finger schlagend.

„Liebste Clarisse — die Hände, die Hände! Ja, wenn die nichts zu thun haben, machen sie lauter dummes Zeug!"

rief er aufstehend, und sich hinter Clarisse schleichend, hielt er ihr plötzlich die Augen zu und küßte sie auf den Nacken, auf die Wange, blitzschnell, ehe sie sich losmachen konnte.

„George, Sie werden sich augenblicklich nach Hause begeben, wenn Sie hier nichts Besseres zu machen wissen, als Unsinn!" rief Clarisse ernst, aber ohne Strenge. „Sie wissen, ich leide das nicht!"

„Liebste Clarisse — Engel — warum so grausam?" rief George lachend. „Was habe ich denn gethan? Sind diese Wangen nicht mein — dieser Nacken — diese Stirn — dieser Mund — dieses Kinn — dieser runde Hals — dieser —"

Er berührte jeden einzelnen Theil, den er nannte, blitzschnell mit dem Finger, den Clarisse mit der kleinen Scheere zu treffen sich bemühte. Aber als er eben den Hals ein wenig tiefer berührte, da, wo er schwellend in das helle Sommerkleid hinabtauchte, traf ihn ein so derber Schlag auf den Finger, daß er laut aufschrie und wimmernd auf einem Fuße durch das Zimmer tanzte, solche Grimassen schneidend, daß Clarisse laut auflachte.

„Das ist Dir recht, ganz recht!" rief sie. „Du weißt, ich kann diese Spielereien nicht leiden!"

„Aber Du wirst ja meine Frau, dann ist doch Alles mein!" rief George, noch immer die getroffene Hand schlenkernd.

„Oho, das ist noch nicht ausgemacht, Monsieur! Das müssen Sie abwarten, und wenn Sie so fortfahren, so wird sicherlich nichts daraus!" antwortete Clarisse, nach französischer Sitte leicht vom Du zum Sie übergehend und umgekehrt. „Nun komm her — versprich artig zu sein, und lies mir etwas vor! Denn es ist wirklich ein Leiden! Sobald Du nichts in den Händen hast, machst Du lauter Narrenstreiche!"

„Ach Gott, ach Gott — thut das weh!" rief George,

langsam näher kommend. „O, Du hast mir den Finger zerschlagen — ich kann morgen nicht arbeiten — sieh nur her — hast Du keinen Verband?"

Das rief er so aufrichtig, daß Clarisse die Scheere und eine Blume, die sie in den Händen hielt, fortlegte und aufmerksam nach George's Finger sehen wollte. In demselben Moment aber hatte er ihren Kopf ergriffen — und ziemlich fest — drückte seine Lippen auf ihren Mund, einmal, zweimal, ehe sie sich trotz aller Gewalt losmachen konnte — und sprang dann mit einem einzigen Satze durch das Zimmer in ein Nebenzimmer, dessen Thür er verriegelte. Sein helles, triumphirendes Lachen drang durch die Thür.

„Nun warte, Unverschämter, das sollst Du bereuen!" rief Clarisse, die sich halb erhoben hatte, um ihm zu folgen. Dann setzte sie sich wieder zurecht, und halb schmollend, halb lächelnd begann sie wieder emsig zu arbeiten. Die Scheere und die hellen, farbigen Stoffe glänzten frisch zwischen den zierlichen, behenden Fingern, und sie schien den Geliebten vergessen zu haben.

Fast eine Viertelstunde lang ließ dieser nichts von sich hören. Endlich öffnete er leise die Thür.

„Nun, wo steckst Du denn?" fragte Clarisse unbefangen, als sei nichts vorgefallen.

„Ei, siehst Du," antwortete er ebenso und zeigte eine kleine Thonpfeife, „ich wollte gern eine Pfeife rauchen, und da Du das Rauchen nicht leiden magst, wegen der Blumen, und mir auch keinen Kuß giebst, wenn ich geraucht habe, so habe ich ihn mir vorher genommen und meine Verbannung dazu benutzt, um ein bischen Dampf in die Abendluft hinauszublasen."

„So, so! Nun, Du sollst mir wieder kommen!" sagte Clarisse, den Kopf wiegend. „Jetzt setze Dich und lies mir etwas vor, eine halbe Stunde lang. Dann gehst Du nach Hause!"

„O, ich bleibe, bis Irma kommt," sagte George zuversichtlich. „Du hast es mir versprochen!"

„Nun ja, sie muß jeden Augenblick kommen," sagte Clarisse. „Lies nur!"

George setzte sich und las. Es war ein Roman von einem französischen Schriftsteller, der auch in Deutschland viel gelesen wird, und bei uns sehr verrufen ist, zum Theil nicht mit Unrecht, denn seine freien Schilderungen passen nicht auf unsere deutschen Verhältnisse. Uns würde es unmöglich scheinen, daß ein junger Mann ein solches Buch seiner Braut vorlesen könne. In Frankreich ist das anders. Mag es nun die Sprache sein, die Manches weniger plump und unanständig erscheinen läßt, als bei uns — oder Gewohnheit und Herkommen, die dort mancher Kante und Ecke ihre Schärfe abgeschliffen haben — genug, mit den Französinnen der niederen und mittleren, selbst der höheren Stände, kann man über Dinge sprechen, die nur zu erwähnen bei uns schon der Gipfelpunkt der Frivolität sein würde. Ist nun, wie bei jenem Schriftsteller, mehr das Lächerliche und Pikante, als das Schlüpfrige mancher Situation hervorgehoben, so scheint der Franzose eben nur den Scherz herauszuhören, und lacht so fröhlich und ungezwungen, als handle es sich eben nur um eine Schelmerei. Indessen — das müssen wir erwähnen — war jenes Buch eines derjenigen des bekannten und geschickten Zeichners französischer Zustände, in welchen der Scherz in der That die Oberhand behält und das Schlüpfrige fast versteckt. Es ist ein großer Unterschied zwischen einer leichtfertigen Schilderung, die uns nur zum Lachen reizen soll, und dem ekelhaften Ausmalen schlüpfriger Situationen, die nur die Sinnlichkeit stacheln und mit denen die allerneuesten französischen Schriftsteller mehr und mehr ihre Leser vergiften. George war nicht so thöricht, Clarissen solches Gift zu reichen. Lachen wollte er sie gern sehen: aber er wollte ihren Geist nicht mit Bildern füllen, die ihr

gefährlich werden konnten. Paris ist ohnehin ein verführerischer Ort, und da er noch gar nicht wußte, wann er Clarisse heirathen könne, so that er jedenfalls gut daran, Alles zu vermeiden, was ihm diesen Schatz rauben konnte. Und er dachte zu ehrlich, um etwa aus einer solchen Erregung Vortheil für sich selbst ziehen zu wollen.

So las er denn frischweg. Oft, wenn er an eine etwas starke Stelle kam, blickte er auf. Dann arbeitete Clarisse sehr emsig, aber mit gerötheten Wangen. Und wenn er laut auflachte und sie wider ihren Willen mitlachen mußte, so warf sie ihm eine Orangenschale an den Kopf und befahl ihm, augenblicklich aufzuhören, woran er sich natürlich nicht kehrte.

„Still!" unterbrach ihn Clarisse jetzt. „Es kommt Jemand die Treppe herauf."

„Das wird Irma sein!" sagte George. „Hol' sie der —! Ich bleibe trotzdem noch hier!"

Clarisse hatte Wasser in ein Glas gegossen. George lauschte.

„Das ist ja ein Männertritt!" sagte er.

„Wahrscheinlich ist es Monsieur Charles!" sagte Clarisse. „Ich kenne seinen Schritt!"

Und da George noch immer nach der Thür blickte, so benutzte sie den Moment und goß ihm das volle Glas Wasser so geschickt zwischen Hals und Hemdkragen, daß auch nicht ein Tropfen verloren ging.

Mit einem Schrei sprang George auf. Die Arme von sich streckend, stand er zwischen Lachen und Zürnen da. Das Wasser floß ihm aus den Manschetten. Er vermochte sich nicht zu rühren. Clarisse wollte sich ausschütten vor Lachen. So stand er noch, als die Thür sich öffnete und ein junger Mann eintrat. Dieser errieth sogleich, was vorgefallen, denn George war in Hemdsärmeln, und das Wasser drang überall durch die Leinwand.

„Etwas zur Abkühlung!" rief Clarisse lachend. „Er hat mich vorhin mit Gewalt, ohne meine Einwilligung, geküßt! Nun soll er es noch einmal probiren, wenn er Lust dazu hat!"

„Das will ich auch!" rief George, sich ihr zuwendend. Aber das Gefühl der Näſſe war ihm doch so unbequem, daß er gebückt und die ausgestreckten Arme schüttelnd stehen blieb — ein höchst ergötzlicher Anblick! Clarisse und der Eingetretene lachten auch wie toll.

„Bon soir, Monsieur Charles!" rief Clarisse dann. „Ei, Sie haben mir Blumen mitgebracht! Das ist allerliebst! Zeigen Sie her! Vielleicht kann ich sogleich etwas gebrauchen!"

Monsieur Charles nahm einen großen Strauß Waldblumen aus einer Kapsel und legte sie vor Clarisse auf den Tisch. Die junge Künstlerin, zuweilen noch immer in lautes Gelächter über George ausbrechend, der sich wand und krümmte, und doch dem Alles durchdringenden Gefühl der Näſſe nicht entgehen konnte, bewunderte die Blumen und dankte dem Geber.

Dieser war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, hoch, schlank, fast hager, aber von sehr guten Verhältnissen. Das lange krause blonde Haar, der blonde Bart, die leichte, nachlässige Haltung, der es jedoch nicht an einer gewissen Sicherheit fehlte, ließen einen Künstler in ihm vermuthen. Sein Gesicht zeigte eine entfernte Aehnlichkeit mit demjenigen Van Dyk's, und man hätte es vollendet schön nennen können, wäre die Farbe desselben nicht zu blaß, das Auge zu tiefliegend, die Wange etwas zu hager gewesen. Auf den ersten Blick ließ sich nicht errathen, ob die Spuren früher Hinfälligkeit, die sich auf diesem Gesichte zeigten, die Folgen eines leichten Lebens oder angestrengter Thätigkeit seien. Denn in seinem Wesen lag nichts, was den Genüßling verrieth. Das helle Auge blickte tief, fast träumerisch, selbst

wenn er lachte. Der Grundzug seines Wesens schien ernst zu sein.

„Monsieur Charles — sagen Sie mir nur, was ich machen soll!" rief George kläglich. „Ich bin naß, wie eine Katze! Sie müssen ja das kennen, Sie werden ja oft durchnäßt bis auf die Haut. O, dieses schändliche Mädchen — diese Clarisse! Alle meine Betheurungen, meine Schwüre, meine Gelübde nehme ich zurück —"

„Sie hören es, Charles!" rief Clarisse pathetisch. „Ich halte ihn beim Wort!"

„Ich bitte, mich gefälligst aussprechen zu lassen!" rief George. „Nehme ich zurück, sage ich, wenn mir nicht sogleich ein neues Hemd gereicht wird."

„Lächerlich! Ich habe keine Hemden für einen so breiten, ungeschlachten Menschen!" rief Clarisse.

„Hm! Nun — was die Breite anbetrifft!" erwiederte George. „Aber, parbleu, Monsieur Charles, so sagen Sie doch, was thun Sie, wenn Ihnen so etwas passirt?"

„Bei einer so angenehmen Temperatur, wie der jetzigen, würde ich jeden Tropfen Wasser mit Entzücken in mich aufnehmen," sagte Charles, und bei diesem längeren Satze hörte man einen leichten fremdartigen Accent in seiner Stimme. „Wenn es mir aber unangenehm wäre, so würde ich mich in die Sonne stellen!"

„Richtig!" rief George äußerst befriedigt. „Das würde ich auch thun, wenn ich nur da wäre, wo die Sonne ist!"

„So suche sie doch!" rief Clarisse lachend. „Sie ist da, wo der Pfeffer wächst! Mach', geh', such' sie!"

„Liebes Kind," sagte George, sich ihr langsam nähernd, „weißt Du denn, wo der Pfeffer wächst?"

„Komm' mir nicht zu nah'!" rief Clarisse drohend. „Wenn Du mich naß machst, wenn Du mir eine einzige Blume verdirbst, so bin ich im Ernst böse. Keine Thor-

heiten, George! Geh' und mach' das Fenster zu, Du könntest Dich sonst erkälten."

„Sehr menschenfreundlich!" erwiederte George. „Aber hast Du denn nicht einen Bissen Brod und einen Schluck Wein für Monsieur Charles, der vielleicht noch nichts gegessen hat?"

„Ich danke, ich danke!" rief dieser, als Clarisse sich schnell erheben wollte. „Ich habe dinirt, Kaffee, Bier getrunken, alles Mögliche! Ich bin schon am Nachmittag von Fontainebleau zurückgekommen."

„Ah so, ich glaubte jetzt erst!" sagte George. „Nun, wenigstens eine Orange."

„Danke, danke!" erwiederte Charles, sich in ein einfaches Fauteuil werfend. „Ich wollte nur Mademoiselle Clarisse die Blumen bringen und hören, was Irma macht. Wo ist sie?"

„Noch nicht zurück, Monsieur Charles," antwortete Clarisse. „Ich wundere mich auch darüber."

„Sie kommt jetzt öfters spät nach Hause," sagte Charles scheinbar gleichgültig.

„Ja, ich bemerke es ebenfalls," erwiederte Clarisse. „Sie muß jetzt andere Bekanntschaften gemacht haben. Meine und George's einfache Vergnügungen, ein Spaziergang in's Bois de Boulogne, eine Fahrt nach Asnières, nach St. Cloud sagen ihr nicht mehr zu. Sie sagt, sie will sich amüsiren."

Charles streckte sich in dem Sessel aus, stützte den Kopf auf die Hand und sah vor sich hin.

„Schade," sagte er dann nach einer Pause, „ich glaubte, sie würde vernünftig bleiben. Arbeitet sie denn fleißig? Ist sie noch in ihrem Magazin?"

„Es ist mir, als hätte sie mir gesagt, sie wolle nur bis zum ersten Juni, also bis morgen, dort bleiben," antwortete Clarisse. „Ich spreche sie wenig, Monsieur Charles. Ge-

wöhnlich schlafe ich, wenn sie kommt, und des Morgens, während ich ausgehe, um Einkäufe zu machen, pflegt sie nach ihrem Magazin zu gehen."

„Kann ich ein Viertelstündchen warten?" fragte er. „Vielleicht kommt sie bald!"

„O, gewiß, Monsieur Charles!" rief Clarisse. „Ich habe morgen früh eine Arbeit abzuliefern und muß mindestens noch zwei Stunden arbeiten. Leisten Sie mir Gesellschaft, bis Irma kommt. George wird wahrscheinlich jetzt gehen, in das Land, wo der Pfeffer wächst."

„Nein, mein Engel, George wird bleiben, bis er vor Deinen Augen an einem Herz-Rheumatismus gestorben ist," antwortete George. „Für den Augenblick ist mir jedoch noch ganz wohl. Ich habe ein Gefühl, wie ein Fischer, der in's Wasser gefallen ist."

Und er sang:

„Es wehen frische Morgenlüfte —
Schickt Fischer Euch zum Fischfang an!"

Clarisse bat um Ruhe. Sie behauptete, George sänge wie ein Murmelthier, und der Eigenthümer des Hauses habe ihr neulich, als George eines Abends gesungen, am andern Morgen sagen lassen, er werde der alten Wittwe die Wohnung kündigen, wenn sie junge Bären bei sich aufziehe.

„A propos, von wegen Eigenthümer!" sagte George. „Mußt Du ihm immer noch freundliche Blicke machen, wenn Du ihm begegnest, nur damit er Deine Wirthin wohnen läßt?"

„Natürlich!" sagte Clarisse. „Sie spart hundert Francs dabei, oder richtiger, Irma und ich sparen sie, denn Madame Nelly würde die hundert Francs doch nur auf unsere Miethe schlagen. Und außerdem hat er gesagt, er thue es nur aus Menschenfreundlichkeit, daß er Madame Nelly wohnen lasse, sein Haus sei eigentlich zu fein, als daß Arbeiterinnen darin wohnen dürften."

„Der Esel!“ rief George. „Er sollte damit anfangen, Mademoiselle Adele auszuweisen.“

„Pah, die Geliebte eines Herzogs!“ sagte Clarisse. „Sie zahlt, glaube ich, viertausend Francs Miethe.“

„Das heißt, er zahlt!“ erwiederte George. „Nun, mir wäre es lieber, Du wohntest anderswo und brauchtest einem solchen alten Brummbär nicht freundliche Blicke zu machen.“

„Sei kein Narr!“ erwiederte Clarisse lachend. „Ein freundlicher Blick ist doch kein Verbrechen! Und innerlich lache ich selbst darüber. Außerdem ist es mir angenehm, in einem anständigen Hause zu wohnen, wegen meiner Kunden. Es klingt so nobel, wenn es heißt: Mademoiselle Clarisse, Rue de Provence ꝛc.“

„Ach, Narrheiten!“ rief George. „Eine gute Arbeiterin wird überall aufgesucht. Das ist so ein aristokratischer Tic von Dir. Ich denke anders. Wenn ich bei einer alten Hexe wohnte, und ich wüßte, sie ließe mich nur deshalb billig wohnen, weil ich sie zuweilen freundlich anblinzelte und sie hoffte — nun, ich zöge morgen aus, das wäre mir widerlich.“

„O Himmel, wie sauer muß es in Dir aussehen!“ rief Clarisse. „Alter Griesgram — sei vernünftig! Man muß sich das Leben so leicht machen, als möglich. Damit Basta!“

„So sagt Mademoiselle Adele und die ganze Sorte auch!“ warf George ein.

„Oho — willst Du mich mit denen vergleichen?“ rief Clarisse, ernstlich böse. „Nun, das wird gut werden! Um eines freundlichen Blickes willen eine Scene, jetzt schon! Das würde herrlich sein, wenn ich erst Deine Frau wäre! Du würdest mich einschließen, wie der Ritter Blaubart! Daraus wird nichts! Wir sind noch nicht gebunden, liebes Herz!“

„Stehende Sümpfe erzeugen böse Dünste, und ein nasses Gewand entwickelt mysanthropische Ideen!" rief George lachend einlenkend. „Du bist Schuld an Allem! Jetzt wollen wir Frieden schließen!"

Er ging in ein Nebenzimmer und kam bald darauf zurück, in eine große rothe Bettdecke gehüllt. Er sah aus wie ein Teufel, und Clarisse mußte lachen, während sie schmälte, daß er die Decke verderbe. So eingehüllt setzte er sich zu ihr an den Tisch und suchte die Stelle, wo er zu lesen aufgehört.

Monsieur Charles hatte während der ganzen Zeit still in seinem Fauteuil gesessen, und nur zuweilen war ihm ein flüchtiges Lächeln auf die Lippen gestiegen. Er sah abgespannt und traurig aus. Seine Wange war fast so weiß, wie die hagere aber wohlgeformte Hand, auf die sie sich stützte.

„Schlafen Sie, geniren Sie sich nicht, Monsieur Charles!" rief Clarisse, die ihn flüchtig beobachtete. „Sie werden schon aufwachen, wenn Irma kommt. Lärm macht sie genug. Man beklagt sich schon im Hause über ihr Lachen und Singen, und über das Gepolter, mit dem sie die Treppen auf und ab geht."

„Ich bin nicht müde," antwortete Charles, „ich hänge nur meinen Gedanken nach und betrachte Sie Beide. Ich werde nächstens ein Bild malen, Sie Beide darstellend; Sie Ihre Blumen aneinanderfügend, George in der rothen Decke. Das Publikum wird sich den Kopf zerbrechen, was ich damit gewollt habe. Aber das schadet nicht. Je mehr sich das Publikum den Kopf zerbrechen muß, desto interessanter findet es die Bilder."

Seine Sprache war sanft und angenehm, und da er das Französische sonst ohne Fehler sprach, so erhielt seine Ausdrucksweise durch den leichten fremdartigen Anstrich etwas Naives, das nicht lächerlich, sondern gefällig war.

Man hört bei einem Fremden gern diese kleinen Abweichungen von den strengen Regeln der Sprache. Auch ein großer Theil des Reizes der kindlichen Sprache liegt ja in ihren kleinen, originellen Absonderlichkeiten.

„Haben Sie in Fontainebleau Stoff gefunden?" fragte George.

„Die Umgegend von Fontainebleau ist sehr interessant," antwortete Charles. „Die Dörfer, Wälder, Schluchten und Felspartieen bieten eine fast unerschöpfliche Fülle von Details für den Maler. Was mich aber immer wieder dorthin locken würde, auch wenn ich längst nichts Neues in der Natur mehr fände, das ist das heitere, ungebundene Leben, das die Maler dort führen. Da lebt Alt und Jung, Berühmt und Unberühmt, Franzose und Fremder einträchtiglich beisammen; Alle vereint nur der eine Zweck: die Kunst. Die Einfachheit des Lebens hebt alle Unterschiede auf, die schöne Natur und die freie Luft stimmen alle Gemüther fröhlich. Die wahre, freie Künstler-Natur bricht durch den Firniß, mit welchem das Leben der Stadt sie umkleidet, durch die Schranken, welche eine Riesenstadt, wie Paris, zwischen den Einzelnen errichtet. Die Tage von Fontainebleau sind stets die schönsten, die ich durchlebe. Und dann — Mademoiselle Clarisse mag es mir verzeihen! — fehlen dort für gewöhnlich die Frauen, die uns hier in Paris so oft das Leben verbittern!"

„Die Frauen verbittern das Leben nicht!" antwortete Clarisse nachdenklich. „Es sind die Männer, die auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig verlangen, und schließlich nicht zufrieden sind, weil sie entweder zu viel erhalten oder zu wenig gefunden haben. So lange Monsieur Charles von einer gewissen Klasse von Frauen spricht, will ich ihm Recht geben; aber im Allgemeinen verbittern die Frauen das Leben der Männer nicht. Wenn ich eine

überzuckerte Pomeranzenschale esse, so weiß ich, daß ich unter dem Zucker das Bittere finden werde."

„Ach Gott," sagte George und kraute sich hinter dem Ohr, „wenn es immer noch Pomeranzenschalen wären, so könnte man sehr zufrieden sein; das ist eine gesunde Bitterkeit. Aber gewöhnlich sind es überzuckerte Pillen von Assa foetida."

„Assa — was ist das?" fragte Clarisse.

„Das kann ich Dir nicht beschreiben, aber ich will es Dir einmal zu kosten geben," antwortete George.

Charles lachte, aber etwas trübe, und das Gespräch stockte eine Zeit lang. Dann begann George wieder zu lesen, jedoch vorsichtig; er überschlug manche Stelle. Er hatte das richtige Gefühl, daß man in Gegenwart eines Dritten nicht Alles sagen und lesen darf, was man sich gegenseitig allein sagt und vorliest.

So verging die Zeit. George unterbrach zuweilen seine Lektüre, um Clarisse irgend eine Handreichung bei ihrer Arbeit zu leisten, oder um ein Urtheil über das Arrangement ihrer künstlichen Bouquets abzugeben. Sie that zwar immer, als habe er Unrecht und spreche verkehrtes Zeug, änderte aber doch, was er tadelte.

Charles saß ruhig und schweigsam in seinem Fauteuil. Nur wenn sich ein Geräusch hören ließ, horchte er auf, erhob den Kopf, ließ ihn dann aber wieder sinken, während seine Stirn sich verdüsterte.

Plötzlich sprang Clarisse, die eine Zeit lang sehr emsig und ohne aufzublicken gearbeitet hatte, von ihrem Stuhl.

„Fertig! Fertig! Trallallala!" rief sie lustig. „Hier, Monsieur Charles, George — sehen Sie mein schönes Bouquet! Fertig! Morgen früh wird es abgeliefert! Zwanzig Francs verdient! Trallallala!"

Sie hielt Charles das Bouquet vor die Augen und tanzte dann lustig durch das Zimmer. George in seiner

rothen Decke tanzte um sie herum und machte einige jener grotesken Pas der französischen modernen Quadrille. Dann begann Clarisse mit heller Stimme ein Lied, in das George einfiel. Wieder folgte Lachen. Es war dieses Lied, dieses Gelächter, das Raymond Mortoran zwei Treppen tiefer gehört hatte.

„Nun werden wir gehen müssen, Monsieur George!" sagte Charles und wollte sich erheben. „Irma kommt nicht, und Mademoiselle Clarisse will schlafen gehen. Es ist längst Mitternacht vorüber."

„Bleiben Sie nur noch einen Augenblick!" rief Clarisse. „Jetzt gönne ich mir als Belohnung eine Orange mit recht viel Zucker und einem einzigen Tropfen Cognac. Und Ihnen und George bereite ich auch eine. Aber — was ist das? Tritte auf der Treppe — so spät! Wer kann das sein? Irma ist das nicht! O weh, o weh, es wird der Eigenthümer sein, der mich hinauswerfen will, weil er mich wieder singen gehört hat! Das wird ohne einen freundlichen Blick nicht abgehen, selbst nicht ohne zwei, oder drei!"

Und sie flüchtete mit erheuchelter Furcht in eine Ecke.

Die Schritte kamen näher. George ging nach der Thür. Es wurde geklopft, ziemlich leise. George öffnete und ein ihm fremder junger Mann stand vor ihm auf der Schwelle, den Blick scheu und doch bittend auf ihn richtend. Bis jetzt war er nur George sichtbar; dem Maler und Clarissen verbarg ihn die geöffnete Thür.

„O, mein Herr," sagte Raymond, dem vielleicht erst in diesem Augenblicke das Befremdende seines Besuches klar wurde, „ich störe Sie gewiß — ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung — ich wohne in diesem Hause — und da ich Sie so fröhlich lachen und singen hörte, so ergriff mich eine unwiderstehliche Sehnsucht, da ich selbst so traurig war —"

Er stockte. George schien nicht zu wissen, was er antworten sollte. Raymond's Aeußeres sagte ihm zu — aber ein Besuch zu solcher Zeit — in Clarissens Wohnung! — das erschien doch bedenklich.

„Verzeihen Sie mir," fuhr Raymond fort. „Ich fühle, daß ich zu weit gegangen. Ich hatte in meiner trüben Stimmung die späte Stunde vergessen. Ich will wieder hinabgehen!"

„Nun, mein Herr, wenn Sie traurig sind," sagte George schwankend und einen Blick rückwärts auf Clarisse werfend, „so — so — wir waren allerdings sehr heiter — Sie wohnen in diesem Hause?"

Clarisse war leise näher gekommen. Sie war zuweilen auf der Treppe an dem Vicomte vorübergehuscht und erkannte ihn sogleich wieder.

„Ja, ja, Monsieur wohnt hier," sagte sie. „So laß doch den Herrn eintreten, George! Gewiß wünscht der Herr etwas."

„Mademoiselle," sagte Raymond grüßend, „ich wünschte nur heitere Gesichter zu sehen, und ich bin bereits zufrieden. Entschuldigen Sie meine Anmaßung. Aber eine einsame Wohnung wird einem zur Qual, wenn man durch einen nichtswürdigen Diebstahl plötzlich zum armen Manne gemacht worden. Ich kam nach zehn Uhr nach Hause und fand mich bestohlen. Man hat mir all' mein Geld genommen. Das macht Einen für den Augenblick melancholisch, und als ich Sie hier oben so heiter lachen hörte, trieb es mich, Sie aufzusuchen."

„Sacrebleu!" rief George. „Clarisse — weißt Du, als ich meine Pfeife rauchte und aus dem Fenster sah — da raschelte es unten im Garten und an der Mauer — ich dachte, das müßten gewaltige Ratten sein. Aber ich konnte nicht hinabsehen — das Dach steht zu weit vor. Treten Sie doch ein, Monsieur! Das ist meine Braut, Clarisse

Ronsard, Blumenmacherin — ich bin George Monier, Tischler — und dieser Herr da ist unser Freund, ein Maler —"

„Ah, Monsieur Romberg!" rief Raymond, der vorgetreten war. „Sie sind es! Das ist ja ein unerwartetes Zusammentreffen! Für mich hatten Sie nie ein Viertelstündchen Zeit — nun, ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus. Bei mir ist Einsamkeit und Ernst; hier ist frisches Leben und Heiterkeit."

Er reichte dem Maler, der auf ihn zukam, die Hand.

„Also die Herren sind alte Bekannte," sagte George. „Desto besser! Nehmen Sie gefälligst Platz, Herr —"

„Herr Vicomte!" ergänzte Clarisse artig. „Ist es viel, was man Ihnen genommen, Monsieur?"

„Leider Alles, was ich hatte," erwiederte Raymond. „Doch sprechen wir jetzt nicht davon!"

„Allerdings sprechen wir davon, Monsieur de Mortoran," sagte Charles. „Ich weiß, daß nichts das Herz mehr erleichtert, als über ein Unglück zu sprechen."

„Das ist wohl wahr," erwiederte Raymond, und nachdem er sich gesetzt, gab er der kleinen Gesellschaft einen flüchtigen Abriß dessen, was sich mit ihm und seiner Familie zugetragen, und der Lage, in welche er nun durch den Verlust seines Vermögens versetzt worden. Er sprach leicht und scherzte sogar zuweilen; es war durchaus nicht seine Absicht, die Zuhörer zu Thränen zu rühren, er wollte nur gewissermaßen die Stimmung schildern, die ihn veranlaßt, zu so später Stunde einen Besuch bei fremden Leuten zu machen. Aber für aufmerksame Zuhörer war seine Erzählung klar und verständlich genug. Charles wurde sehr ernst, George nachdenklich, Clarisse schien im Innern tief bewegt. Sie erriethen Alle, daß es sich hier um eine tief eingreifende Wendung des Lebens handle, und als Raymond seine Erzählung geendet, wagte eine Zeit lang Niemand zu sprechen.

„So sind Sie vielleicht derselbe Herr — verzeihen Sie meine Frage! — der in der „freien Stimme" die Artikel über die verschiedenen Stände und ihre gemeinsamen Pflichten geschrieben?" sagte George dann. „Die Artikel waren mit R. M. unterzeichnet und wir haben sie in unserer Fabrik sehr aufmerksam gelesen und sehr wahr gefunden."

„Das freut mich," antwortete Raymond lächelnd. „Ich bin allerdings der Verfasser."

„Erlauben Sie mir vielleicht, mit Ihnen nachher ein paar Worte allein zu sprechen, Herr Vicomte?" fragte George.

„Mit Vergnügen, Monsieur Monier," antwortete Raymond. „Und vergessen Sie nicht, daß ich den glänzenden Vicomte-Titel aufgegeben habe, und jetzt auch aufgeben müßte, selbst wenn ich nicht wollte. O, ich wünschte, ich wäre mein Lebtag nichts Anderes gewesen, als ein Arbeiter oder Künstler! Dann wüßte ich, was meine Arme und mein Kopf zu leisten im Stande wären und könnte mich ihnen anvertrauen! Ihr Handwerker und Künstler wißt gar nicht, welchen Schatz Ihr in dem Bewußtsein besitzt, daß Eure Arbeit Euch das Leben sichert."

„Die mannichfaltigen Fälle ausgenommen, wo wir nicht arbeiten können!" warf George ein.

„Oder wo man uns nichts abkauft und der Hunger mit klappernden Gebeinen seinen Einzug bei uns hält!" fügte Charles hinzu.

„Das sagen Sie? und jetzt!" rief Raymond. „Sie sind ja ein berühmter Mann. Tausende stehen täglich vor Ihren Bildern auf der großen Ausstellung. Ich weiß schon jetzt, daß die Jury Ihnen eine Medaille zugedacht hat. Goupil, der Kunsthändler, sagte mir neulich, er würde gern zwanzigtausend Francs für Ihre Waldlandschaft mit den Zigeunern geben, aber er fürchte, Sie hätten sie schon theurer verkauft."

„Hm — was reden Sie da, Monsieur de Mortoran?" sagte Charles aufmerksam, aber mißtrauisch. „Ich habe mich drei Wochen in der Umgegend von Fontainebleau aufgehalten, um Skizzen zu machen. Die Kerle schwatzten da allerdings Manches von Aufsehen, das meine Bilder machten, von Medaillen und so weiter, aber der Kuckuk traue den Schelmen — ich hielt es für Spott. Hier habe ich noch keine Bekannte gesprochen. Ich kam vom Bahnhof, gab mein Gepäck dem Concierge, aß zu Mittag und schlenderte dann hierher."

„Sie waren seit drei Wochen nicht in Paris!" rief Raymond voll Verwunderung. „Nun — wahrlich, das sieht dem Künstler und dem Deutschen ähnlich. Er macht Skizzen in Fontainebleau und hat keine Ahnung davon, daß er hier der Gegenstand des täglichen Gesprächs unter allen Künstlern und Kunstliebhabern ist und Schätze sammeln könnte. Auf mein Wort — Monsieur Romberg! — was ich Ihnen sage, ist die volle Wahrheit! Man drängt sich um Ihre Bilder, Sie könnten sie jeden Augenblick verkaufen, und die Jury ist in großer Verlegenheit, ob sie nicht Ihretwegen eine Ausnahme machen und Ihnen die erste statt der zweiten Medaille zuerkennen soll!"

Charles strich sich mit der Hand durch das volle, lange Haar, seine Augen leuchteten und er athmete tief auf.

„Das sind angenehme Nachrichten! Ich bin Ihnen sehr dankbar!" sagte er dann. „Wenn es nicht so spät wäre und wenn ich Geld hätte, so könnten wir darauf hin ein paar Flaschen guten Bordeaux trinken!"

Raymond schüttelte den Kopf und sagte leise zu George und Clarisse:

„Was ich gesagt habe, ist Alles wörtlich wahr! Monsieur Charles ist in diesem Augenblick ein sehr berühmter Mann!"

Dann fuhr er laut fort:

„Nun, das muß ich gestehen, mit solcher Ruhe habe ich noch keinen Künstler sein Glück hinnehmen sehen! Mann — sind Sie denn gleichgültig gegen den Ruhm, gegen die Unsterblichkeit, gegen die Schätze, die Ihre Kunst Ihnen bietet?"

„Gleichgültig? — nein!" antwortete Charles. „Wenn man einen Namen hat, so braucht man weniger zu arbeiten, um zu leben, und das ist sehr angenehm. Aber Ruhm, Unsterblichkeit — o, Monsieur de Mortoran, um die kümmere ich mich nicht viel! Ich male, weil ich malen muß, weil ich nichts Anderes verstehe. Wenn ich nicht mehr malen könnte, so müßte ich betteln gehen; denn ich glaube, ich bin nicht einmal im Stande, eine Nähnadel einfädeln oder Stiefel zu putzen. Sind meine Bilder gut — desto besser! Die Leute und die Nachwelt mögen damit machen, was sie wollen. Ewig dauert kein Ruhm, keine Unsterblichkeit. Denn ein Apelles oder ein Raphael bin ich nicht, und es wird eine Zeit kommen, wo man auch von Raphael nichts weiter kennen wird, als einige Umrisse und den Namen. Es werden im Lauf der Zeiten so viele Leute berühmt, daß man wahrscheinlich nach fünfhundert Jahren einen allgemeinen Beschluß fassen wird, wonach nur eine bestimmte kleine Zahl noch des Erwähnens werth erklärt, der größere Rest aber der Vergessenheit oder der speziellen Kunstgeschichte überlassen wird — und ich werde wohl zu den Letzteren gehören, auch wenn mir die Jury die erste statt der zweiten Medaille giebt. Also für die Unsterblichkeit arbeiten — nein! Und für den Ruhm? Ich danke schön. Ich kenne berühmte Künstler, die sich nicht eine Stunde ihres Daseins erfreuen können, weil immer eine Schaar von Besuchern, wie ein Heer von Feinden auf sie lauert und ihrer habhaft zu werden sucht. So ein Leben wäre mir ein Gräuel! Nein, ich will thun und lassen können, was mir gut scheint, will mich auf meine eigene Hand amüsiren! Der Geldpunkt ist der wichtigste.

Aber was braucht man am Ende zum Leben? Weißbrod, Wein, und hin und wieder ein Beefsteak, eine Tasse Kaffee und eine Pfeife Tabak. Ein Dutzend Reitpferde, einen Phaëton und dergleichen Unsinn würde ich mir nicht halten, auch wenn ich Millionen jährlich verdiente. Ich wüßte nicht, was ich mit dem Gelde anfangen sollte. Wenn ich eine Geliebte hätte, so würde ich ihr seidene Kleider schenken — das ist wahr. Aber das wäre auch mein ganzer Luxus. Ueberhaupt, wenn ich Geld hätte, so würde ich ein hübsches Mädchen bitten, es statt meiner auszugeben. Und sie würde schon damit fertig werden!"

Raymond, George und Clarisse lachten.

„Gut, was das Geld anbetrifft, so begreife ich Ihre Verachtung," sagte Raymond. „Aber der Ruhm läßt Sie nicht kalt, das glaube ich nicht. Ich sah, wie Ihre Augen aufleuchteten —"

„Nun ja, Strohfeuer!" warf Charles ein. „Für den Augenblick zündet der Gedanke. Aber im nächsten Augenblick sagt man sich, daß man den Ruhm im Leben mit einer Menge von Gecken und Charlatans theilt, die sich einen Namen zu machen gewußt haben, und der Ruhm, den man nach unserem Tode unsern Gebeinen zollt —"

„Und unseren Werken —" fiel Raymond ein.

„Gut — und unseren Werken," fuhr Charles fort, „für diesen Ruhm gebe ich nicht einen Sou und nicht fünf Minuten Arbeit! Ich arbeite, weil ich muß, und mache es so gut, als ich kann. Was mir fehlt, weiß ich am besten, und wenn ich die Leute bewundernd vor meinen Bilden stehen sehen würde, deren Fehler ich selbst am besten kenne, so würde das meine Achtung vor denen, die uns berühmt machen, nicht erhöhen!"

„Es ist Wahres und Falsches in Ihren Ansichten?" sagte Raymond. „Sie scheinen mir ein geborener Zigeuner. Selbst jetzt blicken Sie so kühl, stolz und verächtlich in die

Welt, wie Ihr junger Zigeuner auf der Landschaft, der im Vordergrund neben dem Baumstumpf liegt. Und doch, wie bei jenem Zigeuner, scheint Ihre augenblickliche Verachtung auch einen eigenthümlichen Grund zu haben. Sind Sie verliebt?"

Clarisse und George lachten laut auf. Charles mußte mitlachen.

„Das liegt hinter mir," antwortete er. „Man kann wohl hin und wieder noch eine Thorheit begehen, aber sich verlieben — und nun gar in Französinnen! Pardon, Mademoiselle Clarisse — Sie erinnern sich, daß ich immer gesagt habe, Sie machten eine Ausnahme von den Französinnen, Sie wären wirklich liebenswerth!"

„Sie hören, Herr Vicomte, daß Monsieur Charles sehr schlechten Umgang haben muß," sagte Clarisse spottend.

„Das scheint mir so," erwiederte Raymond lachend. „Alles hat seine Ursachen, auch Verachtung des Ruhmes. Diese Herren Künstler sind sehr spröde Naturen; sie sind wie Mädchen, die ihre Liebe unter einer scheinbaren Gleichgültigkeit, fast Verachtung verbergen. Sie sind zu stolz, das Feuer zu verrathen, von dem sie verzehrt werden. Monsieur Charles, ich glaube, Sie sind eine von diesen Naturen, und der Ruhm reizt Sie mehr, als Sie gestehen!"

„Nein, wirklich nicht!" rief Charles lachend. „Ich würde meine drei Bilder auf der Ausstellung verbrennen für drei Wochen Glück mit — mit, mit irgend einer idealen Phantasie-Geliebten!"

„Ja, aber nur, weil Sie wüßten, daß Sie jene Bilder, oder noch bessere, im Nothfall immer wieder malen könnten," rief Raymond, „während das Glück des Augenblicks schnell gefaßt werden muß, wenn es nicht vorüberhuschen soll."

„Halt, das ist es! Da sprechen Sie es aus, das große Geheimniß!" rief Charles lebhaft. „Was ist Ruhm, was

ist Geld! Genießet das Glück des Augenblicks, genießt Jugend, Geist und Schönheit! Genießt mit einem Worte das Leben! Es verfliegt, und alles Andere, wonach Ihr jagt, ist Schall und Rauch!"

„Im Gegentheil — das leichte Vergnügen, von welchem Sie sprechen, ist Nebel und Rauch!" rief Raymond eifrig. „Geschaffen, gewirkt zu haben — das ist das einzig Wahre und Wirkliche!"

„O, was ist ein Bild, eine todte Leinwand gegen lachende Augen und lebendig frische Lippen!" rief Charles. „Was ist der Klang des Geldes gegen den Gesang einer fröhlichen Stimme, gegen das Geflüster der Liebe? Was ist eine ruhmbekränzte Ewigkeit im dunklen, feuchten Grabe gegen eine einzige Stunde des höchsten Liebesglücks!"

„Wenn Sie so dächten, wie Sie sprechen, Liebster," sagte Raymond, „so würden Sie nicht ein einziges Bild in Ihrem Leben gemalt haben. Mit demselben Rechte könnten Sie behaupten, Sie malten nur, wenn Sie durchaus nichts Anderes oder Besseres zu thun hätten, also nur aus Langeweile."

„Das behaupte ich auch, ich wollte es soeben sagen, es schwebte mir auf den Lippen!" rief Charles.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Monsieur Charles," sagte Raymond, „Sie spotten entweder über mich, oder über sich selbst. Sie wissen recht gut, daß das Vergnügen nur nach der Arbeit, und zwar nach angestrengter Arbeit angenehm ist. Dann erscheint es uns natürlich so süß, daß wir es immer genießen möchten. Aber das können wir eben nicht. Vergnügen wird entsetzlich langweilig, wenn es länger währt, als es soll — es wird dann sogar das Allerlangweiligste. Sie selbst haben das ja anerkannt, indem Sie immer nur von Stunden, oder gar nur von Augenblicken des Glücks sprachen. Ich wünsche Ihnen nur vier Wochen anhaltenden und hohen Genusses! Ich bin überzeugt, Sie wer-

den dann ein ganzes Jahr ruhig arbeiten, nur um sich von diesem Vergnügen zu erholen."

George und Clarisse lachten, und der Erstere rief: „Ich bin ganz der Ansicht des Herrn Vicomte!"

„Gerade die thätigsten Naturen, das heißt diejenigen, die am schnellsten und angestrengtesten arbeiten, pflegen sich, namentlich in der Jugend, am meisten nach dem Vergnügen zu sehnen und am feurigsten zu genießen," fuhr Raymond fort. „Dann schleicht sich wohl der Irrthum ein, das Vergnügen sei das angenehmste Ding auf der Welt. Aber es ist nur angenehm als Erholung; wird das Vergnügen zum Hauptzweck des Lebens, so wird es gleichsam wieder zu einer Arbeit, und zwar zur quälendsten, die man sich denken kann. Deshalb giebt es keine lebensüberdrüssigeren, keine gelangweilteren Menschen, als diejenigen, die nichts zu arbeiten und doch einen Drang zur Beschäftigung in sich haben. Doch, das ist ja so sonnenklar, daß ich es Ihnen nicht zu beweisen brauche. Sie wissen es so gut wie ich. Sie haben jetzt drei Wochen in Fontainebleau anhaltend gearbeitet, Sie sind abgespannt, Ihre Phantasie ist erschöpft. Deshalb erscheint Ihnen gerade in diesem Augenblick das Vergnügen so verlockend. Wenn Sie morgen zehntausend Francs erhalten, so werden Sie sich eine Woche lang amüsiren. Aber dann werden Sie emsiger als je vor der Staffelei sitzen, und zwar nicht blos, um Geld zu verdienen, sondern weil der Ernst, die Arbeitslust, der Drang, etwas Bestimmtes, Dauerndes zu schaffen, der Urgrund Ihres Wesens ist. Leute, denen der Genuß das höchste auf der Welt war, haben noch nie etwas Großes in der Welt geschaffen."

„Bravo!" rief George. „Man muß das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Heut nur das Angenehme!"

Er küßte Clarisse auf die Schulter.

„Und etwas Nützliches!" antwortete diese und gab ihm einen ziemlich derben Schlag auf den Mund.

„Sie sind mir zu philosophisch, Monsieur de Mortoran," sagte Charles, sich in seinem Fauteuil dehnend. „Was ist Arbeit, was Schaffen? Ich habe nie eine so große Befriedigung, wenn ich ein Bild vollendet habe, als wie ich sie empfinde, wenn — nun, ich will nicht auf Spezialitäten eingehen! — wenn ich zum Beispiel eine Partie Billard gegen einen tüchtigen Gegner gewonnen habe."

„Weil ein Künstler nie von seiner Arbeit befriedigt sein wird!" sagte Raymond. „All' Ihre Sehnsucht nach Vergnügen, nach augenblicklicher Befriedigung entspringt nur aus dem großen Unbefriedigtsein, das den Künstler selten oder nie verlassen darf. Wären Sie nur ein einziges Mal mit einem Ihrer Werke vollkommen zufrieden, so würden Sie nie ein Besseres schaffen. Doch darüber ließe sich Stunden lang reden, und ich sehe — Mademoiselle Clarisse ist sehr müde. Wir thun also schon am besten und lassen Alles wie es ist. Sie sind Künstler, sind jung — fahren Sie nur fort, wie Sie angefangen, schaffen Sie Werke, wie Ihre jetzigen, und amüsiren Sie sich nebenbei. Wer sein Leben so nützt, wie Sie, mit dem muß man sich nicht über den Zweck des Daseins und des Schaffens streiten. Sie sind wie ein guter Christ, der das Gute thut, ohne es zu wissen! Bleiben Sie hier, Monsieur Charles, oder gehen Sie mit mir hinunter?"

Charles sah nach der Uhr und sprang auf.

„Zwei Uhr!" rief er. „Ist das möglich! Bald graut der Tag. Und Irma noch nicht hier!"

„Sie erwarteten Jemand?" sagte Raymond.

„Erwarten? — nein!" antwortete Charles. „Ich wundere mich nur."

In diesem Moment lauschten Alle auf. Man hörte Gepolter auf der Treppe, dazwischen ein abgebrochenes Trällern — die Schritte kamen näher und näher.

„Das ist Irma!" sagte Clarisse. „Sie scheint sehr

heiter zu sein. Oeffne ihr nicht die Thür, George! Laß sie allein eintreten! Sie wird überrascht sein. Nun hör' Einer, wie lustig sie ist!"

Dies galt einer ziemlich laut gesungenen Passage aus einer sehr bekannten Quadrille. Gleich darauf rauschte es an der Thür — diese wurde schnell geöffnet und ein junges Mädchen tanzte in das Zimmer.

Sie war eher klein als groß, einfach aber kokett gekleidet, das Hütchen saß ihr im Nacken und die Mantille war von den Schultern auf die Taille niedergesunken. Ihre Wangen glühten, die braunen Augen blitzten und das à la Valois zurückgekämmte Haar ringelte sich aufgelöst bis auf den Nacken nieder und umflatterte die Schläfe in zahllosen kleinen Locken. Durch die zum Gesang geöffneten Lippen schimmerten die hellen Zähne — die Brust athmete schnell von dem Steigen der Treppe. So tanzte sie vorwärts, ein Bild übermüthiger, ausgelassener Lust, und jubelte die Anfangstakte jener Quadrille mit heller Stimme in das Zimmer.

„Guten Abend, Clarisse! Guten Abend, Monsieur George!" lachte sie lustig. „Guten Abend — aber wer ist denn das?"

Es war Raymond de Mortoran, der ihr zuerst in die Augen fiel. Sie stand still und sah ihn mit großen Augen, aus denen Uebermuth und trunkene Lust blitzten, verwundert an, den rechten Fuß etwas vorgeschoben und nur auf der Spitze ruhend, als wolle sie soeben einen Contretanz beginnen.

„Das ist der Herr Vicomte, der hier zwei Treppen unter uns wohnt," sagte Clarisse.

„Bon soir, Monsieur, freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!" rief Irma lachend.

„Und da ist noch Jemand, Du Wildfang! Siehst Du denn nicht? Sei doch vernünftig!" sagte Clarisse.

„Noch Jemand! Ah — wahrhaftig! Monsieur Charles! Bon soir, mein theurer Monsieur Charles!"

Und sie eilte auf ihn zu, als wolle sie ihn umarmen.

„Bitte, mein Fräulein!" sagte Charles, der sie bis dahin halb abgewendet und düster betrachtet hatte. „Nur langsam! Seit wann ist es denn hier Sitte, um zwei Uhr Nachts und so — lustig zurückzukehren?"

„Zwei Uhr? Ist es schon so spät? Und bin ich lustig? Bei der Venus Amathusia — ja, ich bin es!" rief sie, und wie toll lachend chassirte sie durch das Zimmer, die Arme hebend, den Kopf zurückgebeugt, sich in den Hüften wiegend.

„Oho!" rief Charles. „Wo haben Sie das her, Mademoiselle? Dieses Tanzen und Venus Amathusia?"

„Um Himmelswillen, Irma, was ist denn das? Bist Du nicht recht gescheit?" rief Clarisse.

„Nun, so laßt mich doch! Soll ich denn nicht lustig sein?" rief Irma. „Ich habe mich amüsirt und Wein getrunken — Champagner! Darf ich das nicht? Wenn Ihr das nicht haben wollt, so gehe ich sogleich wieder fort! Ich weiß Leute, die mich nicht fortjagen, weil ich lustig bin! En avant, Monsieur George! En avant!"

George, der vorher die rothe Decke abgeworfen, als er Raymond öffnete, ergriff dieselbe, warf sie wie einen Mantel um die Schultern und machte einige Minuten lang die tollsten und wunderbarsten Pas, die Irma nach besten Kräften zu erwiedern suchte. Als aber George im Feuer des Tanzes einige Male mit dem Hacken seines Stiefels ziemlich derb auf den Fußboden schlug, vernahm man ein heftiges Klopfen von unten aus gegen den Fußboden. Wahrscheinlich war ein Miether in seiner Ruhe gestört worden.

Irma legte lachend den Finger auf den Mund und tanzte leise auf den Zehen weiter. George folgte diesem Beispiel, und sie schwebten unhörbar, aber immer noch mit

den wunderlichsten Pas gegen und um einander. Diese Scene hatte etwas so Komisches, daß Raymond und Clarisse sich des Lachens nicht enthalten konnten. Nur Charles blickte finster auf die Tanzenden. Ein verächtlich bitterer Zug spielte um seinen Mund.

Athemlos warf sich Irma jetzt in einen Sessel. Der Busen wogte, als wolle er das helle Sommerkleid sprengen. Raymond gestand sich, daß sie ein verführerisches Geschöpf sei, von einem wilden Lebensübermuth, einer bacchantischen Jugendlust, die einen Greis hätte entzünden können. Hatte Charles auf Irma gewartet? Gab es irgend welche Beziehungen zwischen Beiden?

„O, das war ein Tag, ein Abend!" rief Irma, mühsam Athem schöpfend. „Wir waren in Asnières und haben dort getanzt, dann auf dem Ball an der Barrière blanche, dann soupirt, ich weiß nicht mehr wo, und jetzt kommen wir aus dem Café napolitain, wo wir Eis gegessen und Sorbet geschlürft — ah, Clarisse, ich sage Dir, geschlürft — oh! Ich habe Dir etwas mitgebracht!"

Und sie griff in die Tasche und warf eine Handvoll der feinsten Bonbons und eingemachten Früchte auf den Tisch.

Niemand antwortete ihr; es trat für den Augenblick eine tiefe Stille ein.

„Nun, was habt Ihr denn?" fragte Irma, sich verwundert umschauend. „Ist hier ein Unglück geschehen? Ihr steht Alle da, wie Leichenbitter! Oder macht es die vornehme Gesellschaft? Vicomte hin, Vicomte her! Es war heut ein Graf und ein Baron in unserer Gesellschaft."

„Aber Irma, Du wirst unerträglich!" rief Clarisse ernst, während Raymond lachte.

„Gott sei Dank! Da lacht endlich Einer, und noch dazu der Vicomte! O, ich sage Euch, diese vornehmen Herren können ganz lustig sein, wenn sie nur wollen!" rief Irma. „Sie sagen, sie amüsirten sich tausend Mal besser in unserer

Gesellschaft, als mit ihren langweiligen hochadelichen Cousinen und Schwestern! Kommen Sie her, Monsieur Charles, Sie haben mir noch nicht guten Tag gesagt. Seit wann sind Sie zurück von Fontainebleau? Heißen Sie nicht — nun, wie ist der Name? — Rom — Rom —"

Und sie trommelte mit den Händen und mit dem Munde.

„Romberg," sagte George, sich das Lachen verbeißend. „Seien Sie artig, Irma!"

„Sie sind betrunken, Mademoiselle," rief Charles spöttisch.

„Bitte, durchaus nicht, Monsieur, nur lustig!" antwortete Irma schnippisch. „Nun, heißen Sie Romberg?"

„Ich habe die Ehre, Madame!"

„Madame — hm! Was soll das heißen? Noch sind wir nicht so weit!" sagte Irma. „Also — einige Herren von unserer Gesellschaft fingen an, von Kunst zu sprechen — von der großen Ausstellung — es war ziemlich langweilig, ich hörte nur so mit einem Ohr hin, und ließ mir von dem jungen Baron Schmeicheleien in das andere sagen — da nannten sie auch den Namen Romberg, Charles Romberg — das wäre ein deutscher Maler, der hätte prächtige Bilder auf der Ausstellung — es kenne ihn kein Mensch, aber nun sei er ein gemachter Mann — der Löwe der Ausstellung — und anderes derartiges Zeug."

„Nun, da hören Sie es!" rief Raymond Charles zu.

„Wie dankbar bin ich Ihnen, Madame, daß Sie trotz der Schmeicheleien des Barons noch auf meinen Trommel-Namen geachtet haben," sagte Charles. „Ich wußte nicht, daß Sie jetzt Gesellschaften besuchen, in denen man über die Kunst und die große Ausstellung spricht, während man an der Barrière blanche tanzt."

„Das sollte Ihnen gerade ein Beweis sein, daß es sehr feine Herren gewesen sind, mit denen ich mich amüsirt habe, Sie deutscher Murrkopf," antwortete Irma gereizt.

„Je feiner, desto schlimmer!“ antwortete Charles. „Nun, meinetwegen! Ich habe mir längst denken können, daß Ihr Häubchen in diesem Frühling über die Windmühlenflügel flattern würde.“

George und Raymond konnten bei dieser Anspielung, die trotz des bittern Spottes, mit dem sie gesprochen wurde, höchst drollig aus dem Munde Charles' kam, da er die Worte falsch setzte, ihr Lächeln nicht verbergen. Auch Clarisse verzog die Lippen. Irma aber fuhr auf. Jene Redensart bedeutete nichts Anderes, als daß sie — den Weg so Vieler gegangen sei.

„So — meinen Sie?“ rief sie. „Und wenn es wäre, hätten Sie nicht alles Mögliche dazu gethan? Wer ist es gewesen, der mich zuerst auf die Bälle, zu kleinen Soupers und in die Café's geführt hat?“

„Vielleicht ich — vielleicht auch nicht,“ antwortete Charles, „denn wer kennt die Vergangenheit einer Pariserin! Uebrigens wüßte ich nicht, daß Ihre Ehre darunter gelitten hätte!“

„Ehre? Haben Sie mir nicht oft genug gesagt, daß die wahre Ehre in der wahren, hingebenden Liebe besteht!“ rief Irma mit blitzenden Augen. „Sie — glauben Sie, daß Sie besser sind, als die Anderen? Wie oft haben Sie mir gesagt, daß ein Tag Vergnügen mehr werth sei, als ein ganzes langweiliges Leben als ehrsame Bürgersfrau!“

„Aha!“ riefen George und Raymond zu gleicher Zeit. Und der Letztere fügte hinzu:

„Die Anklage ist formulirt, Monsieur Charles. Wir werden die Jury bilden.“

„Nicht hier, meine Herren!“ rief Clarisse, während Charles sich auf die Lippen biß. „Sei ruhig, Irma, Du hast Charles durch Deine Flatterhaftigkeit oft genug geärgert. Er meinte es gut mit Dir!“

„Gut — natürlich!“ rief diese, dem Weinen näher als

dem Lachen. „Die Barone und die Grafen meinten es ebenso gut mit mir; das kennen wir schon. Einer ist nicht besser als der Andere, und mir sind sie jetzt Alle gleich."

„Sage uns lieber, wie Du in die Gesellschaft dieser Herren gekommen bist," sagte Clarisse. „Denn ich wußte bis jetzt nicht, daß Du so vornehmen Umgang hattest. Ich glaubte, Du wärest mit einigen Nähterinnen aus Eurem Magazin nach Chateau rouge gegangen."

„Pah — Nähterinnen!" rief Irma zornig. „Wenn man sich amüsiren will, so thut man besser, gleich tüchtig anzufangen, mitten in's Vergnügen hineinzuspringen, anstatt erst lange wie die Katze um den heißen Brei herumzugehen. Das war ja immer Ihre Ansicht, Monsieur Charles! Nicht wahr? Man schließt bald Freundschaften in Paris — ich lernte eine Freundin unserer Directrice kennen — ein wunderschönes Mädchen, die einen Geliebten hat, der ihr monatlich sechshundert Francs giebt — Alice heißt sie — und sie lebt, wie eine Prinzeß, fast so elegant, wie Madame Adele hier im Hause. Und sie hat Freundinnen und ihr Geliebter hat Freunde — mit denen haben wir uns amüsirt, nicht erst heut, sondern schon vierzehn Tage lang. Heut aber war es am besten, und ich werde es immer thun — und wenn Ihr mich hier zu Hause mit sauren Gesichtern und langweiligen Redensarten empfangt, so nehme ich den Vorschlag des Barons an, und werde seine Geliebte — ja, ich habe ihn schon angenommen — heut! — ich gehe nicht mehr in's Magazin — ich will mich amüsiren. Monsieur Charles hat es mir ja anempfohlen!"

Sie stampfte zornig auf den Boden und in ihren Augen standen Thränen.

„Nun, dabei wird nicht viel Gutes herauskommen, Irma," sagte Clarisse ernst, fast traurig.

„Möglich!" antwortete Irma kurz. „Aber wenn ich immer noch mit Charles ginge, wäre auch nichts Besseres

herausgekommen. Wenn es denn einmal amüsirt sein soll, dann mit denen, die lustig sind und noch daneben Geld haben, und die mich lieben, die nicht, während sie mir schöne Dinge sagen, mit Anderen auf den Bal Constant gehen!"

„Ah!" sagte Charles lebhaft. „Wer ist denn da gewesen?"

„Sie! Sie!" rief Irma, zornig auf ihn zutretend. „Während Sie mir sagen, daß Sie mich lieben, daß Sie nicht leben könnten ohne mich, während Sie mich zu überreden suchen, Ihre Geliebte zu werden, und mir hundert Mal sagen, daß die wahre, die ausschließliche Liebe Alles entschuldige, daß Sie mich halten würden, wie eine Prinzessin, daß es mir an nichts fehlen solle, während dessen gehen Sie mit Anderen auf den Bal Constant, und amüsiren sich da wie toll — lassen mich eine Stunde lang am Palais Royal warten und kommen gar nicht, so daß ich nach Hause gehen muß, wie ein dummes, albernes, häßliches Ding, das man zum Narren hält! Ja, das haben Sie gethan — ein Maler, der eine Arbeiterin aus unserem Geschäfte kennt, hat es ihr erzählt, er ist mit dabei gewesen und sagt, Sie hätten die tollsten Streiche von Allen gemacht und alle Mädchen hätten sich um Sie zerrissen! Das leide ich nicht! Alles oder Nichts! Es ist mir gleichgültig, ob ein Baron oder ein Commis — aber er soll mich lieb haben, mich allein! Da hab' ich mir vorgenommen, auf kein Wort mehr zu bauen, und mich zu amüsiren mit dem Ersten Besten, der käme, und nicht mehr Stunden lang am Palais Royal zu warten, während Monsieur bei Constant tanzt — es ist vorbei mit uns, Monsieur Charles! Und dann, ohne Abschied zu nehmen, nach Fontainebleau zu gehen — mich hier stehen zu lassen, wie Butter an der Sonne — nein, morgen kommt der Baron — er hat mir schon eine Wohnung eingerichtet — ich sollte heut schon mit ihm gehen — aber ich wollte nicht, ich dachte — nein, ich dachte gar nichts! Morgen gehe ich mit dem Baron!"

Während ihr das aus dem Munde stürzte, liefen ihr die hellen Thränen über die glühenden Wangen. Charles, dessen Blick sich erhellt hatte und dessen Miene erregter geworden war, trat auf sie zu.

„Irma —“ sagte er.

„Ich will nichts von Ihnen hören!“ rief Irma, sich zornig abwendend. „Die querköpfigen Deutschen sind alle so — in unserem Magazin sagen sie es — wollen nur Alles für sich, wollen Andere zu Sklavinnen machen, und nichts opfern, nicht ihren kleinen Finger hingeben! Das paßte mir! Nein, Alles oder Nichts!“

„Nun, ich dachte mir wohl, daß so etwas im Spiele gewesen wäre!“ sagte Clarisse begütigend. „Monsieur Charles hat Unrecht gethan —“

„Aber ich konnte nicht anders!“ rief Charles jetzt. „Man zwang mich dazu. Es war ein Fest im Atelier eines meiner Freunde, zu dem ich gegangen war, weil er mir Aufträge nach Fontainebleau geben wollte. Ich traf dort eine Menge von Bekannten und Modellen, Alle bereits in der heitersten Stimmung. Als ich sagte, daß ich gehen müsse, lachte man mich aus, nahm mir Hut und Stock fort, und als ich auch so gehen wollte, erklärten mir drei Maler, sie würden mich auf Tritt und Schritt begleiten und nicht verlassen. Unter diesen Umständen zog ich es vor, zu bleiben und eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um zu entfliehen. Aber sie fand sich nicht. Man bewachte mich. Ich trank viel, weil ich mich ärgerte und an Irma dachte, die mich erwartete. Endlich war es zu spät geworden, um nach dem Palais Royal zu gehen, und nun glaubte ich, es sei das Beste, mit den Wölfen zu heulen. Wir gingen Alle mit einander auf den Bal Constant, das ist wahr; aber daß ich mich dort amüsirt hätte, wüßte ich nicht. Ich weiß überhaupt nicht, was ich gethan habe, denn ich hatte viel getrunken. Nachher zog man mich wieder mit in das Atelier,

und als ich am andern Morgen dort, auf dem Fußboden, erwachte, hatte ich eben nur noch Zeit, nach meiner Wohnung zu eilen und mein Bündel zu schnüren, denn die Freunde, mit denen ich nach Fontainebleau fahren wollte, erwarteten mich. So ist der Hergang! Und wenn ich von Fontainebleau aus nicht an Irma geschrieben habe, so liegt der Grund darin, daß ich mit der Feder nicht umzugehen weiß und sehr wenig Zeit hatte. Eine Andere, als Mademoiselle Irma, hätte denn doch erst abgewartet, wie sich die Sache aufklären würde, ehe sie sich einem Baron in die Arme stürzte. Aber sie ist ein leichtsinniges Ding!"

„Er lügt, wie gedruckt!" schluchzte Irma, ihre Thränen trocknend. „Und was das Schlimmste ist, er macht dabei ein Gesicht, daß man ihm fast glauben könnte!"

„Ich will in meinem Leben keinen Pinsel mehr anrühren, kein Glas Wein mehr trinken und keine Lippe mehr küssen, wenn ich nicht die Wahrheit sage!" rief Charles, einen so weichen und doch blitzenden Blick auf Irma werfend, daß diese, wie gebannt, Kopf und Arme sinken ließ.

„Es ist doch nicht wahr, Du liebst mich nicht!" sagte sie, leise schluchzend.

„Jetzt nicht mehr — das ist richtig!" rief Charles. „Geh' nur zu Deinem Baron! Dein Mützchen fängst Du doch nicht wieder!"

„Charles," rief Irma auf ihn zueilend, „Charles, ich schwöre Dir — er hat mich nur auf die Wangen geküßt. Ich war so unglücklich, so wüthend, so ganz außer mir darüber, daß Du mich verrathen — Du mußt mir verzeihen! Ich wäre in mein Unglück gerannt, nur aus Zorn über Dich! Aber Du bist auch schlecht, Du liebst mich nicht, Du kannst mich nicht so lieben, wie ich es verlange — Du bist zu sehr verwöhnt! Ich habe doch immer nur an Dich gedacht, Charles, und die Anderen merkten es auch; sie verspotteten den Baron und sagten, er wäre für mich nur ein

Mannequin, ein Remplaçant für einen Andern — ein Stellvertreter! O Charles, bist Du schlecht!"

„Ja, das ist Alles recht schön!" sagte Charles, die Umarmung Irma's abwehrend. „Aber das Mützchen! Das Mützchen!"

„Das trage ich noch, das kann ich noch tragen!" rief Irma zornig mit dem Fuß auf den Boden stampfend, und mit einem einzigen Sprunge war sie neben einer Komode, öffnete ein Fach, riß den Hut herunter, setzte sich das Häubchen auf und stand dann mitten im Zimmer, trotzig den Arm in die Seite gestemmt, die Lippen bebend vor Zorn, Thränen in den Augen, und dann plötzlich, als Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen, ebenfalls laut auflachend, und so lachend und weinend in Charles' geöffnete Arme stürzend.

„Also Du liebst mich noch, Irma?" fragte er, sich über sie beugend.

„Ja, Charles; aber Du darfst nicht mehr zu Constant gehen, oder nur mit mir!"

„Gut, das will ich! Und der Baron, der morgen kommt?"

„Ich bin nicht hier — ich will nichts von ihm wissen! Ich gehe mit Dir!" rief Irma, an seinem Halse hängend.

„So komm — sogleich!" rief Charles, und es blitzte fast dämonisch über sein Gesicht. „Was willst Du noch hier! Wir können ja doch nicht ohne einander leben! Willst Du?"

„Ich will Alles, Charles! Nimm mich mit! Ich brauche keine Mahagony-Möbel!"

„Du sollst sie haben — Alles!" rief der Maler. „Adieu, Messieurs, adieu, Mademoiselle Clarisse!"

Und er hob Irma, die ihm jauchzend fast entgegenflog, auf seine beiden Arme.

„Adieu, adieu!" rief Irma. „Er liebt mich — ich gehe mit ihm. Und wenn der Baron kommt, so sage ihm,

Clarisse, er solle mich morgen Abend vor dem Palais Royal erwarten — er weiß schon wo — aber er soll sich die Zeit nicht lang werden lassen. Adieu — auf Wiedersehen!"

So trug sie Charles auf seinen Armen zur Thür hinaus — er ohne Hut, sie mit dem Häubchen.

George, Clarisse und Raymond waren über diese unerwartete Wendung so erstaunt, daß sie in der ersten Minute wortlos dastanden und auf die offene Thür blickten, durch welche die Tritte Charles' noch heraufklangen.

„Unmöglich! Wir können sie nicht so gehen lassen!" rief Clarisse dann plötzlich und sprang nach der Thür.

„Halt, halt! Zurück!" rief George, sie aufhaltend. „Das änderst Du nicht! Bleib' — mach' keinen Lärm! Es war vorauszusehen, daß es so kommen würde, und es konnte noch schlimmer kommen! Mit Charles wird sie wenigstens eine Zeit lang glücklich sein!"

Er drückte Clarisse auf das Fauteuil nieder. Dort saß sie, heftig athmend, aber blaß und mit gesenkten Augen. Die Leidenschaftlichkeit, die in den letzten Minuten in dem Wesen Charles' und Irma's so glühend aufgeflammt war, mochte sie erschüttert, ihre weibliche Natur beleidigt haben.

„Still, still!" fuhr Georg fort. „Du änderst es nicht! Du hast sie gesehen, wie sie kam. Sie wäre morgen mit dem Baron gegangen, nur aus Caprice, aus Aerger über Charles' Verrath! Die Menschen sind nicht Alle, wie wir. Es giebt Vulkane — sie müssen austoben, um nachher zusammenzustürzen. Es ist am besten, wenn sie mit Charles geht. Dann ist sie vielleicht nicht ganz verloren. Betrübe Dich nicht darüber! Die Menschen suchen ihr Glück auf ihre eigene Weise. Wenn selbst Deine Nähe sie nicht von Thorheiten zurückhielt, wie wäre es erst anderswo geworden!"

„Wir hätten sie nicht gehen lassen sollen, nicht gehen lassen dürfen!" rief Clarisse.

„Kämpfe mit Rasenden!" sagte Georg achselzuckend.

„Ging sie heute nicht mit dem, so ging sie morgen mit einem Andern. Und den liebt sie wenigstens! Wenn es irgend einen Trost hierbei giebt, so ist das einer! Sei freundlich gegen sie, wenn Du sie wieder siehst, verstoße, verachte sie nicht! Es wird eine Zeit kommen, in der sie des Mitleids einer Freundin bedarf! Wir wollen uns nicht mehr darum grämen, als nöthig ist. Das wird geschehen, so lange es glühendes Blut, leichtsinnige Herzen und böse Beispiele giebt. Irma hatte ein gutes Beispiel an Dir — sie ist trotzdem den Anderen gefolgt. Wer nicht hören will, mag fühlen!"

„Geh', George, ich bitte Dich! Ich will allein sein!" sagte Clarisse ohne aufzublicken.

„Ja, der Tag graut, und um acht Uhr muß ich schon in unserer Fabrik sein. Da ist wenig Zeit mehr zum Schlafen!" sagte George. „Adieu, liebes Herz! Morgen mache ich um sechs Uhr Feierabend. Du fährst im Omnibus bis zur Barrière d'Enfer. Dort erwartest Du mich! Dann essen wir zusammen vor der Barrière."

„Adieu, Mademoiselle!" sagte Raymond höflich. „Verzeihen Sie mir, daß ich Ihre Ruhe gestört. Freilich würde dieses tolle Mädchen, auch wenn ich nicht gekommen wäre, Sie bis jetzt wach erhalten haben. Ich freue mich sehr, zu wissen, daß ich bisher mit einer so liebenswürdigen Nachbarin in demselben Hause wohnte, und bedauere nur, daß ich mich gerade jetzt wohl bald von diesem Hause trennen werde. Adieu, Mademoiselle!"

Clarisse reichte ihm die Hand, bot ihre Wange George zum Kuß, und die beiden Männer verließen das Zimmer.

Sie stiegen schweigend die Treppe hinab, bis zur Thür von Raymonds Wohnung. Treppen und Korridor waren bereits von dem Lichte des anbrechenden Morgens matt erhellt.

„Sie sind Zeuge einer eigenthümlichen Scene gewesen, Herr Vicomte," sagte George dann. „Aber wenn ich offen sein soll, so muß ich gestehen, daß es mir lieb ist, Irma

endlich von Clarisse getrennt zu sehen. Bisher war ihr nichts vorzuwerfen; aber ich sah längst voraus, daß ihr leidenschaftliches Temperament, ihr Leichtsinn, ihre Vergnügungslust sie zu einer dieser Verbindungen führen würden, die bei uns so häufig sind. Charles hat mit dazu beigetragen, sie auf diesen Weg zu führen. Sie haben seine Ansichten gehört. Er ist im Grunde ein gutmüthiger Mensch, aber wie viele Künstler denkt er zu leicht über die Frauen und das Vergnügen. Irma liebt ihn aufrichtig, aber daß schon die Eifersucht hinreichend war, sie einem Andern in die Arme zu führen, ist ein bedenkliches Zeichen für die Zukunft. Und doch — hätte sie Charles nicht mit sich genommen, so wäre sie vielleicht einem jener kalten Genüßlinge in die Hände gefallen, die ein Mädchenherz nicht nur brechen, sondern auch vollkommen verderben können. Ihr Loos wird freilich auch mit Charles kein glänzendes sein — das ist keine Verbindung für die Ewigkeit! Aber es ist wenigstens möglich, daß sie nicht ganz untergeht, daß sie sich noch einen Rest von Herz und ein gewisses Gefühl für Ehre bewahrt. Um Clarissens willen thut es mir leid, daß diese Scene sich vor ihren Augen zugetragen. Aber es mag ihr eine Warnung sein, wohin Leidenschaftlichkeit führt. Und ich habe nicht mehr zu befürchten, daß sie vielleicht in jene Kreise, aus denen Irma kam, hineingezogen werde. — Nun, Herr Vicomte, erinnern Sie sich, daß ich einige Worte mit Ihnen allein zu sprechen wünschte und wollen Sie mir Gehör geben? Oder sind Sie ermüdet?"

„Durchaus nicht!" erwiederte Raymond. „Aber Sie selbst bedürfen weit mehr der Ruhe!"

„Ich bin daran gewöhnt, manche Nacht schlaflos oder wenigstens zum Theil ohne Schlaf bei der Arbeit zu verbringen," antwortete George. „Auch habe ich nur fünf Minuten mit Ihnen zu sprechen."

Sie traten in die Wohnung des Vicomte. Dieser löschte

die Lampe aus, die noch brannte, und öffnete die Vorhänge. Es war fast heller Tag. Schon flatterten die Vögel in dem Laub der Bäume.

Raymond war durch den Anblick seiner Wohnung an den erlittenen Verlust erinnert worden, und sein Gesicht hatte wieder einen trüben Ausdruck angenommen. Schweigend setzte er sich George gegenüber.

„Herr Vicomte," sagte dieser ernst, „ich habe einige Fragen an Sie zu richten, die Ihnen vielleicht indiscret erscheinen werden. Aber — wenn Sie mir erlauben, das zu sagen! — ich nehme Antheil an Ihrem Schicksal, und möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Deshalb verzeihen Sie mir. Ich meine es gut!"

Raymond blickte eine Sekunde lang aufmerksam in das Gesicht des Handwerkers. Es war treu, ehrlich, offen, das Gesicht eines Mannes, dem man sich gern anvertraut.

„Sprechen Sie!" sagte er freundlich. „Ich habe Zutrauen zu Ihnen!"

„Das ist mir lieb," erwiederte George herzlich. „Ich sagte Ihnen schon, daß wir Ihre Artikel gelesen haben, in denen Sie darauf hinweisen, daß alle Stände zusammenwirken müßten, durch Ehrlichkeit, Rechtlichkeit und Sittlichkeit eine Schranke gegen den mehr und mehr überhand nehmenden Geist der Entsittlichung, gegen die Gewinnsucht, das Haschen und Jagen nach leichtem Gewinn, und die damit verbundene Schlaffheit der Grundsätze aufzurichten. Obgleich Sie als ein Adelicher geboren, erscheinen Sie mir als ein Mann des Volkes, als ein Mann, der weiß, wo der wahre Schaden unserer Zeit, die Ursache zu unseren größten Uebeln zu suchen ist. Deshalb rechne ich Sie zu uns. Haben Sie uns nun dort oben die volle Wahrheit gesagt, die reine Wahrheit? Wollen Sie ein Bürgerlicher werden und als solcher handeln? Sind Sie wirklich mittellos? Macht Ihnen der Gedanke an Ihre Zukunft Sorge?"

„Ich habe Ihnen die reine und volle Wahrheit gesagt," antwortete Raymond. „Sie begreifen wohl selbst, daß die Angelegenheit zu ernst war, um darüber zu scherzen."

„Allerdings," antwortete George. „Nur müssen Sie es mir verzeihen, wenn ich mich nicht sogleich in den Gedanken finden konnte, daß ein Herr aus einer so vornehmen Familie sich plötzlich ohne alle Hülfsmittel und Hülfsquellen sehen sollte. Freilich wird diese Lage erklärlich durch das Zerwürfniß mit Ihrer Familie. Haben Sie schon Pläne für Ihre Zukunft entworfen?"

„Nein," antwortete der Vicomte. „Ich hoffte, mir als Tages-Schriftsteller meinen Unterhalt verdienen zu können. Aber selbst diese Möglichkeit ist mir dadurch geraubt worden, daß die „freie Stimme" zu erscheinen aufgehört hat."

„Ich habe es heute in einem Journal gelesen," sagte George. „Nun, Herr Vicomte, wollen Sie mir erlauben, Ihnen meinerseits einen Vorschlag zu machen?"

„Mein lieber Monsieur George," antwortete Raymond, „ich bitte Sie dringend, alle Förmlichkeiten bei Seite zu lassen. Sie sehen in mir einen Mann, der Ihnen für jeden Fingerzeig dankbar sein wird."

„Wohlan, so will ich offen reden!" sagte George. „Ich arbeite in einer großen Fabrik von Tischlerwaaren, in dem größten derartigen Etablissement, das wir in Paris besitzen. Sie werden den Namen des Prinzipals, des Herrn Serrier, kennen. — Kennen Sie ihn auch persönlich?" fuhr er fort, als Raymond ein bejahendes Zeichen machte.

„Nein," antwortete der Vicomte, „aber ich habe viel von seiner Thätigkeit und seiner Umsicht gehört."

„Die Welt beurtheilt ihn nur als Geschäftsmann," sagte George. „Aber Monsieur Serrier ist auch als Mensch einer der besten, der edelsten, die ich kenne. Ich kenne Züge der Menschenfreundlichkeit, der Mildthätigkeit von ihm, die Sie, wenn ich sie Ihnen erzählen wollte, zwingen würden,

den Mann ebenso zu lieben und zu bewundern, wie ich selbst. Gehen Sie zu ihm, sprechen Sie mit ihm. Er ist ein Mann von der höchsten Bildung, von der feinsten Fassungskraft. Er wird Ihre Lage begreifen, und wenn er kann, wird er Ihnen Beschäftigung geben. Er beschäftigt Tausende von Menschen, darunter natürlich auch solche, die nur mit dem Kopf für ihn arbeiten. Vielleicht findet er mit seinem richtigen Blick eine Stellung für Sie, und wäre es auch nur für einige Zeit, bis Sie Gelegenheit gefunden haben, sich nach etwas Anderm umzusehen. Ich werde morgen, oder richtiger heute früh mit ihm sprechen. Ich glaube, daß er mich lieb hat und daß ich etwas bei ihm gelte. Gehen Sie dann um zehn oder elf Uhr zu ihm. Er besitzt zwei Etablissements, das eine in dem Faubourg St. Antoine, das andere, in welchem ich jetzt arbeite, kurz vor der Barrière d'Enfer, in der Rue d'Enfer. Jedes Kind zeigt es Ihnen."

„Ich kenne es," sagte Raymond.

„Nun gut, sagen Sie ihm, daß Sie von mir geschickt seien, tragen Sie ihm Ihre Angelegenheit vor und seien Sie überzeugt, er wird Ihnen auf irgend eine Weise, entweder mit der That, oder mit sehr gutem Rath, helfen."

„Mein lieber Monsieur George," rief Raymond, die Hand des jungen Mannes ergreifend, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen und nehme Ihren Vorschlag an. Der Gedanke, nicht zu wissen, wovon ich über acht Tage existiren soll, ist mir so entsetzlich, daß ich jedes ehrenwerthe Mittel des Erwerbes mit Vergnügen und Eifer ergreifen werde. Auch bebe ich vor keiner Art der Arbeit zurück. Nur fürchte ich, werde ich zu den meisten Arbeiten untauglich sein. Doch — ich bin jetzt ein Mann des Volkes, und auch meine Hände sollen arbeiten, wenn sich für meinen Kopf keine Beschäftigung findet."

„Gut denn!" rief George und erhob sich sichtlich erfreut. „Um elf Uhr; es ist die beste Stunde!"

„Ich werde es nicht versäumen!" sagte Raymond.

Und eine Flasche auf seinem kleinen Buffet erblickend, nahm er sie, füllte zwei daneben stehende Gläser mit Wein und rief:

„Meine hohen Verwandten haben mich verstoßen, ein Dieb hat mich zum Bettler gemacht! Aber das Glück will mir wohl. Schon finde ich neue Freunde, und es eröffnet sich mir die Aussicht auf Thätigkeit. Stoßen wir an auf die Zukunft, die glückliche Zukunft, die jedem ehrlich strebenden und arbeitenden Menschen winkt, wenn Gott in seiner unergründlichen Weisheit es nicht anders beschlossen!"

„Auf das Glück in der Arbeit und auf daß uns Gottes Segen werde!" sagte George ernst und sie leerten ihre Gläser.

Dann schüttelten sie sich die Hände. Schon sangen die Vögel im Garten und der Sonnenschein blitzte auf den Dächern der Häuser. Es war ein fröhlicher, lust- und muthherweckender Morgen.

George ging, nachdem ihm Raymond versprochen, ihn sobald als möglich von dem Ausgange seiner Unterredung mit Monsieur Serrier zu benachrichtigen. Raymond aber warf sich etwas beruhigt und von neuen Gedanken erfüllt, auf sein Bett, zog die Vorhänge zu und entschlummerte nach wenigen Minuten.